NMM

Das Loggbuch.

Scherz und Ernst zur See.

Von

Heinrich Smidt.

Erster Theil.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

1844.

RBR
Jant2
#232

Hexen-Bootsmann.

„Allen meinen Glauben setze ich auf Gott und alle meine Liebe schöpfte ich aus Ihm. Er spricht zu mir in dem Brausen der Wellen und in dem Heulen des Sturmes; ich falte vertrauensvoll die Hände, denn Er hat mich noch nie verlassen."

Mit diesem frommen Spruche, den ich in mancher Stunde des Leidens und der Gefahr gebetet habe, will ich auch dieses Loggbuch beginnen. Er soll seine Schutzmacht sein und es vor unreinen Gedanken bewahren.

Wie ich so sitze in der Einsamkeit, ist mir wohl um's Herz, und die Thränen, die mir über die Backen rinnen, machen mir das Gewissen nicht schwer; sie sind den Erinnerungen meines vielfach bewegten Lebens geweiht. Diese Erinnerungen will ich diesen Blättern anvertrauen; es soll meine letzte Arbeit sein, nach so vielen Erfahrungen, so vielen Leiden und Kämpfen während eines langen und ruhelosen Lebens. Sie sind ja Alle nicht mehr, mit denen ich einst Freude und Leid getheilt; so rufe ich sie denn in mein Gedächtniß zurück, und wenn ich sie noch ein Mal gesehen, vertraue ich auf den himmlischen Vater, der mir so oft geholfen, daß er meine müden Augen schließen und mich eingehen lassen wird zu seiner Herrlichkeit.

Als ich noch jung war, fast noch zu jung, um durch das Soldatenloch in den Mastkorb zu kriechen, nannten sie mich Emanuel, als ich später Bootsmann wurde und zu den Officieren des Vordermastes gehörte, hieß ich Meister Emanuel. Das ist Alles, was ich von meiner Herkunft weiß; denn in welchem Lande, und von welchen Aeltern ich geboren worden bin, weiß ich nicht zu sagen. Ein alter Fischer fand mich eines Morgens vor seiner Hütte liegen, und er und seine Frau beschlossen sich meiner anzunehmen und mich christlich, in der Furcht Gottes zu erziehen.

Diese Erziehung in der Furcht Gottes bestand darin, daß ich von dem ersten Tage an, wo ich im Stande war einige Arbeit zu thun, das früher gegessene Brod durch fleißiges Tagewerk abverdienen mußte, und arg gescholten ward, wenn ich mich versäumte oder zu wenig that. Saß ich dann so am Strande mit den Netzen, den Bojen oder den Angeln beschäftigt, und die großen Schiffe zogen an mir vorüber der unfernen See zu, wurden mir die Augen naß und ich mußte oft bitterlich weinen.

Und ich hätte so gerne gelacht, denn von Hause aus war mein Gemüth offen und mein Herz fröhlich. Aber die andern Kinder duldeten mich nur selten unter sich, und wenn sie es thaten, so geschah es, um mich zu

necken und zu schlagen. Ich war ein Findelkind, und nach der Meinung der Menschen dürfe man einem solchen unglücklichen Wesen jede Schmach bereiten; denn wenn die bösen Buben mich neckten, lachten die Alten aus vollem Halse. Ich hatte auch noch einen Fehler an mir, der mir viele Ungunst zuzog und den ich erst später entdeckte. Ich konnte ihn leider nicht ablegen.

Einstmals war das Dorf in großer Bewegung. Eine vornehme Dame hatte bei dem Bauernvoigt ihre Wohnung genommen, weil sie kränklich war und die Aerzte ihr gesagt hatten, die frische Luft würde ihr heilsam sein. Die Dame mußte wohl sehr angesehen sein und viele vornehme Bekanntschaften haben; denn täglich kamen neue Besuchende zu Wagen und zu Pferde, die stundenlang verweilten und sich viele Mühe gaben, der armen Frau die Langeweile zu vertreiben. Fast schien es aber, als sei der Dame nur wenig um alle diese Besuche zu thun; denn sie schien froh und glücklich zu sein, wenn sie allein im Garten saß und sich mit ihrem Knaben beschäftigte, der ungefähr fünf Jahre alt war.

Dieser Knabe wurde bald ein Gegenstand der Aufmerksamkeit für das ganze Dorf. Noch nie solle man ein so schönes Kind gesehen, und wer seine glänzenden Locken sah, wer einen Blick aus seinen sanften blauen Augen erhielt, wen es anlächelte, der fühlte sich so glück-

lich, als ob ihm irgend etwas Besonderes begegnet sei. Auch ich freute mich über das schöne Kind, und suchte mich ihm zu nähern, so viel ich konnte. Aber es gelang mir schlecht; denn sobald das Kind mich sah, fing es an zu weinen, winkte mit der Hand, daß ich gehen sollte, und barg das Gesicht in dem Schooße der Mutter.

„Was hat Dir denn der arme Knabe gethan?“ fragte die Mutter beschwichtigend. Aber keine Antwort erfolgte, und sollte sich das Kind beruhigen, mußte ich fort. Ich ging mit Betrübniß, denn ich hatte mich zu dem Kinde hingezogen gefühlt und liebte es von ganzem Herzen.

Da geschah es eines Tages, daß der schöne Knabe im Garten mit mehreren Dorfkindern gleichen Alters spielte, und sich von diesen verlocken ließ, bis zu den äußersten Bollwerken zu gehen, an deren Fuß der Strom vorüberbrausete. Unfern davon lag ich mit meinem Boote, um die Angelschnüre in Ordnung zu bringen, als ich plötzlich den Knaben mit seinen Spielgefährten auf der Höhe des Bollwerks erscheinen sah. Das Haar sträubte sich mir, und ich rief ihnen zu, so laut ich es nur vermochte, daß sie sogleich herabsteigen sollten. Allein sie hörten nicht, und ehe man es sich dachte, war das Unglück geschehen, der schöne Knabe stürzte kopfüber in die Elbe. Seine Gefährten erhoben ein großes Geschrei und stoben nach allen Seiten auseinander; ich stand wie

vom Schlage getroffen, einer vernünftigen Ueberlegung war ich nicht fähig, aber ein dumpfes Gefühl regte sich, und ich sprang dem Kinde besinnungslos nach.

Gott, der die Unschuld schützt, war mit mir, und als von allen Seiten Männer herbei kamen, um zu helfen, tauchte ich aus den Wellen auf, den Knaben mit einem Arm fest umschlossen. Ich hörte noch, wie ich mit lautem Freudenrufe begrüßt wurde; dann aber schwand mir die Besinnung.

Die Dankbarkeit der Mutter war groß; sie sagte mir selbst, daß ich ihr mit ihrem Kinde die einzige Freude ihres Lebens erhalten habe. Doch blieb sie sehr traurig und niedergeschlagen; ihr kleiner Knabe hatte vor Schrecken die Sprache verloren und konnte keinen Laut hervorbringen; sie sollte seine süße Stimme nicht mehr hören, er konnte nicht mehr zu ihr sagen: „Mutter! liebe Mutter!“ Die arme Frau weinte fast immer über das Geschick ihres stummen Lieblings. Mir aber schien dieser plötzlich seine ganze Neigung zugewendet zu haben; sobald er mich sah, eilte er mir entgegen, schlang den Arm um meinen Nacken und machte mir Zeichen, dasselbe zu thun, als sollte ich ihn aus dem Wasser tragen; dann war er zufrieden, strich sich die hellen Locken aus dem Gesichte und winkte der Mutter.

Da kam eines Tages wieder Gesellschaft, als ich mit

dem Kinde spielte, und ein kleiner, widerwärtiger Mensch, der vorausging, ward uns zuerst gewahr.

„Nein," rief er aus. „Habe ich all mein Lebstage so etwas gesehen! Hier spielen Nacht und Tag mit einander! Kommt, Ihr Herren, kommt geschwinde!"

Die Gäste kamen und stimmten ein lautes Gelächter an. — Mir war die Brust mächtig bewegt, ich schlug die Augen nieder, aber die Hände ballten sich mir krampfhaft zusammen, denn ich fühlte, daß das laute Gelächter mir galt; der Knabe aber schmiegte sich furchtsam an mich.

„Das ist ein Raphael und ein Höllenbreughel!" rief der kleine widerwärtige Kerl noch ein Mal, und ob ich gleich nicht wußte, was es bedeuten sollte, so fühlte ich doch, daß es mir zum Hohne und Schimpf gesagt sei. Gewiß wäre ich aufgesprungen und hätte ihn zur Rede gestellt, aber das Kind klammerte sich fest an mich, und sah bittend zu mir auf. Ich bezwang mich und bittere Thränen rannen über meine Wangen.

Der kleine Kerl sah mich nicht sobald weinen, als er auch ein helles Gelächter aufschlug und laut rief: „Jetzt sieht der Wechselbalg aus wie ein Hexenbild, wie ein wahrhaftes Hexenbild!" Er lief wie ein Blitz davon in das nahegelegene Lusthaus und kam mit einem Spiegel zurück, den er mir vorhielt und dabei ausrief: „Da

schau hinein, und sage mir in Wahrheit, ob's ein altes Hexenweib in Eurem Dorfe gibt, die so toll aussieht, wie Du?"

Ich fuhr fast vor dem Anblick zurück, der sich mir darbot. Früher hatte ich mich um mein Aussehen durchaus nicht gekümmert; aber wie ich mich dasitzen sah, neben dem schönen Kinde, das gerade so aussah wie die lieben Engel auf dem großen Altonaer Kirchenbilde, da ergriff mich eine tiefe und unendliche Wehmuth; ich fühlte, daß diese Häßlichkeit, welche die Vorsehung mir aufgebürdet, mir jedes Glück verkümmern und ich keine frohe Stunde haben würde, die nicht durch diese traurige Erinnerung verleidet werden müßte. Unfähig, mich länger zu halten, riß ich mich von dem Kinde los und schlug, bitterlich weinend, die Hände vor das Gesicht.

„Hexenkerl! Hexenkerl!" schrie jener widerwärtige Mensch abermals, und reizte die Uebrigen auf, mich zu höhnen, aber mein tiefer Schmerz mochte ihnen doch zu Gemüthe gegangen sein; es blieb Alles still.

Da erschien die Dame, deren Kind ich das Leben gerettet, und mit ihr ein Herr von gar stattlichem Ansehn. Sie hatte die letzten Ausrufungen meines Feindes gehört, und als sie mich so heftig weinen sah, fragte sie sehr ernst: „Wer war mit dem Ausrufe gemeint?"

Der junge Bösewicht deutete auf mich und wollte

Einiges zu seiner Entschuldigung anführen, aber sie gab es nicht zu, sondern sagte: „Diesem Knaben verdanke ich die Erhaltung dessen, was für mich auf der Welt einzig und allein noch Werth hat; ich hoffe, daß Keiner, der mein Haus besucht und dem meine Achtung noch irgend etwas gilt, dies jemals vergessen wird."

Diese Worte brachten auf einmal eine ganz andere Wirkung hervor, und ich ward der Gegenstand vieler Lobeserhebungen und Liebkosungen; es war Niemand, der meine That nicht rühmte oder mir irgend etwas Angenehmes erweisen wollte. Nur der junge Mensch, der so bitteren Spott über mich ausgegossen hatte, stand seitwärts und maulte. Er sah mich mit einem vernichtenden Blicke an, und sein flammendes Auge schien sagen zu wollen: „Das gedenke ich Dir!"

Die Dame hatte unterdessen mit ihrem vornehmen Begleiter gesprochen und dieser kam jetzt zu mir: „Wir wollen etwas für Dich thun," sagte er mit einer starken, wohltönenden Stimme, „um Dich für Deine That zu belohnen. Denke nach, was Du in der Welt werden willst, und wir wollen Dir beistehen, es zu erreichen. Oder hättest Du schon daran gedacht? Sprich!"

Bei dieser Aufforderung wurde mir sonderbar zu Muthe. Als mich der Fremde mit seinen klaren Augen fest anblickte und seine kräftige Stimme erklang, fühlte

ich keinerlei Furcht, aber ein mächtiges Gefühl ergriff mich, ich begriff, daß dieser Augenblick für mein ganzes Leben entscheidend sei. Mein Blick fiel zufällig auf das Kind, das mir die Erhaltung seines Lebens verdankte; das führte mich auf den Strom, und von dem Strome auf die großen Schiffe, die ihn befuhren und die so oft der Gegenstand meiner Sehnsucht waren. Und wenn ich sie an mir vorüber ziehen sah und erblickte auf dem Vorderdeck den Bootsmann, wie er Alles anordnete, Befehle ertheilte und selbst Hand anlegte, während der Capitain und seine Officiere müßig auf dem Halbdeck standen, dann empfand ich einen großen Respekt vor einem solchen Meister des Kabelgats, und mein kühnster Traum war es, auch einmal eine solche Stelle einzunehmen. Dies Alles fiel mir jetzt ein, und ich antwortete mit lauter Stimme: „Bootsmann will ich werden!"

Der Fremde lächelte: „Das geht so schnell nicht, mein Sohn; wer Officier des Kabelgats sein will, muß erst lange als Kajütenjunge und Halbmatrose dienen; aber wenn Du Lust hast, Seemann zu werden, so glaube ich wohl, daß ich Dir dazu behülflich sein kann. Wie heißest Du?"

„Am Tage Emanuel lag ich auf des alten Hiob's Schwelle," antwortete ich, „darum heiße ich Emanuel."

„Es ist ein Findling, ein unglückliches, ausgesetztes

Kind!" sagte die Dame zu ihrem Begleiter. „Er ist ganz verlassen und rettete meinen Edmund; er hat also doppelten Anspruch auf meine Dankbarkeit."

„Wir werden Alles thun, um Sie zufrieden zu stellen," sagte der vornehme Herr, indem er der Dame den Arm bot und sich gegen die übrige Gesellschaft verneigte; dann sich zu mir wendend, rief er lachend: „Adieu, kleiner Bootsmann, und hier etwas zum Ankauf der silbernen Kette und der Pfeife." Er warf mir eine Börse zu, worin ich zu meinem Erstaunen mehrere Goldstücke erblickte, und entfernte sich mit allen Uebrigen.

Ich war sehr bewegt zurückgeblieben und versank in ein tiefes Nachdenken, aus welchem ich erst nach einer Pause durch ein Geräusch aufgeschreckt wurde. Ich blickte auf und sah den albernen Kerl vor mir, dem ich schon so vielen Verdruß verdankte. Unwillkührlich fuhr ich vor ihm zurück und lachend rief er aus: „Kleiner Hexenkerl! Bootsmann willst Du also werden? Weißt Du, wie Du in Zukunft heißen sollst? Hexenbootsmann! Hexenbootsmann!"

Außer mir vor Wuth griff ich nach einem schweren Steine, der vor mir am Boden lag. Mein Arm war bereits stark und ich war auf Werfen eingeübt. Obgleich ich zitterte, fehlte ich doch des Zieles nicht, und der Stein flog so geschickt, daß er die Brust des Geg-

ners traf und dieser heftig zurücktaumelte. Ich war viel zu erregt, um die Folgen zu überdenken, sondern griff vielmehr nach einem zweiten Steine, um mein Rachewerk fortzusetzen, aber der Getroffene, der meine Absicht merken mochte, lief davon und rief mit kreischender Stimme: „Hexenbootsmann! das gedenke ich Dir!"

Als ich nach einiger Zeit, die ich einsam im Garten zubrachte, von Edmund's Mutter Abschied nahm und ihr den Vorfall erzählte, antwortete sie ernst: „Ihm widerfuhr sein Recht; aber ich wollte, es wäre nicht geschehen. Du hast Dir den Sohn eines mächtigen Mannes zum Feinde gemacht und es kann von üblen Folgen für Dich sein. Rechne aber stets auf mich und auf den Beistand des Herrn, der vorhin mit Dir gesprochen hat."

Als ich später nach dem Dorfe zurückkehrte, ging schon ein Theil dieser Vorhersagung in Erfüllung; denn als ich mich sehen ließ, erfuhr ich sogleich, daß mein Feind schon hier gewesen war und Unkraut gesäet hatte. Mit voller Hand theilte er Schillinge aus an die Jungen, die eben aus der Schule kamen, und lehrte sie, was sie dafür zu thun hätten. Sie jauchzten laut auf, denn es galt ja dem widerwärtigen Emanuel ein Bein zu stellen. Als ich erschien, wurde ich von allen Seiten umringt und der Ruf: „Hexenbootsmann! Hexenbootsmann!" schallte mir entgegen; ich war wehr-

los gegen die Menge und mußte ihren Hohn dulden. So ging es fort bis nach Hause. Mein Pflegevater glaubte, ich hätte den Aufruhr angezettelt, und wollte mich züchtigen. Er gab sich erst zufrieden, als ich ihm meine Goldstücke zeigte und sie mit ihm theilte.

Aber sobald ich mich auf der Straße sehen ließ, hörte ich den mir so widerwärtigen Ruf, und da ich nicht im Stande war, meine bittere Empfindlichkeit zu unterdrücken, reizte ich die Jungen noch immer mehr gegen mich auf. Einige Male machte ich von der Stärke meines Armes Gebrauch, und die Gemißhandelten liefen heulend und schreiend nach Hause. Dadurch nahm ich auch die Erwachsenen gegen mich ein und es währte nicht lange, daß Jedermann mir im Orte feindlich gesinnt war und die alten Weiber bei meinem Anblick ein Kreuz schlugen, als ob ich der leibhaftige Gott sei bei uns gewesen wäre.

Da kam zur rechten Zeit ein Bote, der mir den Bescheid ertheilte, daß ich mich an Bord des Hamburger Schiffes „Rosenbaum" begeben sollte, das von dem Capitain Falk kommandirt wurde. Ich nahm schnellen Abschied von meinen Pflegeältern, und ging dann zu der Dame und ihrem kleinen Edmund, der mich gar nicht von sich lassen wollte. Meine Wohlthäterin sagte, sie habe für meine Ausstattug gesorgt und ich würde

Alles am Bord vorfinden. Als ich zum Dorfe hinausschritt, riefen mir die muthwilligen Buben noch ihr „Hexenbootsmann" nach. Ich habe diesen Schimpfnamen während meines ganzen Lebens tragen müssen.

Die Kajüte.

Meister Emanuel schreibt weiter:

Die ersten Seiten meines Loggbuchs handeln von den frühesten Ereignissen meines Lebens bis zu dem Beginn meiner Abenteuer und Seefahrten; das gegenwärtige Blatt soll erzählen, wie und wo ich mir, nach Beendigung derselben, eine Heimath suchte und fand.

Mit Thränen in den Augen verließ ich das Schiff, mit welchem ich zuletzt aus tropischen Ländern heimgekehrt war. Ich setzte meinen Fuß in das Dorf, wo ich die erste Spur meines Daseins auffinde, und wollte hier meine Tage beschließen. Warum ist doch dies Neumühlen, das sich so lieblich am Fuße des Berges ausdehnt, so schön, und hatte doch für mich nicht eine frohe Stunde? Ich ging von einem Hause zum andern; überall fremde Gesichter, unbekannte Leute. In dem Garten, wo die schöne Dame mit dem stummen Edmund gewohnt hatte, war es nun wüste und leer. Der Eigen-

thümer war gestorben und es hatte Niemand im Dorfe Lust, ein Hauswesen zu erstehen, das nur zum Prunk da war und keine Einkünfte abwarf. Zuletzt ging ich in den Krug. Der Wirth, mit mir von gleichem Alter und in der Jugend mein größter Gegner, sah mich an und ein spöttisches Lächeln flog über sein Gesicht: „He! He! He! Ist Er nicht der Hexenbootsmann? Wo kommt Er denn her? Setze Er sich, Hexenbootsmann! He, he, he! Womit kann man dienen?"

Mit einem innern Schauer wandte ich diesem boshaften Gesellen den Rücken und pilgerte weiter längs dem Strande nach Altona. Es war trübes Wetter, der Wind hatte die Elbe mächtig aufgeregt und ein feiner Sprühregen schlug mir in's Gesicht. Es stimmte vollkommen mit meiner trüben Sinnesart überein. Ich erreichte die Stadt. Gleich bei'm Eintritt in dieselbe gelangte ich an ein wüstes und unheimliches Werft, auf welchem ein halbverwitterter, hölzerner Schuppen stand, der kaum ein dürftiges Obdach und einen sehr unvollkommenen Schutz gegen die empörten Elemente darbot. Aus der vorbeifließenden Elbe schoß ein hochgelegener Helgen bis an die Mitte des Werftes hinauf, aber der Umstand, daß er am obern Ende dicht mit Moos bewachsen war, bewies deutlich, daß manches gesegnete Jahr vergangen, seit der Kiel eines Schiffes

auf demſelben ruhte. An manchen Stellen keimten einige Grashälmchen aus dem ſandigen Boden hervor; ein neuer Beweis, daß hier ſchon ſeit langen Tagen jede heitere Werkthätigkeit verſchwunden war.

Neben dieſem Werfte lag ein altes dreimaſtiges Schiff, das aber ſeine Zeit zur See längſt ausgedient hatte und ein vollkommenes Wrack war. Der Rumpf war mit einer dicken Kruſte von Pech und Theer überzogen, die Ballaſtpforten ſtanden weit auf, und Wind und Regen ſchlugen ungehindert in den Raum. Die wenige Takelage, die noch an den Maſtſtumpfen hing, war verwittert und hing in Fetzen herab. Alle Farbe war weggewaſchen und das blanke Holz von der Sonnenhitze vielfach aufgeriſſen worden.

Dies troſtloſe Bild der Vernichtung paßte vortrefflich zu meiner Gemüthsſtimmung, und als ich eine nahe gelegene Schenke betrat, erkundigte ich mich genau, welche Bewandtniß es mit dieſem einſamen Werfte habe. Ich erfuhr, daß derſelbe, ſammt dem daneben liegenden Wracke, zu dem Nachlaſſe eines längſt verſtorbenen Schiffbauers gehöre, daß aber Niemand Luſt habe, ſich mit demſelben zu befaſſen.

Mein Plan war bald gemacht. Nach acht Tagen war ich in dem Beſitz des Werfts; der vereinſamte Helgen ward von ſeiner Mooshülle befreit und alle

Anstalten getroffen, das vergessene Wrack auf den Stapel zu bringen. Wenig kümmerte ich mich um das Kopfschütteln und Flüstern der Leute, und fuhr fort meinen Plan so auszuführen, wie ich ihn entworfen hatte und wie er mir täglich lieber wurde. Als das Schiff an der Stelle stand, wo ich es haben wollte, ließ ich Leute kommen, die es von außen und innen reinigen und wohnlich einrichten mußten. In den unteren Räumen sollten die Vorräthe aufbewahrt und die Kajüte des Capitains sollte mein Aufenthaltsort werden, wo ich meine letzten Lebenstage zubringen und von vielen Mühseligkeiten ausruhen wollte. Das Zwischendeck betreffend, hatte ich einen eigenen Plan gemacht. Es gehen gewiß viele Seeleute herum, sagte ich zu mir selbst, die, gleich dir, beschwerten Herzens sind und von dem Treiben der Menschen nichts hören und sehen mögen; aber es bleibt ihnen keine Wahl, denn sie sind arm und können sich kein einsames Asyl schaffen. Dich aber, Emanuel, hat Gott mit großer Wohlhabenheit gesegnet; so sei denn diesen alten Salzwasser-Gefährten ein Stab und eine Stütze. Dies sagte ich zu mir selbst und ließ nun das Zwischendeck der Länge nach in zwei Theile theilen. Zu beiden Seiten wurde eine Reihe kleiner Kajüten gebaut und mit Allem versehen, was ein nicht verwöhnter Seemann

braucht, um sich am Bord behaglich zu fühlen. Zwischen diesen Kajüten ging ein breiter Gang, der von oben herab durch Patentgläser sein Licht empfing und bei schlechtem Wetter zum Spaziergang dienen sollte. Als diese Arbeit beendet war, wandte ich mein Augenmerk dem Kabelgat zu, wo ich am Bord der verschiedensten Schiffe meine Lebenszeit zugebracht hatte. Dies sollte eine allgemeine Versammlungs-Kajüte vorstellen; zu dem Ende ward in der Mitte desselben ein großer Tisch angebracht und die Stühle um denselben gereiht. Ja, ich ging in meinem Eifer so weit, diesen Tisch mit Pfeifen zu belegen und auf jeden Platz einen schimmernden Zinnkrug zu stellen, damit er bei dem nöthigen Abendtrunke nicht fehle. In einer Ecke dieser allgemeinen Kajüte wurde ein Tischchen gestellt und auf denselben gegenwärtiges Loggbuch gelegt, um darin alle die Begebenheiten aufzuzeichnen, welche die alten Seeleute sich erzählen würden; es sollte das Leben und die Schicksale alter Matrosen enthalten, die, von der Welt mißachtet, an Bord dieses Wracks ihre Tage zu beschließen gedachten, und eine Chronik werden, die das Leben zur See in seiner vielfachsten Gestaltung zeigt.

So war denn das Schiff mit seinen gastlichen Kajüten fertig und harrte der Bewohner.

Jan Hellwig.

Ich konnte es nicht vermeiden, in der ersten Zeit meines Aufenthalts oft unter Menschen zu erscheinen. Der Ankauf des Werfts und der Ausbau des aufgelegten Schiffes hatte in den unteren Theilen der Stadt großes Aufsehen erregt und, mir zum Verdruß, die Aufmerksamkeit auf mich gezogen.

Als ich eines Morgens, bei sehr trübem Wetter, nach der Elbbrücke ging, landete ein Schiffsvolk, das so eben abgemustert hatte und in voller Aufregung war. Mit lautem Geschrei umringten sie einen hochaufgeschossenen Jungen, der eine blaue Seemannsjacke trug, sonst aber wenig das Ansehen eines Burschen hatte, der jenseit der rothen Tonne eine Zeit lang umhergeschwommen. Er schrie laut, denn die Matrosen höhnten ihn nicht nur und gaben ihm entsetzliche Schimpfnamen, sie stießen ihn auch von einer Seite zur andern und mißhandelten ihn auf alle Weise.

„Verdammt ist der Junge!" schrie Einer. „Der Bursche hat während der ganzen Reise nichts gethan, als uns im Wege stehen, und dafür, daß wir seine Arbeit thun mußten, hat er die Monatsgage eingestrichen."

„Er hat sie eingesackt, aber er soll sie nicht behalten!

Ich bin verdammt, wenn er es soll!" schrie ein Anderer. „Heraus mit den Speciesthalern, die Du Blutdieb erhalten, damit wir sie kriegen, denn es ist unser rechtmäßiger Lohn!"

Der Junge brüllte laut und stellte sich mit allen Kräften zur Wehre; aber was vermochte er gegen die Menge. Man entriß ihm das Geld und theilte es jubelnd aus, während man fortfuhr, ihn zu schlagen und zu stoßen.

„Meine Mutter! Meine arme Mutter!" wimmerte der Junge vor Schmerz und Angst.

„Halte das Maul von Deiner Mutter!" schrie ein bärtiger Kerl mit glühendrothem Gesicht. „Das Weib ist eine Bettel und sitzt im Zuchthause, während sie an den Galgen gehörte. Gleich mache Dein Schandmaul auf und sage, daß Deine Mutter zu baumeln verdient, weil sie meiner Schwester Leinen gestohlen hat. Willst Du nicht? So nimm das!"

Er gab dem Knaben mit der geballten Faust einen so heftigen Schlag, daß dieser wimmernd zu Boden sank. Länger hielt ich mich nicht zurück; ich vergaß mein Alter und meinen von Wunden geschwächten Arm, brach durch die müßigen Zuschauer und riß den Gemißhandelten vom Boden auf: „Schämt Euch, einen Wehrlosen so zu behandeln! das ist kein Seemanns-, sondern Tollmanns-

Werk! Ein lässiger Bootsmann muß seiner Zeit das Tauende über Euch geschwungen haben."

Mein entschlossenes Benehmen schien sie Anfangs einzuschüchtern, denn sie sahen mich mit starren Augen an; aber Einer aus der Menge erkannte mich, und die Grogflasche, aus welcher er so eben noch einen herzhaften Schluck gethan, mir nach dem Kopfe werfend, schrie er laut: „Hexenbootsmann! Verdammter Hexenbootsmann! Schlagt den Matrosenquäler todt!"

Wie ein Sturmwind flogen sie auf mich zu, und unfehlbar würden sie ihren Vorsatz ausgeführt haben, wenn nicht die Polizei-Soldaten herbeigekommen wären und die Ruhestörer verjagt hätten, mit ihnen flohen auch die Zuschauer und ich blieb allein am Boden liegen. Mühsam raffte ich mich auf und der Junge, der noch immer vor Schmerz weinte, suchte mir nach Kräften zu helfen. Ihn schüttelte ein Fieberfrost, seine Thränen flossen unaufhaltsam, und abwechselnd stieß er die Worte aus: „Meine Mutter! Mein Geld!"

Ich war selbst der Hülfe bedürftig, aber der Anblick des Unglücklichen rührte mich; ich griff nach seinem Arm und uns gegenseitig stützend, langten wir auf meinem Werfte an. Ein helles Feuer, das ich im Kamine anzündete, lockte meinem Unglücksgefährten ein freundliches Lächeln ab, begierig trank er aus dem dargereichten

Kruge, dann aber sank er auf die Kiste zurück, die ihm zum Sitze diente, und fiel in einen tiefen Schlaf.

Am Abend, als wir uns Beide erholt hatten und ganz allein neben einander saßen, suchte ich ihn zutraulich zu machen und zum Reden zu bewegen. Es gelang mühsam. „Jan Hellwig heiße ich," sprach er, „und all' mein Lebstage habe ich nicht zur See wollen, sondern lieber in der Fabrik arbeiten. Aber sie sagten Alle, ich könne zur See weit mehr verdienen und meine Mutter erlösen, darum that ich es, damit sie aus dem finstern Loche herauskäme. Aber sie haben mich von dem ersten Tage bis zum letzten gemißhandelt und mich einen Diebsjungen genannt, ob sie mir gleich selbst Alles genommen! Meine Mutter! Mein Geld!"

„Und was hat Deine Mutter gethan?" fragte ich. „Weshalb muß sie im Loche sitzen?"

„Sie hat gestohlen," antwortete Jan Hellwig leise; „sie hat des David Raßmuß' Schwester das Leinen gestohlen und die Nachbarn haben es gesehen."

Ich wandte mich unwillkürlich ab. Sollte mein erster Gefährte am Bord der Sohn einer Diebin, vielleicht selbst ein Dieb sein? Schon wollte ich ihn fortschicken, aber ein Blick auf seine Leidensgestalt weckte mein Mitleid auf's Neue und mit ernster Stimme fragte ich: „Weißt Du auch, mein Junge, wessen Du Deine Mutter beschuldigst?"

Er nickte mit dem Kopfe und fuhr mit dem frühern Flüstern fort:

„Dem Vater und der Mutter ist es unglücklich gegangen ihr Lebenlang. Sie war eines feinen Mannes Tochter und hätte hoch hinaus können, aber sie liebte meinen Vater, der nur ein armer Schreiber war. Sie heiratete ihn heimlich, und von dem Tage ab wurde sie aus dem Aelternhause verjagt. Sie durfte meinem Großvater nie vor Augen kommen, und dieser alte, böse Mann wußte es dahin zu bringen, daß Jedermann meinen armen Vater scheel ansah, der dadurch immer mehr in unverdientes Elend gerieth. Da wurde die Mutter mit jedem Tage trauriger, der Vater aber wurde rauh und wild, griff nach der Branntweinflasche, und wenn er trunken war, schlug und stieß er nach uns. So dauerte es lange Zeit fort bis mein Vater starb. Bleich und kalt lag er da, aber wir waren so arm, daß wir nicht ein Hemd hatten, um es ihm anzuziehn. Da faßte sich die Mutter ein Herz; laut weinend ging sie hinaus nach Ottensen, wo der Großvater auf seinem schönen Landsitze wohnte; sie warf sich ihm zu Füßen, aber er stieß sie von sich und gerieth in einen so heftigen Zorn, daß er vom Schlage getroffen zu Boden sank. Die Verwandten, welche bei ihm lebten, kamen herbei, erzürnten sich sehr über die Mutter, maßen ihr die Schuld

an des Vaters Tod bei, und trieben sie zum Hause hinaus. Unterdessen war es Abend geworden. Die Nacht machte Alles noch unheimlicher und verwirrte der armen Mutter, die schon so Vieles hatte erdulden müssen, den Verstand vollends. Sie dachte an den todten Vater, von dem man sie verjagt hatte, und an den todten Mann, den sie begraben sollte und für den sie nicht einmal ein Todtenkleid hatte. Da kam es, daß sie an dem Bleichplatz der Susanne Raßmuß vorüberging; dort lagen mehrere Stücke schönes Leinen ausgespannt, das im Mondschein glänzte, wie fallender Schnee. Gott, dachte die Mutter, wenn du nur das kleinste dieser Stücke hättest, so wäre es genug! Und als ihr der böse Geist diesen Gedanken eingegeben hatte, nahm sie das Leinen auf und wollte damit entfliehen. Aber sie war gesehen worden, — ach, nun wißt Ihr wohl — sie kam in's Zuchthaus. Ich aber habe frohen Muthes auf der Reise Alles erduldet, weil ich immer an das Geld dachte, das ich der Susanna Raßmuß bringen wollte, um meine Mutter auszulösen. Nun aber ist es mir genommen, und ich kann nichts thun, als weinen. Mein Geld, mein schönes Geld!"

Er blieb auf der Kiste sitzen und sah vor sich hin; mein Plan war aber sogleich gefaßt. Ich behielt den unglücklichen Knaben bei mir und gedachte andern Tages

seine Mutter frei zu machen. Es war zu spät; die Frau hatte ihre Schande nicht überlebt, sie war lange begraben. Ich kehrte an Bord zurück, und theilte es, so schonend ich nur konnte, dem Sohne mit. Er war ganz außer sich mit Heulen und Schreien; ich ließ ihn eine Weile gewähren, dann aber sagte ich ihm sehr ernst: „Jan Hellwig, es ist wohl gut, daß Du Deine Mutter beklagst und um sie weinst; aber wenn Du jemals einen christlichen Unterricht genossen hast, so solltest Du vielmehr Gott preisen, daß er es so gefügt hat. Wäre Deine Mutter am Leben geblieben, und ihre Besinnung wäre zurückgekehrt, konnte sie nur unglücklich sein. Die Leute hätten mit Fingern auf sie gewiesen und niemals hätte sie einen frohen Augenblick gehabt. So hat denn Gott in seiner Weisheit es gefügt, daß sie hat sterben müssen, um aller Trübsal ein Ende zu machen, und um dort oben wieder zu finden, was sie hier unten entbehren mußte."

Es gelang mir nach und nach den Knaben zu beruhigen und ihn zu einem ordentlichen Burschen zu machen, der im Stande war, etwas Vernünftiges zu thun; es vergingen keine zwei Monate, und er verstand schon Alles, was ein rechtschaffener Kajüts-Wächter verstehen muß, der am Bord ohne Schlag und Stoß geduldet werden will. Und weil der Bursch sich immer

mehr an mich anschloß, für jedes erwiesene Gute sich dankbar bezeigte, und mehrmals Proben seiner Ehrlichkeit und Treue ablegte, beschloß ich ihn für immer zu behalten und sagte es ihm. Beinahe aber hätte mich die schnelle Kundmachung gereut, denn er stürzte halb ohnmächtig zu meinen Füßen, und wäre fast krank geworden.

So ward nun Jan Hellwig der erste Kostgänger auf dem Schiffe, und ich erzog in ihm einen treuen und sorgfältigen Diener für die künftigen ergrauten Backsmaaten.

Der erste Backsmaat.

Seit jener Auftritt zwischen den betrunkenen Matrosen und mir auf der Elbbrücke vor sich ging, verlor ich fast den Muth, bei Tage auf den Straßen zu erscheinen, um fernerhin den Angriffen boshafter Menschen nicht mehr preisgegeben zu werden. Es hatte sich meiner ein schmerzliches Gefühl bemächtigt, das ich nicht zu nennen weiß; oft war es mir, als müsse ich weinen und das Herz werde mir vor Wehmuth in der Brust zerspringen, oft auch befiel mich eine verzehrende Wuth, die sich durch irgend etwas Auffallendes kund gab; wenig fehlte,

so hätte ich mein ganzes Projekt aufgegeben und mich mit meinem Menschenhasse in die weiteste Ferne zurückgezogen. Aber zum Glücke hielten diese finstern Gedanken nicht lange Stand; ich sah auf Jan Hellwig, der ganz und gar an mich gewiesen war, und Alles zu thun sich bestrebte, was mir angenehm sein konnte. Er hörte aufmerksam zu, wenn ich ihm etwas sagte, und bemühte sich, die vorgemachten Handgriffe nachzuahmen. Gelang es ihm nicht gleich, so ging er in den fernsten Winkel, und übte dort stundenlang, bis er seiner Sache gewiß sein konnte. Dann kam er jubelnd zu mir gesprungen, um mir zu zeigen, daß er Alles wohl verstanden habe und mein Gebot zu erfüllen vermöge. Dies rührte mich tief; es war der erste Mensch, der seit jenem schönen Kinde, wieder einige Anhänglichkeit für mich zeigte, und ich beschloß fest bei mir, diese Liebe dadurch zu vergelten, daß ich mich nie von ihm trennte, und Alles so ausführte, wie ich es von Anfang an mir vorgenommen hatte.

Um allen Unannehmlichkeiten zu entgehen, die mich bei Tage treffen könnten, beschloß ich, zu meinen Ausflügen die Abendstunden zu wählen, und nicht an solche Orte zu gehen, wo ich gewiß sein mußte, vielen Menschen zu begegnen. Was ist doch, fragte ich mich selbst, die Aufgabe, die du dir gestellt hast? Du

willst das Unglück aufsuchen in allen Gestalten. Aber der wahrhaft Unglückliche rennt nicht toll und blind in den großen Haufen hinein und stellt sich mit seinen Leiden zur Schau. Alle, die das thun, sind nicht wahrhaft unglücklich, sie wollen nur so scheinen, und aus diesen scheinbaren Bekümmernissen irgend einen Vortheil ziehen. Mit Geschöpfen solcher Art hast du nichts zu thun. Ich weiß es ja nur zu gut, daß der Mann, der sich wirklich unglücklich fühlt, die größte Einsamkeit aufsucht, um sich mit seinem Schmerze darin zu verbergen; denn jeder Blick der Neugier, jedes Wort des Mitleids, welches ihm zugeworfen wird, macht seine Bekümmerniß größer und steigert seine Bitterkeit.

In einem alten Buche las ich einst von einem berühmten türkischen Fürsten, der des Nachts in unbekannter Kleidung durch die Städte seines Reiches wanderte, um das Treiben seiner Unterthanen zu erspähen, die Verbrechen, die im Verborgenen ausgebrütet wurden, zu verhindern, und um dem Unglück eine hülfreiche Hand zu leihen. Dieser Fürst hatte mir stets wohlgefallen, und es war mir oft der Gedanke in den Sinn gekommen: Wenn du es ihm doch irgendwie nachmachen könntest! — Als ich nun so durch die einsamen Straßen ging, fiel mir dies unwillkührlich bei, und ich mußte lachen. Befand sich zufällig irgend Jemand in einer

Straße, und er begann bei meiner Annäherung rascher zu gehen, so wollte mir der Gedanke nicht aus dem Kopfe, es sei ein Bösewicht, den ich von der Ausführung eines Verbrechens abgehalten habe. Sah ich in einem niedrigen Hause noch ein mattes Licht, und es ward mir ein Blick durch die Fenster auf irgend ein Bild des menschlichen Elends vergönnt, so legte ich Geld auf den Sims und entfernte mich schnell, gar nicht daran denkend, daß die Gabe weit leichter in andere Hände kommen könne, als in die, denen sie zugedacht war.

So kam ich, nach einer mühseligen Wanderung durch einen Theil von Altona und der Hamburger Vorstadt St. Paul, in eine abgelegene Straße der letztern, wo sich eine kleine Schenke befand, deren Thüre noch nicht geschlossen war. Ich trat ein, nahm einen Platz am Ofen ein, um mich zu erwärmen, denn es war empfindlich kalt und ein feuchter Nebel ballte sich in den Straßen zusammen. Während der Wirth, der sich bei meinem Eintritt schläfrig erhoben hatte, mir den bestellten Grog bereitete, gewahrte ich einen Mann in der runden Jacke, der an dem andern Ende der Stube saß. Er war lang und hager, sein schmales Gesicht hatte tiefe Falten, und nur wenige silberweiße Haare hingen um den kahlen Scheitel herum. Es stand ein

leergetrunkenes Glas vor ihm, und wenn er ja einmal aus seinem Nachsinnen aufschreckte, so warf er einen Blick auf das leere Glas, der kundgab, wie ungern er eine Erquickung entbehre, die er so sehr zu bedürfen schien. Es war in dem ganzen Wesen des Mannes irgend Etwas, das mich anzog, und ich war nicht im Stande, meine Augen von ihm abzuwenden. Der Wirth erzählte mir, daß er diesen Mann, der augenscheinlich ohne Obdach sei, schon öfter bei sich aufgenommen habe. Er sitze dann die ganze Nacht im warmen Gastzimmer und gehe bei dem ersten Schimmer des Tages schweigend hinaus. Wenn er zufällig einige Schillinge besitze, trinke er seinen Grog; wo nicht, bleibe er auf seinem Stuhl, ohne das Geringste zu sich zu nehmen; es sei denn, daß der Wirth ihm aus Mitleid einen Tropfen reiche, wie dies heute Abend geschehen sei. „Ich weiß nicht, wie es zugeht," sagte der Mann, „wir haben miteinander noch nicht zwanzig Worte gesprochen, und doch könnte ich um keinen Preis diesen Mann von seinem nächtlichen Platze verjagen, was unter keinerlei Umständen jemals ein anderer Gast von mir erlangen sollte. Er muß mich behext haben, sonst weiß ich nicht was es ist; jedenfalls hat er's im Auge."

Ich nickte mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß ich derselben Meinung sei, und voll von dem Gedanken,

daß dies einer von den Leuten wäre, der von dem Tabak in meinem Kabelgat rauchen müsse, deutete ich dem Wirth an, das Glas des Fremden nebst dem meinigen noch einmal zu füllen, und ging dann auf ihn zu, ihm einen guten Abend zu wünschen und ihn zum Trunk mit mir aufzufordern. Er sah mich mit seinen hellen blauen Augen an, und indem ein freudiges Lächeln über sein bleiches, gramentstelltes Gesicht hinflog, trank er einige Tropfen, indem er mit klarer Stimme sagte: „Vergelt es Gott dem Manne, der mich in einer trüben Leidensstunde erquickt."

Wir saßen uns gegenüber, und der Fremde war bemüht, sich eine Pfeife zu stopfen, die ich ihm hatte reichen lassen. Das warme, kräftige Getränk röthete sein Gesicht und die ganze Gestalt erhielt Leben. Mit stillem Wohlgefallen blies er den Dampf von sich und gerieth in einen Zustand der Behaglichkeit, worin er sich gewiß seit langer Zeit nicht befunden hatte. Mir schien dies der rechte Augenblick zu sein, und mit zutraulichen Worten fragte ich, ob es ihm nicht wünschenswerth sei, eine Heimat zu finden, wo er seine Tage ungestört in Frieden verbringen und Trost im Umgange mit andern guten Menschen finden könne?

Er sah mich eine lange Zeit an, ohne etwas zu sprechen; er legte seine Pfeife hin und schien überhaupt

wieder in sein tiefes Sinnen zu versinken. Der Wirth hatte unterdessen sein Haus geschlossen, kroch in sein Bett und ließ uns gewähren. Ich wiederholte meine Frage.

„Gibts eine solche Heimat?" fragte er langsam, „und wenn es eine solche gibt, kann ich einen Platz darin erhalten?"

„Es gibt in Wahrheit eine solche Heimat," war die Antwort, „und ich sollte wohl glauben, daß es nicht schwer hielte, darin einen Platz für Euch zu finden."

„Unmöglich," sprach er kopfschüttelnd. „Soll ich unter Stürmen und Kämpfen alt und grau geworden sein, ohne jeden andern Wechsel, als den einen: den menschlichen Undank und die menschliche Bosheit sich bald so, bald anders darstellen zu sehen, und soll ich nun plötzlich an Barmherzigkeit und Milde glauben?"

„Ihr würdet mich erfreuen, wenn Ihr es thätet," entgegnete ich. „Es ist etwas in Eurem Gesicht, das mir wohlgefällt, und ich kann nicht anders, ich muß Euch lieb haben, weiß ich auch nicht, wie es zugeht. So hört mich denn einen Augenblick ruhig an, wenn es Euch gefällig ist." Und hieran fügte ich nun eine Erzählung dessen, was ich seit meiner Ankunft in Altona gethan, und was meine fernere Absicht sei, schloß aber

damit, daß ich ihm eine dieser Kajüten und einen Platz an meiner Back aus vollem Herzen anbot.

„Und was müßte ich dafür thun?" fragte der Fremde; „welche Verpflichtungen müßte ich übernehmen?"

„Ihr müßtet Euch gegen mich verpflichten," antwortete ich, „ein ruhiges und mäßiges Leben zu führen, und jeden Zank mit Euern jetzigen oder künftigen Backsmaaten zu vermeiden. Dann müßtet Ihr versprechen, Euern Kummer und Eure Sorge, womit der Himmel Euch reichlich bedacht zu haben scheint, soviel als möglich zu vergessen und einen heitern Sinn zu zeigen, der die Tage des Menschen verlängert. Im Uebrigen aber müßt Ihr Euer Geheimniß für Euch behalten; denn ich bin nicht gewilligt, in das Vertrauen meiner Leidensgefährten zu dringen, sondern es wird mir genug sein, sie nicht mehr unglücklich zu wissen. Stehen Euch nun diese Bedingungen an, so schlagt ein, und sagt mir irgend einen Namen, bei welchem Ihr fortan genannt sein wollt, und ich führe Euch sogleich nach Eurer neuen Wohnung."

Die Brust des Fremden arbeitete heftig; man sah, er gehe eifrig mit sich zu Rathe, und wisse nicht, was er thun solle. Ich wollte ihn nicht stören und ging eine Zeitlang an das andere Ende der Stube. Als ich dachte, er könne nun wohl mit sich im Reinen sein,

kehrte ich zu ihm zurück und fragte mit lauter Stimme, ob er meinen Vorschlag überlegt habe, und was er davon denke? Meine Zeit sei um, ich müsse an Bord und wolle gern wissen, woran ich wäre.

„Ist Alles so, wie Ihr gesagt?" fragte Jener feierlich. „Könnt Ihr es beschwören?"

„Ich kann es beschwören, und wiederhole mein Erbieten nochmals aus vollem Herzen."

„Bis hierher hat Gott geholfen!" rief er mit starker Rührung. „Morgen komme ich zu Euch, und gebe Gott, daß Ihr es nie bereut, einem Unglücklichen, wie ich, einen Platz in Euerm Barmherzigkeits-Schiffe angewiesen zu haben. Nennt mich Robert, wenn es Euch gefällt, das ist mein Name, den ich in glücklicheren Zeiten führte, und ich werde mich wieder an ihn gewöhnen. Sind wir einst längere Zeit beisammen und Ihr habt die Geschichte meiner Tage erfahren, sagt Ihr vielleicht, daß Euer Herz Euch recht geleitet hat, als es Euch zu mir zeigte. Aber geht nun zu Rüst, denn es ist weit über Mitternacht hinaus! Gute Nacht!"

Wir schieden nun, und am andern Tage gegen die Mittagsstunde konnte ich meinen neuen Backsmaaten am Bord meines Schiffes willkommen heißen. Nachdem ich ihn in meine Kajüte geführt und mit einem Mundvoll des „Erquicklichen" gestärkt hatte, führte ich

hin in sein Kabinet, das ihm sehr wohl gefiel und worin er seine wenigen Habseligkeiten bald untergebracht hatte. Darauf zeigte ich ihm die übrigen Räumlichkeiten des Schiffes, und wozu sie bestimmt wären, beschrieb die Ordnung, die ich einzuführen gedenke, und welche Geschäfte jeder Einzelne übernehmen müsse, damit fortdauernd Alles seinen geregelten Gang gehe. Er war mit Allem einverstanden und drückte mir dankbar die Hand. Mittlerweile kam Jan Hellwig und zeigte an, daß die Mahlzeit bereitet wäre; ich machte die beiden neuen Schiffsgenossen mit einander bekannt, und wir verzehrten unsern Pudding, nicht ohne uns die Zeit mit kurzweiligen Gesprächen zu vertreiben.

Unser Leben nahm bald einen geregelten Gang, und wir wurden allseitig gut miteinander fertig. Als wir am ersten Tage nach Robert's Ankunft am Bord meines Schiffes in dem Kabelgat neben einander saßen und das gute Elmshörner Bier in den blanken Krügen schäumte, sagte er mit einem Anflug von Laune: „Seid versichert, Backsmaat, ich komme mir vor, wie der Rolf Krake in unserm Seemannsmärchen, der plötzlich vom öden Strand in die gastliche Schneeklippe versetzt wurde. Aber ich werde wenigstens vernünftiger sein, als er, und sie nicht verlassen, um einem ungewissen größern Glücke nachzujagen."

„Recht, Backsmaat!“ entgegnete ich; „laß uns hier ruhig bei einander sitzen, so lange unsere Tage dauern, und dann schnellen Abschied von einander nehmen. Aber bis dahin ist wohl noch manche gute Abendstunde unser und wir thäten besser, statt sie mit unnützen Grübeleien hinzubringen, uns Geschichten zu erzählen, wie sie der Seemann erlebt, und wie sie sich hier und da nicht allzuoft ereignen; denn es bleibt ewig wahr, daß nur der Matrose, der immer auf der See lebt und von einer Küste zur andern schwimmt, so krause Abenteuer erlebt, daß man niemals glauben könnte, sie wären in der Wirklichkeit geschehen.“

„Das ist ganz wahr, Backsmaat!“ entgegnete Robert, „und habe ich es nur zu oft erfahren in meinem Leben. So will ich denn der Erste sein, der in seinen Hirnkasten greift, und Dir ein Gespinnst abwickeln, von dem ich glaube, daß es Dir einigermaßen Spaß machen soll. Es war aber so:

Ein Schiffbruch.

Vor Portorico lag ein stattlicher Dreimaster, der unter englischer Flagge fuhr. Trug es sich zu, daß das Schiff, zu welchem ich gehörte, in der Nähe des Hafens gescheitert war, und ich von der ganzen Mannschaft allein davon kam. Ich hatte aber auch nur das nackte Leben gerettet, und es war mir daher lieb, daß am Bord des großen Dreimasters noch Leute gebraucht wurden, weil ich sonst leicht in große Noth gerathen wäre. So nahm ich denn dort ein Heuer an, ob mir es gleich wenig am Bord gefiel. Der Steuermann, der stets am Bord blieb, war ein kleiner Kerl mit rothem Haar und stechenden Augen, der stets auf ein Mittel sann, die Leute, die unter seinen Befehlen standen, auf eine ausgesuchte Weise zu quälen; der Capitain dagegen erschien nur selten; befand er sich aber auf dem Deck, so war des Fluchens und Scheltens kein Ende, und wir erhielten die Ueberzeugung, daß wenn der Mann, der stark und robust war, erst für immer an Bord wäre, unsere Lage gewiß nicht die angenehmste sein würde.

Es verlautete aber, wir sollten nach Frankreich und eine kostbare Ladung daselbst hinbringen. Dieselbe

gehöre zum großen Theil unserm Capitain und dessen Bruder, der Kaufmann war und sich bereits in Frankreich befand, um die zu erwartenden Güter, so gut es thunlich, unterzubringen. Es mußten demnach reiche Hansen sein. Der Steuermann trieb uns mächtig zur Arbeit an und verkündete uns eines Abends, daß wir mit Tagesanbruch an's Land zu fahren hätten, um die ersten Stücke der Ladung an Bord zu bringen. Dies geschah auch, und die große Barkasse, so wie das Langboot legten an den uns bezeichneten Werft. Hier befand sich der Capitain und zeigte uns die Kisten und Fässer, die wir in unsere Böte bringen und nach dem Schiffe rudern sollten. Er hatte dabei so Eile, und trieb so sehr, daß uns aller Muth entsank und wir Gott dankten, als wir von dem Werfte abstießen und aus seinem Bereiche kamen. Wir trieben es von jetzt ab alle Tage so fort, früh Morgens und spät Abends, so daß der Platz im Raum immer enger ward und wir unsere Ladung bald vollzählig hatten.

Da kam eines Tages der Capitain in einem Negercanot an Bord und mit ihm ein ältlicher Herr und eine Dame, welche die Reise als Passagiere mitmachen und das Schiff vorher besehen wollten. Zwar mochte es ihnen nicht besonders zusagen, denn es war düster und unheimlich bei uns; aber da sich gerade keine andere

Gelegenheit fand, sie auch ihre Abreise nicht länger verschieben konnten, so entschlossen sie sich, die Reise mit uns zu machen. Sie wurden mit dem Capitain Handels eins, daß er sie und ihre beiden Kinder, sammt ihren Sachen für die Summe von tausend spanischen Thalern nach Frankreich bringen müsse.

Die Zeit der Abfahrt war herangekommen; wir sollten so segeln, daß noch vor Sonnenuntergang die offene See erreicht werden konnte. Kurz vor der Abfahrt langten auch die Passagiere an. Als der Capitain sie am Fallreep empfing und die Kinder der beiden alten Leute erblickte, verlor sich sein finsteres Aussehen; er wurde freundlich und gesprächig. Das konnte aber Niemand Wunder nehmen; denn in der That hatte man nicht sobald etwas Freundlicheres und Lieblicheres gesehen, als diese junge Dame und ihren Bruder, die ihre Aeltern nach Frankreich begleiten wollten. Sie war eine liebliche Schönheit, und wenn man sie einen Augenblick lang ansah, war es nicht anders, als lächle einer der Engel, die über den Sternen am Himmel wandern. Ihr Bruder war eben so schön, nur daß er ernster und männlicher war, und leicht erkannte, was für ein Benehmen ihn am besten kleide, während das junge Mädchen dies nicht wußte, und sich so gab, wie es ihr um's Herz war, ohne daran zu denken, daß dies

sie gerade so schön mache. Der Capitain war auch während der ersten Tage der Fahrt schwermüthig und nachdenkend, man sah wohl in seinem ganzen Benehmen, wie ihm zu Sinne war, und wie er das junge Mädchen im Herzen trage; ohne zu wissen, wie sie dahin gekommen, und ohne daran zu denken, daß er eine große Sünde begehe, da er selbst Weib und Kind zu Hause habe. Der Steuermann aber, der ihn scharf beobachtete und allen seinen Bewegungen folgte, sagte dazu kein Wort, sondern lachte nur hämisch in sich hinein, rollte die blinzenden Augen und rieb sich vergnügt die Hände, wie ein Teufel thun würde, wenn er die Seele eines armen Sünders mit seinen Krallen gepackt hat.

Eines Nachts, bald nach unserer Abfahrt, begab es sich, daß ein Paar von unsern Leuten in dem Raum schliefen, um nach unserm Seemannsgebrauche von den Aepfeln zu essen, die sie fuhren; denn ein rechter Matrose, der sich schämen würde, auch nur ein Quentlein von der Ladung zu entwenden, um es zu seinem Nutzen zu verkaufen, besinnt sich keinen Augenblick von dem in dem Schiffe lagernden Wein und Tabak während der Reise soviel zu trinken und zu rauchen, als ihm beliebt. Darum wurde es auch den Backsmaaten gar nicht verdacht, als sie hinabgingen, um so viel

Zucker herauf zu holen, als nöthig war, den Kaffe und den Grog zu süßen, obgleich es uns bei dem Beginn der Reise strenge anbefohlen war, eine reine Hand zu halten. Aber voll Erstaunen, mit bleichen Gesichtern kamen sie wieder zurück. Sie hatten ein großes Faß angebohrt, aber anstatt aus demselben Zucker herausfallen zu sehen, fanden sie nur Sand; kopfschüttelnd gingen sie zu einem zweiten und dritten Fasse, aber überall derselbe Erfolg. Nun ward ihnen bange, und sie wußten nicht, was sie dazu sagen sollten. Da begab es sich, daß eine Kiste mit Metallplatten, die bei diesem Rumoren aus der gewöhnlichen Lage gekommen war, von den Fässern herabfiel. Das Geräusch war so groß, daß sie fürchteten, der Steuermann habe es auf dem Verdecke gehört und werde jetzt herabkommen; es blieb aber Alles ruhig. Als sie sich nun der Kiste bemächtigen wollten, um sie an ihren frühern Platz zu stellen, überfiel Alle ein Grausen; die Seitenwände derselben waren auseinander gewichen, und anstatt der Stahl- oder Kupferplatten, die man zu sehen erwartet hatte, rollten einige große Steine auf den Boden. Das Haar sträubte sich ihnen zu Berge und sie kamen zu unserer Back zurück, bleich und an allen Gliedern zitternd, als hätten sie ein Gespenst gesehen oder der Klabautermann sei ihnen im Raum begegnet. Endlich begannen

sie zu erzählen, und es war Keiner, der nicht bei dieser Geschichte in große Angst gerieth. Zuerst war es der Bootsmann, der einigen Muth gewann und fragte, was wohl bei einer so außerordentlichen Gelegenheit zu thun sein möchte? Da wurde nun Vieles berathschlagt, und Anfangs war Jeder der Meinung, wir müßten unsere Entdeckung dem Capitain mittheilen; hatten wir sie auch auf unrechtlichem Wege gemacht, so würde dies leicht übersehen werden, weil etwas so Wichtiges dadurch an den Tag gekommen war; denn wir glaubten natürlich, daß unser Capitain von den Leuten, mit denen er Handel getrieben, auf diese schändliche Weise getäuscht worden sei. Aber bald genug sahen wir die Unmöglichkeit ein; denn welcher Mensch würde wohl einen solchen Kauf machen, ohne sich von der Güte der Waaren selbst zu überzeugen, und gewiß zu sein, daß er nicht Sand statt Zucker, und Steine statt Metall erhielte? So blieb uns denn nichts anderes übrig, als zu glauben, daß sowohl der Capitain, als der Steuermann hiervon etwas wüßten, und wenn man ihr Benehmen überdachte bei dem Einschiffen der Ladung, die Hast, mit welcher die Güter an Bord gebracht wurden, und die Schärfe des Verbots, etwas von der Ladung anzurühren, dann wurde diese Muthmaßung immer wahrscheinlicher; man konnte keinen Augenblick

zweifeln, und es ward uns Allen trübselig zu Sinn, wir wußten uns nicht zu rathen noch zu helfen; jedenfalls waren wir jetzt auf offener See, wo uns nichts geschehen konnte, und wir beschlossen, Alles mit Stillschweigen zu übergehen, bis die rechte Stunde gekommen sei.

Es waren aber sehr heiße Tage, und wenn die Sonne von früh Morgens bis spät Abends auf das Verdeck geschienen hatte, war es nicht möglich, während der wenigen Nachtstunden einzuschlafen. Da erhob ich mich eines Nachts, in Schweiß gebadet, von meinem Lager und stieg vorsichtig das Verdeck hinan; denn es war befohlen, daß nur diejenigen Leute, die zum Wachtsvolk gehörten oben sein sollten. Ich schlich mich in die Nähe des Langboots und gelangte glücklich in den Lee desselben, wo ich, erquickt von der frischen, klaren Luft, sogleich einschlief. Aber ich erwachte bald, und sah nicht weit von mir den Capitain und den Steuermann, die das Wachtsvolk an verschiedenen Punkten beschäftigt hatten und von sich entfernt hielten, an einen Horcher aber nicht dachten. Sie sprachen angelegentlich miteinander, und da es nicht möglich war, mich zu erkennen zu geben, ohne in Gefahr zu gerathen, mußte ich Zeuge ihres Gespräches werden.

„Und ich sage," antwortete der Capitain auf eine

Rede des Steuermanns, die ich nicht gehört hatte, „daß wir ein gewagtes Spiel treiben, und besser wäre es, wir hätten die Hände davon gelassen."

„Was?" rief der Steuermann mit Hohnlachen; „jetzt, wo Alles zu spät ist, kommt Euch die Reue? Das hätte Euch früher durch den Sinn fahren sollen, mein guter Freund. Wolltet Ihr jetzt zurücktreten, so behieltet Ihr Sand und Steine für Euch, das Geld, das uns diese Scheinladung kostet, und unser ganzes Vermögen ausmacht, wäre verloren, und Ehre und Reputation wären hin. Wenn aber in einer dunklen Nacht, bei Schneegestöber oder Hagelschlag, das Schiff, statt in den Canal, nordwärts von England läuft und wir stoßen, wie zufällig, an die dort häufigen Klippen, und wir sinken, und die Steine und der Sand sinken mit, nun, so ist das Gottes Schickung; wir belegen unsere Verklarung und die Assecuranz zahlt uns die Versicherung aus, vierzigtausend Pfund Sterling; merkt wohl auf, vierzig tausend Pfund, zwanzig tausend für Euch und zwanzig tausend für mich. Habt Ihr jemals etwas von einem bessern Geschäft gehört?"

„Und ich will es doch von der Hand weisen!" sprach der Capitain.

„Ihr werdet's nicht!" rief der Steuermann mit gepreßter Stimme. „Was ist das für eine nagelneue

Art von Gewissen? Als Ihr das Schiff mit Ebenholzblöcken beladen hattet, und von zwei Kreuzern verfolgt, die armen Geschöpfe erdrosseltet und über Bord warft, damit Ihr nicht bei diesem schönen Handel ertappt würdet, hattet Ihr damals kein Gewissen? Oder, als Ihr das Kästchen öffnetet, worin Euer Passagier seine Banknoten hatte, und Ihr legtet Feuer in dasselbe, nachdem Ihr die Papiere herausgenommen hattet: was meint Ihr, sagte damals Euer zartes Gewissen nichts? That es Euch nicht leid, daß jener Mann ein Bettler geworden war und Ihr das schöne Geld in drei Jahren verpraßtet? Gewissen! Seht doch! Wie kommt Ihr zu einem so unnützen Colli in Euerm Lagerraum?"

„Es kann nicht sein!" entgegnete Jener.

„Oho, mein schmucker Bursche!" lachte der Steuermann. „Soll man nicht die Ursache dieser zarten Gewissensregung wissen? Wie? Nicht? Nun, so müßt Ihr mir schon gönnen, daß ich Euere Gedanken errathe. Euch ist die junge Franzosendirne an's Herz gewachsen; sie hat Euch kirre gemacht und Ihr möchtet einen Liebhaber vorstellen, der sich wie ein Cavalier zeigt und großthut mit edlen Thaten! Ha, ha, ha!

„Wer sagt Euch . . .?"

„Bitte Euch, Herr! Incommodirt mich nicht durch derlei Einreden. Wollt Ihr den Steuermann Josias

blind machen? Hört, Ihr seid einfältig, sonst müßtet Ihr einsehen, daß ein solcher Schiffbruch Eurer Liebe gewaltig in die Hand arbeitet. Das Schiff sinkt, die Brandung geht hoch darüber hin; das zarte Püppchen schreit, oder vielmehr es schreit nicht, denn es hat das Maul voll Seewasser. Nun kommt Ihr herbei, Ihr umschlingt sie, Ihr drückt sie an Euch und schwimmt mit Ihr durch die Brandung der sichern Küste zu. Dort seid Ihr geborgen und habt Euer Mädel nebst zwanzigtausend Pfund; im andern Falle habt Ihr nichts und das Brandmaal auf der Stirn, dem die Schandsäule im Hafen folgt, wenn sie Euch nicht ein enges Halstuch umknüpfen!"

„Ihr seid der lebendige Teufel!"

„Das sagte meine Mutter schon!" lachte der rohe Kerl; „denn ich biß sie schon nach meiner Geburt in den Finger, weil ich mit Zähnen zur Welt gekommen war. Und das merkt Euch, ich habe die Zähne noch und beiße ganz perfekt; seht zu, daß Ihr es nicht empfinden müßt; es sollte mir leid sein, um der alten Kameradschaft willen."

Er ging, ein Lied pfeifend, nach dem Bratspill, wo er sich hinwarf, und der Capitain kehrte mit übereinandergeschlagenen Armen nach dem Halbdeck zurück.

Welch ein zweites und noch gefährlicheres Geheim-

niß hatte ich erfahren! Was war über uns verhängt, und wie konnte ich es abwenden? Sollte ich es offenkundig machen und Ursache werden, daß eine Verschwörung ausbrach, der Capitain und der Steuermann abgesetzt oder gar über Bord geworfen wurden? Ach Gott, wer nimmt von einem Matrosen die Sünde, wenn er die Hand gegen seine Officiere erhoben! Oder sollte ich Alles verschweigen und ungewarnt die unschuldigen Menschen umkommen lassen? Das wäre eine noch größere Sünde, als die erste. Mein Kopf brannte und ich wußte mir nicht zu rathen. O, wie verwünschte ich doch meine Schlaflosigkeit, die mich aus meiner Koje vertrieb und zum Mitwisser eines so gefährlichen Geheimnisses machte.

Ein tiefer Abscheu aber bemächtigte sich meiner, als nun am andern Morgen zur gewöhnlichen Zeit zum Gebet geläutet wurde, und der Capitain das heilige Buch aufschlug, um das Gebet zu lesen. Ich dachte, jeden Augenblick müsse das Buch zu brennen anfangen und die Flamme ihn verzehren, aber er las ruhig, ohne Anstoß. Als er nun an eine Stelle kam, wo es hieß: „Ich aber will fortan deine Wege wandeln, denn Du hast mich belauscht in der Finsterniß und gelesen, was in meinem Herzen verzeichnet steht!“ da wurde mir trübselig zu Sinn; es war mir, als ob ich selbst die

Verbrechen begangen hätte, von denen ich doch nur hörte, und fiel ohnmächtig hin.

Als ich wieder erwachte, sah ich den Bootsmann vor meiner Koje stehn. „Nun endlich," rief er, „das hat drei Tage und drei Nächte gedauert, und Ihr habt im argen Fieber gelegen. Und was Ihr für tolles Zeug geschwatzt habt, die ganze Zeit hindurch, von Mord und Todschlag und Krieg und Pestilenz! Gott sei mir gnädig, aber es war mir, als ob Ihr Euer bischen Verstand nicht wiederfinden würdet. Und verdächtig war's, daß Ihr just gerade bei einer Gebetstelle umfielt, wo es heißt, daß Gott gelesen hat, was in unserm Herzen verzeichnet steht. Hört, guter Freund, Ihr habt doch ein reines Gewissen?"

Ich konnte nichts, als einen tiefen Athemzug thun; langsam erholte ich mich, und sagte, als ich mich mit einem Trunk Wasser erquickt hatte: „Mit meinem Gewissen bin ich wohl in Ordnung; aber es steht mit dem Gewissen anderer Leute im Schiffe schlecht, und es quält mich, daß ich das weiß."

Mehr konnte ich nicht sprechen. Er brachte mich auf das Verdeck, damit ich frische Luft schöpfen sollte, und des andern Tages fühlte ich mich wieder hergestellt. Den Bootsmann aber machte ich zu meinem Vertrauten und erzählte ihm Alles, was ich in jener Nacht gehört hatte.

„Das ist eine schlimme Geschichte," antwortete er mir, „und ich wollte lieber zehn Jahre Zuckerrohr in den Plantagen schneiden, oder den Rumkessel feuern, als daß ich hier an Bord gekommen wäre. Aber wir sind nun einmal da, und müssen Alles thun, um uns unserer Haut zu wehren. Zuerst wollen wir schweigen, denn es ist nicht gut, daß Viele dies Geheimniß wissen; die Rebellion bliebe sonst nicht eine Stunde aus. Aber wir wollen fleißig nachdenken, wie wir dem kommenden Uebel steuern. Wem zuerst etwas einfällt, der soll es dem Andern mittheilen."

Dies war ich zufrieden, und wir gingen auseinander, Jeder an sein Geschäft.

Während dies Alles vorgefallen war und mein Herz schwer beklemmte, hatten wir fortdauernd einen schönen, sonnenklaren Himmel über uns, und eine frische Kühlte trieb das Schiff lustig dahin. Unsere Passagiere machten sich dies zu Nutze und waren den ganzen Tag und einen großen Theil der Abende auf dem Verdecke anzutreffen.

Es sah gar rührend aus, wenn sie Alle so zusammen waren, und das Herz tanzte vor Lust. Das ehrwürdige Haupt des Vaters war mit silberweißen Locken gekränzt und in seinem Gesichte lag Etwas, das zugleich aussah wie Vornehmheit und Milde. Neben ihm saß

seine Frau, eine ältliche Dame mit einem blassen Leidensgesicht, aber mit gar frommen Augen und auf der Stirn wohnten Geduld und Barmherzigkeit neben einander. Beide saßen immer Hand in Hand zusammen; sie sprachen nur selten, aber wenn es geschah, so waren es Worte der Liebe und der Güte. Neben der Mutter stand der Sohn, ein blühend schöner Junge, der hatte den Arm um den Nacken der Mutter geschlungen, als wollte er sagen: „Fürchte dich nicht, mein Arm ist stark genug, dich zu halten!“ Und sie sah zu ihm auf; sie schien seine Gedanken zu errathen, und ihr Auge sagte: „Ich weiß es, mein Sohn, und bin ruhig!“ Zu den Füßen des Vaters saß auf einem Schemel die Tochter. Ach, das war ein gar zu reizendes Kind! Es sind nun viele, viele Jahre seitdem vergangen, und ich könnte sie doch Zug für Zug beschreiben. Sie hatte es uns auch Allen am Bord angethan, und ich glaube, wenn sie uns mit ihren großen blauen Augen angeschaut, und mit der Hand nach der See zugewinkt hätte, wo der goldene Crocus auf dem dunkelblauen Wasser schwamm, wir wären gesprungen, um ihn aufzufischen. Aber ihr kamen solche Dinge nicht in den Sinn, denn sie war fromm und demüthig; sie hatte den Arm auf das Knie des Vaters gestützt und sah voll Liebe und Freundlichkeit zu ihm auf.

Zwei Stunden lang hatte ich die Steuertaille regiert, und mehr auf die Passagiere, als auf den Compas gesehen, weßwegen das Schiff auch oft vom rechten Cours abgierte. Jetzt wurde ich abgelöst, und ich ging an den Passagieren vorüber, nicht ohne einen freundlichen Gruß von Allen zu empfangen. Der Steuermann fragte mich höhnisch, wo ich es gelernt hätte, so allerliebst zu katzenbuckeln; aber ich antwortete ihm nicht, sondern sagte zu mir selbst: „Und diese braven Menschen, die so gut und lieb neben einander stehen, und ihr Lebelang gewiß nicht das geringste Böse gethan haben, sollen gemordet werden, und wir vielleicht Alle mit, um der boshaften Habsucht zweier Verbrecher willen, die so böse Dinge gethan haben, daß sich das Haar sträubt, und das Blut zu Eis gerinnt? Nein, das kann Gott nicht zugeben, er wird es zu hindern wissen. Und wenn es wäre, daß er mich zu seinem Werkzeuge ersehen hätte, darum, weil er es fügte, daß ich Alles mit anhören mußte, so will ich sein Gebot erfüllen, und mich nicht abschrecken lassen." Solche gute Vorsätze faßte ich jenes Tages.

Eine lange Zeit verging nun, ohne daß sich etwas Besonderes ereignete. Die Leute hatten die Sandfässer und Steinkisten längst vergessen, oder sie sprachen doch nicht mehr davon; die Matrosen sind leichtsinniges

Volk und wenn es gegen das Ende der Reise geht, denken sie nur daran, wie sie bald an's Land kommen und ihre Heuer vergessen wollen. Aber der Bootsmann und ich behielten Alles wohl im Herzen und gedachten zu seiner Zeit genau Acht zu haben. Dazu war es nun an der Zeit, denn alle Anzeichen waren vorhanden, daß wir in der Nähe des Canals waren, und Cap Lezart sich nicht fern von uns befinde. „Dann wirst du sehen," sagte der Bootsmann, „daß wir nicht hinüber steuern, nach der französischen Küste zu, sondern es wird nordwärts gehalten, und dann sei Gott unserer armen Seele gnädig, wenn wir es nicht hindern können, oder, um es zu hindern, Mord und Todschlag begehen müssen."

„Und wenn wir es müssen," antwortete ich rasch, „so wird Gott die Sünde von uns nehmen, denn es handelt sich hier um Leib und Leben; wer mich todtschlagen will, dem stoße ich ein Messer in das Herz."

So hatte ich kaum gesprochen, als der Capitain vom Halbdeck her meinen Namen rief. Ich lief zu ihm und er sagte: „Höre, mein Mann, ich habe noch nicht mit Dir davon gesprochen, aber es war doch sonderbar, daß Du wie todt hinfielst, als ich aus dem Gebetbuche las, daß Gott aus dem Herzen des Menschen ihre Missethat herauslesen könne. Ich denke, Robert, es

muß zu jener Stunde etwas Gefährliches in Deinem Herzen aufgewacht sein."

Da kam mir zur rechten Stunde der Gedanke, dies sei Gottes Finger, und ich beschloß, mich fügsam zu zeigen, um mir sein Vertrauen zu erwerben, und dann seine Plane vereiteln zu können. Ich sagte also: „Je nun, Capitain, es fehlt manches in einem Loggbuche, was nicht Jedermann lesen soll, und ich denke, ein Matrose, der sonst seine Pflicht thut, hat nicht nöthig, zu offenbaren, was auf frühern Reisen geschehen ist."

„Nein, Junge!" entgegnete er rasch. „Dies Alles geht mich gar nichts an. Deine Geheimnisse kümmern mich nicht, aber Du bist muthmaßlich ein schlauer Bursche und das käme mir gelegen. Du weißt, der Steuermann Josias liegt nun schon ein Paar Tage lang in seiner Koje und kann nicht leben noch sterben. Niemand ist bei mir, der mir zur Hand geht, und ich brauche doch einen Gehülfen. Da wollte ich Dich zu mir in die Kajüte nehmen, Du solltest von meinem Tische essen, von meinem Wein trinken, und wenn Du klug bist, wenn Du Dich zu nehmen weißt, läßt sich auch noch eine Hand voll spanische Thaler verdienen."

Da bat ich schnell Gott in meinem Herzen um Muth und Stärke, und sagte dann sehr erfreut, daß er über mich gebieten solle, ich würde gehorchen, ohne

viel zu fragen, und wenn ich mich mit dem Gott sei bei uns! selbst herum zausen müßte. Da lachte er hell auf, und das Erste, was er mir befahl, bestand darin, daß ich mit ihm in die Kajüte hinuntergehen sollte, um eine Pfeife zu rauchen und eine Flasche Wein zu trinken. Wie wir nun miteinander zechten, und er bald einen Rausch davon trug, denn er trank viel und hastig, sagte er mir alle seine Teufeleien, und daß ich ihm behülflich sein müsse, sie auszuführen. Er traue dem Josias nicht über den Weg, und es sei ihm ganz recht, daß er von seiner Krankheit nicht wieder genesen werde. Als ich ihn fragte, wie er dessen so gewiß sein könne, lachte er und meinte, das käme vielleicht daher, weil derselbe aus einer verkehrten Flasche der Lappdose (Schiffsapotheke) einige Tropfen erhalten habe. Er hatte dies so laut gesprochen, daß Josias, der sich in der nahen Steuermanns-Kammer vor Schmerzen krümmte, es gehört hatte. Trotz der Leiden, die er erduldete, schlug er eine schreckliche Lache auf, dann raffte er alle seine Kräfte zusammen, sprang von seinem Lager auf und kreischte: „Giftmischer! Du sollst mit mir! Alle sollen es wissen!" Und mit größter Eile lief er die Treppe hinauf, vor Wuth heulend: „Er hat mich vergiftet! Der Hund, der Euch Allen an's Leben will, hat mich vergiftet!" Die Mannschaft rottete sich zu-

sammen, und Josias begann wieder: „Er hat . . .“ Aber der Capitain, der ihm nachgeeilt war, faßte ihn mit der Hand an der Kehle und würgte ihn. Nun rangen sie miteinander, und die Matrosen standen müßig da, um zu sehen, wie ihre beiden Kajüts-Officiere sich balgten. Die Passagiere aber, die noch auf dem Verdecke waren, schrien laut auf; der Sohn wollte die Kämpfenden auseinander bringen, aber die schöne Schwester gab es nicht zu und sank ohnmächtig hin, welches Ereigniß einen Augenblick die Aufmerksamkeit von den Kämpfenden abgelenkt hatte; diese waren dem Reiling nahe gekommen; plötzlich kreischte Josias laut auf, dann hörte man einen dumpfen Fall. Entsetzt schrie Alles auf; Josias war verschwunden, und der Capitain stand bleich wie der Tod mit ausgestreckten Armen, als wollte er irgend etwas ergreifen; das dauerte etliche Secunden, dann schrie er: „Mann über Bord!“ Und als er dies gesagt hatte, schwankte er nach dem Eingange der Kajüte.

„Er hat den Josias, er hat den Steuermann über Bord geworfen!“ murmelten sie unter einander, und wir lehnten uns über die Galerie, um irgend etwas zu erfahren. Während dessen lief das Schiff mit einer Schnelle von neun Knoten Fahrt. Der Abend brach schon mächtig herein und die Dämmerung lagerte bereits

auf den Wellen. Die Passagiere waren vom Verdecke verschwunden, überall bildeten sich Gruppen; ich sprach mit dem Bootsmann; er erfuhr, welche Anerbietungen der Capitain mir gemacht und was ich von dem Berauschten noch Alles erfahren haben würde, wäre nicht der Josias gekommen. Trübe Gedanken überkamen uns, wir wußten nicht, was wir beginnen sollten, und äußerten unsere Zweifel, ob wir nicht schon wirklich bei Norden von England wären, für welchen Fall wir einen ganz falschen Cours steuerten. Da trat der junge Passagier zu uns heran und sagte: „Was geht hier vor? Redet! Sind wir bei ehrlichen Leuten, oder bei Banditen? Was habt Ihr im Sinne?"

Als wir hierauf nicht gleich zu antworten wußten, fuhr er dringender fort: „Sprecht, meine Männer! Seid Ihr Piraten? Für das Leben meiner Aeltern und meine Schwester ist mir nichts zu theuer; Ihr sollt Alles haben, was wir besitzen, nur thut ihnen kein Leides und setzt uns an einem einsamen Küstenstrand aus! Schont nur sie. Und wenn Ihr es nicht wollt, so sagt es, und Ihr sollt sehen, daß ich keine Memme bin; bis zum letzten Blutstropfen will ich sie vertheidigen."

„Herr, wir sind keine Piraten!" war Alles, was ich sprechen konnte.

„Wenn Ihr wahrhaft ehrliche Männer seid," sagte er, „und Eure Gesichter bezeugen's, so sagt mir, was geht hier vor am Bord, und was war das so eben für ein fürchterliches Schauspiel?"

„Herr, es ist eine schwere Zeit!" sprach ich langsam, der Bootsmann aber fiel mir in's Wort: „Robert, das ist ein feiner, junger Mann und mit geistigen Gaben gesegnet. Leicht weiß er einen Rath, wo wir nichts ergründen können. Ich dächte, wir sagten ihm Alles!"

Ich war es zufrieden, und es blieb ihm nichts verborgen von dem, was wir wußten. Bleich und athemlos hörte er es an und murmelte dann vor sich hin: „Das ist schrecklich!"

Während dessen hatte sich um uns her Alles merkwürdig verändert; es war völlig Abend geworden, dichte Wolkenmassen zogen herauf und verkündeten den nahen Ausbruch eines Sturmes. Mächtig rauschten die Sturzseen schon heran, und kein Officier war auf dem Verdeck, um das Beste des Schiffes wahrzunehmen.

Nach gemeinschaftlichem Beschlusse ging ich in die Kajüte, um zu sehen, ob ich von dem Capitain irgend etwas über die Lage des Schiffes erfahren könne. Ich fand ihn hinter einer Flasche Madeira und berichtete, welches Wetter im Anzuge sei, und wie wir Gefahr liefen alle Masten zu brechen, oder gar zu kentern.

„Desto besser, mein Junge," lallte er mit schwerer Zunge; „wir laufen um so rascher auf; denn hier bei Norden Englands, im St. George's Canal . . ."

„Wir sind also wirklich in diesem steinernen Halsband gefangen?"

„Gefangen, Jüngelchen! Ganz gefangen! Und wenn der Morgen graut, liegen unsere Sandfässer und unsere Steinkisten tief unten im Meeresgrund! Dann gehen wir an's Land und ich nehme die Assecuranz und die Franzosendirne!"

„Wen nimmst Du," donnerte eine klare Stimme, und ich sah den jungen Mann auf der Schwelle stehen.

„Die Franzosendirne! Dein schönes Schwesterchen, mein guter Monsieur!" lallte unser Capitain, der sich bereits ganz um den Verstand getrunken hatte.

Mit der Wuth eines Tigers stürzte der junge Mann sich auf den Capitain, und würde ihn erwürgt haben, wenn ich ihn nicht zurückgedrängt hätte. Der Betrunkene war zu Boden gesunken, den jungen Mann aber zog ich mit mir fort auf das Verdeck, und hier, den gefahrdrohenden Himmel sehend, der mit jeder Secunde alle Schrecken eines fliegenden Sturmes auf uns herabzustürzen drohte, rief ich den Leuten zu: „der Steuermann ist über Bord und der Capitain liegt betrunken in der Kajüte, darum legt Hand an und bergt Segel,

wenn Ihr nicht jämmerlich umkommen wollt!" Zugleich legte ich Hand an's Werk, warf die Falle los, daß die Raaen von oben herabfielen und stach die Schooten auf. Mit Eifer fielen Alle darüber her, in jedem Mars wimmelte es von flinken Matrosen; die Segel wurden aufgebaucht und mit dem Beschlagsseisings fest gesurrt. Aber noch waren die Letzten nicht wieder auf das Verdeck zurückgekehrt, als der Sturm ausbrach und sich mit solcher Heftigkeit gegen den Backbord des Schiffes warf, daß es stark steuerbord überholte.

Während wir in dieser Weise für die Sicherheit des Schiffes sorgten, war der junge Franzose in die Kajüte hinabgesprungen. Er wollte den Capitain anfangs ermorden; aber es dünkte ihn grausamer, wenn er ihn der vollen Rache der Mannschaft preisgäbe. Darum faßte er ihn scharf an, trug ihn mit übermenschlicher Anstrengung auf das Verdeck und brachte ihn zu sich, indem er ihm ohne Aufhören Massen von Seewasser über den Kopf stürzte. Die Matrosen sammelten sich neugierig um ihn; aber so groß war der Abscheu, den die Leute vor ihrem Führer hatten, daß kein einziger Miene machte, dem Treiben des jungen Franzosen Einhalt zu thun. Dieser aber winkte Alle herbei und offenbarte ihnen sämmtliche Greuel, die bereits am Bord begangen wären, und noch begangen werden

sollten, ehe das neue Tageslicht anbreche. Da fielen den Leuten die Sandfässer und Steinkisten bei, die ihnen einen so bösen Schrecken verursachten und Alle brachen in ein lautes Wuthgeheul aus. Aber durch das Brüllen der Matrosen und des Sturmes tönte laut die Stimme des Bootsmanns von der Back her: „Brandung! Brandung!“ und „Brandung!“ schrie auch der Mann am Steuer, der mit diesem Rufe die Steuertaille fahren ließ und unwillkührlich in die Kniee sank.

Dieser Ruf lähmte plötzlich jede Kraft; Alle standen, wie vom Blitz getroffen, kein Laut wurde vernommen. Sturm und Strömung trieben uns unaufhaltsam der Brandung entgegen, die von Secunde zu Secunde heller auftauchte, sich immer weiter ausdehnte und uns zuletzt fast ganz einschloß. Rath- und hülflos, fast blödsinnig starrten sich die Leute einander an, es war Niemand da, dessen schallendes Commandowort, Leben und Bewegung in diese todte Masse zu bringen verstand. Einmal versuchten es der Bootsmann und ich, mit Hülfe aller Hände, die Wendung des Schiffes zu versuchen; eine Zeitlang arbeiteten sie mit großem Eifer; als aber die Brandung auch vom Spiegel des Schiffes aus sichtbar wurde, entsank ihnen der Muth und die Arme fielen schlaff herab.

Alles war nun rettungslos verloren, und alle Wuth

kehrte sich gegen den Capitain. Sie warfen sich über ihn her, er ward vollständig zerrissen und auf das Jammervollste verstümmelt in die See gestürzt. Sein letztes Wimmern war herzzerschneidend; es durchfuhr jede Brust wie glühendes Eisen.

Der junge Franzose hatte diesen Mord mit übereinander geschlagenen Armen betrachtet und sagte vor sich hin: „Du bist gerächt, meine Schwester!“ dann aber wandte er sich an die Mannschaft und rief ihr zu: „Wenn Ihr das Schiff erhaltet, so daß wir irgendwo landen können, zahle ich Jedem von Euch tausend Dollars; die Hälfte sollt Ihr gleich empfangen!“

Er fand taube Ohren. Was fragten die Matrosen, die so eben ihren Capitain ermordet hatten, nach tausend Dollars? Brächten sie das Schiff wohlbehalten nach einem englischen Hafen, so fände sich dort auch ein Kriegsschiff mit einem Kriegsgericht und eine Schlinge an der Fockraa. Das lief ihnen durch den Sinn und um es zu vergessen, brachen sie die Bullerei auf, um sich mit Branntwein zu betäuben. Der junge Franzose aber, der rathlos auf dem Verdeck hin und her irrte, ward von einer heftigen Sturzsee ergriffen und über Bord gerissen.

„Gott, die unglücklichen Aeltern!“ rief ich aus, und eilte nach der Passagier-Kajüte. Da lagen die

beiden Alten, am Boden ausgestreckt und waren zum Tode erschöpft; zwischen ihnen aber kniete die schöne Tochter bleich und unbeweglich, wie eine Marmorfigur anzuschauen; sie war selbst hülflos und bemühte sich vergebens, den Aeltern Hülfe zu bringen.

Als sie mich erblickte, sprang sie auf; aber die Erschütterung des Schiffes war so heftig, daß ich zu ihrer Unterstützung herbeikam, und das in meinen Armen hielt, was mir als das Köstlichste auf Erden erschien. „Wo ist mein Bruder?" stammelte sie.

Ich war nicht im Stande, ihr etwas zu antworten; um keinen Preis hätte ich dem lieblichen Kinde sagen können, was geschehen war. Ihre Augen hingen an meinem Mund und als ich nicht sprach, fragte sie dringender: „Wo ist mein Bruder?" Als ich auch nun nicht antwortete, wurde sie noch bleicher als zuvor; sie klammerte sich fest an mich an und schrie: „Er ist todt! Sage mir, Mann, daß er todt ist, und daß jener Bösewicht ihn gemordet hat."

Als ich dies hörte, hielt ich mich verbunden, die Wahrheit zu sprechen und sagte, daß ihn die See über Bord gerissen habe. Die Alten, obgleich sie unbeweglich lagen, hatten doch Alles verstanden und ich vernahm ein herzzerschneidendes Wimmern.

„Mein Bruder!" rief das Mädchen, und ein Strom

von Thränen drang aus ihren schönen Augen hervor. In diesem Augenblicke holte das Schiff stark über; vom Verdeck her vernahm man ein verworrenes Rufen; ein entsetzlicher Stoß, der Alles zu Boden riß, traf den Bug; die gewaltigen Sturzseen warfen sich über das Schiff hin; sie rissen die Kajütspforten auseinander, und in einem Augenblicke stand die Kajüte unter Wasser.

Sie lag besinnungslos in meinen Armen; auch ich hatte nicht die geringste Kraft, irgend etwas zu überlegen, und handelte ohne Bewußtsein. Oben dachte ich mir Alles besser, und das halbtodte Mädchen im Arm, begann ich, ohne der beiden Alten zu gedenken, die Kajütstreppe hinaufzuklettern, stets von den stark einströmenden Wassern wieder zurückgeworfen.

Endlich war ich oben. Ich schwankte mit meiner Last, die ohnmächtig in meinen Armen hing, nach dem Gangspill zu, aber ehe ich es noch erreichen konnte, ward es von den Wellen weggerissen. Alles, was aus dem Verdecke hervorragte, war, die drei kahlen Maste abgerechnet, fortgewaschen und die Schaluppe, wie das Jollboot von der Brandung zertrümmert. Nur die Barcasse war übrig geblieben; mit mehr als menschlicher Kraft hatten die Leute sie über Bord gebracht und dieselbe bestiegen; sie arbeiteten mit großer Anstrengung, um von dem Schiffe loszukommen. Der

Bootsmann gewahrte mich, und rief mir zu, ich sollte eilen; er würde uns mitnehmen. Ich that, was ich konnte, gelangte aber nur langsam vorwärts. Die junge Dame, in der freien Luft aus ihrer Betäubung erwacht, hatte die Aufforderung gehört, sie schlang die Arme fest um meinen Nacken, als ob sie mich zurückhalten wollte und wimmerte: „Nein! Nein!"

„Wir müssen," sagte ich. „Wenn wir uns retten wollen, ist keine Minute zu verlieren."

„So geh!" rief sie. „Ich aber bleibe bei den Aeltern. Sie bog sich zurück und ihre Arme fielen schlaff herab.

„Hollah, Robert!". scholl es vom Boot her.

Noch ein Mal suchte ich sie mit mir fortzuführen, aber vergebens; sie widerstand mir lebhaft und ergriff meine Hand: „Führe mich wieder zu den Aeltern!" rief sie mit dem Tone der Verzweiflung, „und ich will Alles für Dich thun, was Du nur forderst; ich will Deine Magd, Deine Dienerin sein; ja, die Tochter eines Marquis soll die Gattin eines armen Matrosen werden."

„Zum Teufel mit Robert!" tönte es abermals vom Boot her und dies entfernte sich vom Schiffe. Bald war es von dem Dunkel der Nacht verschlungen, und nur die Brandung breitete sich wie ein weißes Leichentuch über unser Wrack hin. Der große Mast schwankte

das Bugspriet war gebrochen, der Kiel löste sich ab, und die Salzfluth stürzte von allen Seiten ungehindert in das Schiff.

„Zum Vater! Zur Mutter!“ wimmerte sie.

„Nun, so kommt!“ sagte ich. „Ich habe Euch Euern Willen gethan und meine Rettung um Euretwillen aufgegeben. Laßt es aber gut sein, es ist einerlei, ob ich hier ertrinke, oder dort. Haltet mich nur fest, sonst seid Ihr verloren.“

Auf Händen und Füßen kriechend kamen wir allmählig der Kajüte näher, aber diese war bereits so voll Wasser, daß man nicht mehr in dieselbe gelangen konnte. Nie erblickte ich ein betrübenderes Schauspiel, als nun die Wellen den Leichnam des alten Mannes faßten und nach dem Eingange der Kajüte schleuderten. Die Tochter gewahrte ihn und stieß ein furchtbares Angstgeschrei aus: „Meine Aeltern!“ dann schloß sie die Augen und lag regungslos neben mir.

Als der Tag anbrach, bot sich mir ein trauriger Anblick dar. Der Himmel war klar, aber einzelne Wolken flogen noch immer mit der Schnelligkeit des Sturmes vorüber. Rings umher starrten hohe Klippen aus dem Wasser, und darüber hin rauschte die Brandung der unfernen Küste zu. Der Wind ließ nach und gewährte uns eine kurze Ruhe. Einige Sonnenblicke fielen

herab und thaten dem armen Mädchen wohl, das die Augen öffnete, wie nach einem schweren Traume. Rings umher trieb allerlei Schiffsgut, Balken, Bretter und Rundhölzer auf der Fluth, und wenn es gegen das Schiff geschleudert wurde, zitterte dies von oben nach unten. Jeder Augenblick konnte es zerreißen.

Ich mußte für uns sorgen. Um es ungehinderter zu können, sagte ich dem lieben Kinde, was ich zu thun vorhabe. Sie ließ Alles ruhig mit sich geschehen. Einiges Tauwerk hatte ich gefunden, damit band ich sie an die Trümmer des großen Mastes, damit die See sie nicht wegwaschen könne, wenn sie allein blieb. Nun tauchte ich in die Kajüte hinab, um, nach ihrem Wunsche, die Leichen ihrer Aeltern zu bergen. Es gelang mir, sie auf das Verdeck zu bringen; ich befestigte sie dort wohl, und tauchte dann aufs neue hinab, um zu sehen, ob ich nicht irgendwo einige Lebensmittel fände. Auch dies gelang. Sie wieß mich zurück, aber ich zwang sie, etwas Zwieback zu genießen, den ich mit feurigem spanischen Wein erweichte. Als sie meinen Willen befolgt hatte, und ich ihr sagte, es sei leicht möglich, daß uns ein Fischer entdecke, gab sie zur Antwort, nur mit den Leichen ihrer Aeltern oder nie werde sie die Trümmer des Schiffes verlassen.

Acht und vierzig Stunden verharrten wir in dieser

traurigen Lage. Die See beruhigte sich mit jeder Stunde mehr, die Brandung trat zurück, das Wrack stieg immer höher aus dem Wasser, aber es war zugleich hinfälliger geworden und drohte zusammen zu stürzen. Meine Unglücksgefährtin war mehr todt als lebendig; sie sprach nicht mehr. Selbst als ich ihr die freudige Nachricht brachte, daß sich ein Fischerboot nahe, schlug sie kaum die Augen auf und flüsterte nur: „Mit den Aeltern!"

Ich war indessen, sobald die Kajüte wieder zugänglich geworden, nicht müßig gewesen und fand dort ein eisernes Kistchen mit Papieren und einen Beutel mit Goldstücken, welche Gegenstände ich für die Dame sogleich in Beschlag nahm. Auch Kleidungsstücke fand ich, zwar durchnäßt, aber uns in unserm Zustande sehr willkommen.

Das Boot kam und bald war ich mit den Fischern einig. Sie brachten uns nach einer nahen Hafenstadt, wo sich ein französischer Consul befand. Ich erzählte diesem Alles und übergab ihm dann die Papiere, nebst dem größten Theil des Goldes. Weniges nur behielt ich für mich, um mein Leben zu fristen. Dieser Herr, der den Namen der Dame aus den Papieren ersehen hatte, und ihre Familie wohl kannte, sorgte für Alles; er nahm die junge Dame in sein Haus und ordnete

die Beerdigung der alten Leute an. Nach unserer Barkasse wurde geforscht; sie war nicht an das Land gekommen; wir waren die einzigen Geretteten.

Nach acht Tagen schickte der Consul nach mir. Ich kam und fand die junge Dame blaß und angegriffen auf einem Ruhebette. Man ließ uns allein.

„Robert!“ sagte sie mit matter Stimme. „Sie haben mir Ihr Wort schön gehalten. Ohne Sie hätten meine Aeltern kein Grab in kühler Erde erhalten; ohne Sie .... aber genug, Sie wissen selbst, was Sie gethan haben. Ihre Belohnung ....“

„Ach!“ rief ich, über und über roth werdend, „davon sprechen Sie nicht!“

Sie fuhr fort: „Ich war matt und krank, und in jenen fürchterlichen Augenblicken meiner Sinne nicht mächtig. Dennoch weiß ich, was ich Ihnen versprochen habe. Wenn Sie es verlangen, will ich es Ihnen halten; fordern Sie und hier ist meine Hand.“

Ich zitterte heftig. Ich sollte also ihr Mann sein? Der Mann einer so schönen, vornehmen Dame? Zuerst wurde mir zwar freudig zu Sinn, und es war mir, als müsse ich mit beiden Händen zugreifen; dann aber fühlte ich wohl, nachdem ich sie noch einmal fest angeblickt, es könne nicht sein. Angst und Furcht standen auf ihrer Stirn und nicht aus freiem Antriebe, sondern

nur, weil ihr edles Herz keinen Betrug dulden konnte, hatte sie sich selbst an ihr Versprechen gemahnt. So that ich denn einen tiefen Athemzug, blickte ihr treuherzig in die Augen und sagte:

„Mit nichten, meine schöne Dame, gedenke ich von einem Versprechen Gebrauch zu machen, was Ihr unaufgefordert und sehr übereilt ausgesprochen habt. Ihr seid mir nichts, gar nichts schuldig, und da ich Euch jetzt in guten Händen weiß, so will ich Euch verlassen, und für mein weiteres Unterkommen Sorge tragen. Wenn Ihr mir aber etwas zu Liebe thun wollt, so gebt mir die Hand, und sagt mir, daß ich als ein braver Seemann meine Schuldigkeit gethan habe."

Der Consul war in diesem Augenblicke wieder eingetreten. Sie rief ihm entgegen: „Chevalier! Noch nie schlug unter einer so unscheinbaren Hülle ein so edles Herz. Sie werden Alles thun, was ich nur irgend sagen kann, und mehr, weit mehr als das: Disponiren Sie über alle meine Mittel! — Und Dir, Robert," sagte sie plötzlich, leuchtenden Blickes zu mir gewendet, „Dir, edler Mensch, sage ich jetzt, daß Du treu wie ein Bruder gehandelt hast, und wie eine Schwester dem Bruder will ich Dir danken."

Sie schlang ihre Arme um mich, drückte mich fest an ihre Brust und küßte mich innig.

„Und nun ziehe hin in Frieden, und sei glücklich auf Erden. Ich gehe in ein Kloster, der einzige Ort, der mir noch Frieden bieten kann, nach allem Kummer und allem Elend, das ich auf Erden erfahren habe."

Sie ging langsam hinaus, gefolgt von dem Consul, der mir zurief, ich möchte auf ihn warten, er wolle mir noch Vieles sagen. Ach, ich wollte nichts hören, sondern eilte fortzukommen und begab mich nach dem Hafen, voll des Vorsatzes, sobald als möglich diesen Ort zu verlassen. Mittelst der Goldstücke, die ich mir mit gutem Gewissen angeeignet hatte, schaffte ich mir bald eine neue Equipirung, und erfuhr während des Einkaufens, daß am andern Morgen ein Schiff nach Hamburg absegeln sollte. Ich eilte zu dem Capitain, und da die Besatzung seines Schiffes vollzählig war, erhielt ich es von ihm, daß er mich für ein Geringes als Zwischendecks-Passagier mitnahm. Er erhielt mein vorletztes Goldstück, und als ich ein Paar Tage in Hamburg gewesen war und eine Heuer fand, hatte ich nur noch wenige Schillinge in der Tasche.

Ich war so schnell und so heimlich abgereist, hatte nur meinen Vornamen kundgegeben und alle meine Verhältnisse sorglich verschwiegen, damit man mir nicht nachforschen sollte. Und so war es auch besser, denn sie selbst durfte ich nicht als die Meinige betrachten,

es würde sie getödtet haben; mit ihrem Golde aber wollte ich mir mein zerrissenes Herz nicht bezahlen lassen. Ich hörte nie wieder etwas von ihr.

Aber jetzt noch, nach vierzig Leidensjahren, nach so vielen Kämpfen und Schicksalen, steht ihr Bild so klar und rein vor mir, wie es in jenen verhängnißvollen Tagen vor mir stand. Und wenn es einmal allzuviel wird, und es bricht gewaltig hervor, wenn die Unruhe im Gemüthe wächst, dann denke ich an sie und die Stunde des Leidens zieht still vorüber."

Neue Gesellen.

Wenn es manchmal stürmte, wenn die Wellen der Elbe lautschäumend über einander sich stürzten, und dieser Aufruhr der Elemente mit meinem unruhigen Gemüthe harmonirte; oder wenn kein Lüftchen sich regte und der Strom, glatt wie ein Spiegel, vor mir lag, und ich durch diese Ruhe der Natur selbst beruhigt, ja zur Freudigkeit gestimmt ward, dann pflegte ich wohl mein

„Wasserhaus auf festem Land"

zu verlassen, und das Boot zu besteigen, was an dem

Fuße des Helgens lag. Immer stromab fuhr ich eine weite Strecke, und während Jan Helwig des Schiffes und seines Gastes wartete, suchte ich — kaum weiß ich was, — allein ich war entschlossen, vor nichts zurückzuschrecken, wäre es auch noch so seltsam und wunderbar. Aber, wo kommen auf einem mit feindlichen Handelsschiffen bedeckten Strome die Abenteuer her? Ich traf selten etwas Anderes, als gute, gewöhnliche Leute, die ihrer täglichen Nahrung nachgingen und brachte nichts mit, als vom Rudern ermüdete Arme.

So kam ich eines Nachmittags unter dem hohen Elbdeich, den die freundlichen Häuser von Finkenwerder überragten. Das ganze Dörfchen lag im hellen Sonnenschein vor mir, und seine Bewohner hatten die Sonntagsjacken an. Es war Jahrmarkt. Die Männer jauchzten und sprangen; die älteren Weiber rauchten ihre Pfeife und tranken mit Zucker versüßten Wein. Bald befand ich mich im dichtesten Gedränge, auf der großen Diehle des stattlichsten Wirthshauses, wo die Leute, Kopf an Kopf, sich um eine Gruppe Tänzer drängten, die die seltsamsten Verschlingungen und Touren versuchten, während ihnen der Schweiß stromweise von der Stirne rann.

Nicht lange litt es mich in diesem Gedränge und ich trat wieder hinaus vor die Thüre, wo ich eine neue

Gruppe fand, die meine Aufmerksamkeit erregte. Es waren zwei Männer von ziemlich gleichem Alter, in Seemannsjacken und mit weißen Haaren, die zu sagen schienen, daß schon mancher Sturm darüber hingefahren sei. Sie waren sehr von einander verschieden. Der Aelteste, ein kleines kugelrundes Kerlchen, mit rothem Gesicht und hellen Augen, schien sein Lebelang nichts Anderes gethan zu haben, als Lachen; während sein Gefährte, bleich und hager, den Kopf vorüber gebeugt, sich in einer traurigen Stimmung befand. Er war blind. Mit eintöniger Stimme sang er ein lustiges Seemannslied, das in seinem Munde zu einem grausamen Spotte ward. Das umstehende Volk ergötzte sich weidlich daran, und der lustige Gefährte des Blinden benutzte diese günstige Stimmung, einige Gaben einzusammeln, die sparsam genug ausfielen.

Als er sich mir mit demüthig abgezogenem Hute näherte, und mir einen zinnernen Teller vorhielt, auf welchem einige Kupfermünze lagen, warf ich ein ansehnliches Silberstück auf, und sagte: „Es will mich bedünken, Schiffsmaat, als sei dies nicht immer Eure Beschäftigung gewesen?"

„Wahrhaftig, Herr," begann er, sehr erfreut über die reichliche Gabe, „so ist es, und Ihr glaubt nicht, wie wohl es mir thut, durch Euer Geld in den Stand

gesetzt zu sein, daß wir heute nicht mehr die Affen dieser Bauernkerle zu sein brauchen. Euch hat ein guter Geist zur rechten Zeit hierher geführt, und ich will nur gleich zu meinem armen Blinden gehen, ihm dies zu verkünden."

Die Zuschauer hatten sich indessen verlaufen und wir Drei blieben allein auf dem Platze. Ich sah, wie der Lacher dem Blinden etwas erzählte und dieser die Hände dankend aufhob. „Zwei Tage können wir damit auskommen," sagte der Erste, „und wir brauchen uns für diese Zeit nicht zum Gelächter herzugeben."

Da diese beiden Leute meine ganze Theilnahme erregten, ging ich zu ihnen. Der Dicke bewillkommte mich mit einem Kratzfuße und sagte seinem Gefährten, wer ich sei. Dieser griff nach meiner Hand und wollte sie an seine Lippen drücken, ich aber gab es nicht zu, sondern sagte: „Schiffsmaate, Euch muß es wunderlich gegangen sein, daß Ihr zuletzt auf diesen Strand gerathen konntet. Wollt Ihr, so trinken wir eine Flasche Wein mitsammen, und es könnte kommen, daß wenn wir näher mit einander bekannt würden, ich Euch einen Vorschlag thäte, den Ihr nicht zurückwieset."

Es war ein wunderlich Stück Lebensgeschichte, das diese beiden, in Sturm und Wellen ergrauten Männer vorbrachten. Im gleichen Alter und Freunde von der

ersten Jugend an, hatten sie den Dienst zur See mitsammen begonnen. Der Lacher hieß Niklas, sein blinder Freund Herrmann. Letzterer sollte des Niklas Schwester heirathen, und dieser hatte gleiche Absicht auf die Schwester des Freundes. Die Häuser der Aeltern lagen nahe bei einander, und die Felder, die dazu gehörten, waren so wenig abgegränzt, daß man nicht sagen konnte, wo das eine aufhörte und das andere anfing. Da wollten sie, wenn das Alter sich einstellte und sie dem herrlichen Seeleben den Rücken zukehren müßten, in Ruhe und Eintracht bei einander sein und in ihren Erinnerungen leben.

Aber, der Mensch denkt und Gott lenkt! Eine schwere Krankheit zog in's Land; es waren die schwarzen Blattern; die beiden schönen Bräute wurden zu gleicher Zeit davon befallen, und während Niklas nach Hamburg eilte, eine Heuer rückgängig zu machen, die er mit dem Freunde eingegangen war, um bei den hülflosen Mädchen zu bleiben, saß Herrmann daheim, und ging von einem Häuschen zum andern, um zu trösten und zu lindern. Da verhängt's der gnädige Gott, daß des Niklas Braut zuerst stirbt. Er drückt der Schwester mit gepreßtem Herzen die Augen zu und geht zu seiner Braut, um hier — wenige Stunden später — dieselbe traurige Pflicht zu erfüllen. In dumpfer Verzweiflung sitzt er neben

der Leiche, bleich, regungslos und singt, sich selbst unbewußt, ein geistliches Lied vor sich hin. Wie lange er so gesessen: er weiß es nicht. Ein heftiger Donnerschlag weckt ihn aus seiner Betäubung, ein Blitzstrahl folgt; die dunkle Nacht ist plötzlich taghell, Flammenschein erleuchtet die Stube. Herrmann eilt hinaus. Das benachbarte Haus steht in Flammen. „Niklas Braut! meine Schwester!" ruft Herrmann voll Verzweiflung. „Ich kann den armen Leichnam nicht verbrennen lassen!" Er stürzt hinein und erreicht, durch Rauch und sprühende Funken nicht zurückgeschreckt, die Stube. Beschwert mit der theuern Last macht er sich auf den Rückweg; hinter ihm stürzen Balken und Bretter; vor ihm fällt ein Haufen brennendes Stroh vom Boden herab; er eilt durch die Flammen, erreicht die Thür; schon naht ihm die eisig-kalte Nachtluft erquickend entgegen, da zischt ein glühender Blitzstrahl aus den Wolken herab, fährt dicht vor dem Unglücklichen in die Erde, und versenkt ihm das Gesicht. Herrmann steht betäubt, dann aber schreit er verzweiflungsvoll auf: „Ich bin blind! Allbarmherziger Gott! Ich bin blind!

Als Niklas von seiner Reise nach ein paar Tagen zurückkehrte, war sein Haus verloren, seine Braut und seine Schwester waren begraben und sein Freund ruhte erblindet auf fremdem Stroh. Ach, wie haben sie sich

so fest und innig umschlossen, wie haben sie zusammen so schmerzliche Thränen des Kummers geweint.

„Nun steht es fest!" sagte Niklas, den Freund mit tiefer Rührung betrachtend, und ihn an seine Brust drückend, „nun steht es fest, daß ich nicht wieder jenseits der rothen Tonne gehe. Von Allem, was ich liebte, bist Du allein übrig geblieben, und Du bist hülflos, wie ein neugebornes Kind. Ich bin reich gegen Dich, denn ich habe meine beiden gesunden Augen und Du bist blind; fortan werde ich Dein Stab und Deine Stütze sein."

Herrmann nahm diesen Liebesdienst mit sehr bewegtem Gemüthe an und Beide wohnten jetzt in einem Hause. Herrmann saß ruhig in seiner Kammer, während Niklas fleißig im Garten und auf dem Felde arbeitete. Aber das Glück war nicht mit ihnen; es kam eine große Theuerung in's Land, Hagel und Mißwachs traten ein, zuletzt wurde Krieg. Niklas mußte sein und seines Freundes Eigenthum den Gläubigern überlassen, und Beide wurden mit einer magern Summe abgefunden. Bald war auch diese verzehrt, und Niklas mußte für den blinden Freund betteln. Und wunderbar! Während Herrmann bei diesen Unglücksfällen immer trauriger und schwermüthiger wurde, ging des Niklas' frohe Laune, womit ihn der Himmel reichlich ausgestattet, in

Ausgelassenheit über, so daß selbst Herrmann davon angesteckt ward und sich bestrebte, heiter zu sein. — Ich, meines Theils, glaube, daß diese Lustigkeit nur eine verstellte war, um die Leiden des blinden Freundes nicht noch zu vergrößern, und die Aufmerksamkeit Derer auf sich zu ziehen, von Denen er eine etwas reichlichere Gabe erwarten konnte. Er machte sich zum Narren der Menge, um seinen Freund vor Hunger zu bewahren.

„Nun, Schiffsmaaten!" sagte ich; „so nenne ich Euch, wenn Ihr auch gezwungen worden seid, von der See auszuscheiden. „Was Ihr mir da erzählt, klingt wunderbar genug, und es ist so viel Unglück und Trübsal darin, daß ein schwaches Menschenherz es kaum zu fassen vermag. Sagt mir, würdet Ihr eine Hand von Euch stoßen, wenn sie sich ausstreckte, um Euch aus diesem Elende heraus zu reißen, und an einen Ort zu führen, wo Ihr fortan in Ruhe und Frieden leben könntet?"

Sie sahen mich an, als sei das, was ich ihnen verkündete, eine unwahre Geschichte, denn so sehr waren sie bereits in Elend versunken, daß sie nicht mehr an irgend etwas Gutes für sich zu denken wagten.

Ich bemühte mich nun, ihnen eine Beschreibung meiner Wohnung zu geben; sagte ihnen, daß Alles

bereitet sei, und daß nur auf die Bewohner meiner Kajüten gewartet werde. Stände es ihnen an, so sollten sie unbekümmert folgen, ich würde ihnen einen guten Ankerplatz bereiten.

Da gab es eine Veränderung mit den Beiden, von der sie eine Stunde vorher noch keine Ahnung gehabt hatten. Niklas weinte, daß ihm die Thränen über die Backen liefen, aber er lachte zu gleicher Zeit aus vollem Halse, machte allerlei seltsame Capriolen und warf seinen getheerten Hut einmal über das andere hoch in die Luft. Herrmann blieb still; ein Freudenstrahl zuckte über sein blasses Antlitz, er sank in die Kniee und die Hände emporstreckend, sang er mit heller Stimme:

Allein Gott in der Höh' sei Ehr,
Und Dank für seine Gnade!

Wir aber fuhren nach einer Stunde ab, und als ich meinen alten Backsgenossen die neuen Ankömmlinge vorstellte, sagte ich: „Weiter nichts verlange ich, als daß Ihr Euch gegenseitig in Liebe und Freundlichkeit begegnet und brüderlich unter einander lebt. Es soll dies ein Hafen der Ruhe und des Friedens sein, worin lebensmüde Seeleute vor Anker gehen können. Trachtet nun darnach, daß Ihr es nicht zu einem Hafen der Unruhe und Zwietracht machet."

Dies gelobten sie mir mit einem schallenden Handschlage.

Und sie haben es schön gehalten. Kein Streit fiel vor, seit sie beisammen waren, und manches verwickelte Gespinnst haben sie aufgewunden, wie es auf den Blättern dieses Loggbuchs verzeichnet steht. Eines Abends aber sagte Niklas: „Hört, Schiffsmaaten! Es ist nun seit langer Zeit nichts vorgekommen, als traurige Geschichten, die uns das Herz zersprengen und das Salzwasser aus den Augen pumpen. So laßt uns es denn einmal mit etwas Lustigem versuchen, und sehen, ob nicht Einer von uns die Andern zu einem ergötzlichen Lachen bringen kann."

Das waren wir gar wohl zufrieden und forderten Niklas auf, sein Bestes zu thun. Dieser aber schnalzte mit den Fingern, und nachdem er seine Pfeife nochmals angebrannt hatte, begann er seine Erzählung.

Die seefahrenden Brüder.

War einmal ein lustiges, ehrliches Blut, ein Matrose von der langen Reise, der hieß Yark und war von einer der Nordsee-Inseln gebürtig, ich weiß nicht mehr, ob von Föhr oder Sylt. Der war fröhlich und guter Dinge; ein Bursch, der über den geringsten Spaß eine große Freude hatte, und dem ein großes Leid nicht sonderlich viel Herzweh machte. Seine Aeltern waren bald nach seiner Geburt gestorben, Verwandte hatte er nicht, oder sie bekümmerten sich nicht um ihn, ein fremder Schiffer nahm den so eben eingesegneten Jungen in seinem Schiffe auf, und so ward die ganze Welt sein Vaterland.

Yark kam nach England und sah Sally. Das war ein Mädchen wie Milch und Blut, und dabei eben so ausgelassen und lustig, wie er selber. Die gefiel ihm über die Maßen, und da er ein schmucker Bursche war, der etwas auf sich hielt, stets den weißesten Strohhut und die sauberste Jacke trug, so gefiel er der Sally nicht minder. Als er daher eines schönen Tages an's Land kam, und zwar in der gesegneten Stadt Falmouth, wo Sally in einem Sailors-Porterhouse Schenkmädchen war, reichte er ihr seine Hand und fragte nichts weiter

als: „Willst Du?“ — Wenn's auch nur wenige Worte gewesen, die der Seemann gesprochen, so hatte das Mädchen ihn doch recht gut verstanden. Sie schlug lachend in die Hand des Lachenden, und es dauerte nicht lange, da mußte sie the reverend Sim Whyler zusammen geben. Einige Wochen ging's gut, und es gab keine glücklicheren Leute, als Yark und seine Sally. Aber bald ward dem Einen die Lustigkeit des Andern zuwider; sie lachten nun nicht mehr zusammen, sondern sie lachten einander aus. Da gab es Verdrießlichkeiten über Verdrießlichkeiten; denn so zwei laute Glocken zur selben Minute schlagen, kann man vor lauter Lärmen die Stunde nicht heraushören. Da kam es dem Yark recht gelegen, daß der Winter ein Ende nahm und das Eis aus dem Fahrwasser wich. Yark nahm flüchtig Abschied von Sally, die mit dieser Trennung anscheinend wohl zufrieden war, und ging an Bord seines Schiffes, um einen Streifzug nach den Antillen zu machen, der über Jahr und Tag dauern sollte. Das ist zwar eine lange Zeit, aber sie erreicht auch ihr Ende, und als Yark wieder in der Nähe von Fallmouth war, sagte er zu sich selbst: „Soll mich doch wundern, was die Sally macht und was sich sonst verändert hat zu Hause.“ Aber die Sally sagte und that nichts mehr, sondern sie war selig in dem

Herrn entschlafen und hatte ihrem Eheherrn einen Knaben hinterlassen, der Harry geheißen worden und seinem Vater tüchtig entgegen blöckte. Anfangs war dem lustigen Yark doch etwas wunderlich zu Sinne; aber weil er eben der lustige Yark war, so vergaß er bald das erlittene Ungemach und der Verlust war für ihn kein Verlust. Er nahm das Kind, gab es zu guten Leuten in's Haus und ging dann, von allen Fesseln befreit, wieder auf die hohe See hinaus.

Eines andern Winters befand sich Yark in Frankreich, und zwar in der absonderlich schönen und muntern Stadt Marseille, wo die Leute des Tages im Geschäft so eilig sind, daß sie fast über einander stürzen und sich dann dafür die Nacht bei Gesang und Tanz erholen. Hier wurde nun zwar das Schiff nicht vom Eise zurückgehalten, aber es waren andere Dinge im Wege, die seine Weiterfahrt verhinderten, und Yark hatte vollauf Zeit, an's Land zu gehen, um sich zu amusiren. Das that er denn auch von früh Morgens bis spät Abends, und wenn der Tag dämmerte, schien es ihm noch immer zu früh, in seine Hängematte zurückzukehren. Auch für die schönen Mädchen hatte er ein Auge, aber er hütete sich wohl, mit ihnen ein ernstes Wort zu wechseln; denn sie waren alle sehr lustig und ausgelassen, so daß es nicht fehlen konnte, er mußte dabei stets

an die luſtige Sally denken, die doch eigentlich ein kleiner Eheteufel geweſen war. Da fügte es ſich eines Tages, daß er in das Haus eines ehrlichen Fiſchers trat, der hatte eine Tochter mit Namen Juliette, die zeichnete ſich vor allen andern Mädchen ihres Standes dadurch aus, daß ſie viel ſchöner war, und dabei ein ſo ernſtes und geſetztes Weſen hatte, wie man ſelten bei einem jungen Mädchen zu finden gewöhnt ſein mag. Das war eine Erſcheinung, die auf Yark einigen Eindruck machte, und indem er ſich mehr mit ihr beſchäftigte, ſah er ebenfalls, daß ihr der friſche nordiſche Burſch nicht unangenehm war. Da es dem Yark nun außerordentlichen Spaß machte, irgend etwas zu thun, was ſeiner Natur ganz entgegen geſetzt war, ſo bewarb er ſich mit großer Ernſthaftigkeit um die ſchöne Juliette, und wußte dabei ſich ſo bedachtſam und ſo überlegt zu benehmen, daß das junge Mädchen glaubte, ſie kriegte ein Wunder von einem vernünftigen Mann. So begab es ſich denn, daß Beide nach kurzer Zeit ſelbander vor dem geiſtlichen Herrn ſtanden, der ſie mit großer Salbung zuſammen gab. Yark hielt tapfer aus, und machte ein Geſicht dazu, eiskalt wie Spitzbergen; als aber der Prieſter Amen geſagt hatte, ſchlug er, zum Erſtaunen der Anweſenden, und namentlich ſeiner jungen Frau, ein lautes Gelächter auf und ſagte:

„Nun ist's genug mit diesem Ernsthaftthun, auch halte ich es nicht länger aus. Juliette, mein schmuckes Weibchen, gieb mir einen Kuß und laß uns Beide einmal aus vollem Herzen lachen."

„Wie? Lachen?" fragte bestürzt die Braut, „und noch obenein an heiliger Stätte?" Sie wandte sich mit finsteren Mienen von ihrem lustigen Herrn Gemahl weg, und die anwesenden Zeugen thaten dasselbe.

„Oho!" dachte der junge Ehemann, „kommst du mir so, komme ich dir so!" und ging mürrisch an ihrer Seite nach Hause.

Zu Hause selbst kam nun wohl eine flüchtige Versöhnung zu Stande; das Hochzeitsmahl wurde verzehrt, aber kein Hochzeitsgast, ja, nicht einmal der Brautvater, trug einen Rausch davon; es wurde auch zum Tanz aufgespielt, aber die Tänzer hatten bleierne Sohlen; auch ward dem harrenden Ehemann der Eintritt in die hochzeitliche Kammer nicht verwehrt, aber nachdem sie von innen verriegelt worden, hat man auch nicht ein einziges Gelächter vernommen.

Nach der Hochzeit ward es mit jedem Tage trübseliger, und als das Schlimmste stand zu befürchten, daß Yark bei dieser schweigsamen, ernsthaften Frau selbst das Lachen verlernen würde. Als er diesen Gedanken zum ersten Male faßte, wurde ihm brühsiedend

heiß, und er lief zum Hause hinaus, ohne dahin zurückzukehren, sondern steuerte andern Tages schon wieder auf die hohe See, dem fernen Indien zu. „Im Heiraten habe ich kein Glück!“ dachte er, „und es wird für meine Frau und für mich gleich heilsam sein, wenn wir es Jedes für uns treiben, so gut es geht.“ Und von der Zeit dachte er an „die Stumme von Marseille“ wie er sie nannte, mit keiner Silbe mehr. Zwei Jahre gingen in's Land, da kehrte das Schiff nach Marseille zurück und er erfuhr, daß seine ernste, schweigsame Frau noch ernster und schweigsamer geworden sei: sie lag auf dem Kirchhofe. Ein Sohn aber war zurückgeblieben, der hieß Jean, und schien alle Neigungen der Mutter geerbt zu haben, was nun gerade nicht geeignet war, ihm die Gunst des Vaters zu erwerben. Er hatte auch mit großer Eile den Knaben irgendwo untergebracht und verließ dann Marseille, wahrscheinlich in der Absicht, nie wieder dahin zurückzukehren.

Und wieder eines andern gesegneten Winters befand er sich zu Amsterdam. Es fror stark, und da bekanntlich Schiffe durch anderthalb Fuß dickes Eis nicht segeln, so hielt er sich nothgedrungen am Lande auf. „Das nimmt kein gutes Ende!“ sagte Yark, trüber Ahnung voll, vor sich hin, als er eine Kammer in

dem Hause eines Schlafbaas bezog, und es währte nicht acht Tage, als er erkundschaftet hatte, seiner Wohnung gegenüber in dem „Geneverhuis" befinde sich ein Schenkmeisje, die er für das schönste Mädchen von Amsterdam erklärte. Einen Tag später wußte er, daß sie Katrine hieß, und am folgenden Morgen war er sterblich in sie verliebt, am Ende der Woche war er ihr erklärter Bräutigam und gegen das Ende des Monats wurden sie getraut. Nun traue Einer noch den Schwüren eines Seemanns. Yark fand auch bald Ursache, seinen übereilten Schritt zu bereuen; er war mit seiner dritten Frau nichts weniger als zufrieden. Sally hatte nur gelacht, Juliette nur finster drein geschaut, Katrine that beides, ja noch ein drittes, aber immer nur erst dann, wenn es ihr geheißen wurde. Sagte der Mann: „Katrine lache ein Mal!" so antworte sie: „Ja, lieber Mann!" und lachte so lange, bis er es wieder verbot, bei jeder Gelegenheit, es mochte dahin passen oder nicht. — Wenn aber Yark sagte: „Du, heute ist es mir nicht besonders gut gegangen, da kannst Du Deine Flagge einmal auf halbe Stange hissen!" antwortete sie mit weinerlicher Stimme: „Ja, lieber Mann!" und dann war auch nicht eher Ruhe von aller Noth und Trübsal, bis er einige tausend Teufel heraufbeschwor, um einen Damm gegen die Thränenfluth seiner Frau zu errichten,

damit er nicht weggeschwemmt werde, und dann als ein ächter Polterer sagte: „Ich will zum Satan nicht, daß Du lachen oder weinen sollst! Es geht Dich Alles gar nichts an, und Du kannst, bei der Pestilenz, für Dich bleiben!" Dabei schlug er mit der Hand auf den Tisch, daß die Gläser zitterten und die Pfeifen zerbrachen. Katrinchen aber, dies Musterbild eines gehorsamen Weibes, sagte abermals: „Ja, lieber Mann!" und von dem Augenblicke an ließ sie ihn links liegen, und bekümmerte sich weder um seine guten, noch um seine bösen Tage. — Nun wird es wohl kein Mensch dem armen Yark übel nehmen, wenn er damit herausplatzte, dergleichen blinden Gehorsam könne er nicht aushalten und sei selbst nicht an Bord eines Linienschiffes zu Hause. Darum kam ihm das Thauwetter gelegen, das die Eisdecke brach und die Wogen des Zuyderzee's sich wieder frei bewegen ließ. Dauerte auch nicht gar lange, so saß er in dem Kabelgat eines gut gezimmerten Schiffes, das seinen Cours nach Batavia richtete und dachte sobald nicht wieder nach Amsterdam zurückzukehren. Aber endlich mußte es doch geschehen und vier Jahre nach seiner Abreise ankerte er zu Helvoetsluis. Auf dem Wege nach Amsterdam dachte er daran, ob seine Katrine wohl noch immer lache, weil er ihr kurz vor seiner Abreise gesagt hatte: „Katrinchen,

lache einmal!" Aber diesen Befehl hatte sie nicht befolgt, sondern hatte sich zur ewigen Ruhe verfügt, doch nicht ohne ihrem Gemahl eine Erinnerung an seinen dritten Ehestand zu hinterlassen, in einem drallen Jungen bestehend, der Hans geheißen war. Yark hatte nun nichts Eiligeres zu thun, als auch diesen Jungen so gut als thunlich unterzubringen, und dann Amsterdam wieder zu verlassen, wo er keine gehorsame Katrine mehr finden sollte.

Eigen war's, daß keine zwei Jahre in's Land gingen, als es sich schon ereignete, daß Yark wiederum einen Winter fern von der See zubringen mußte; diesmal in Kopenhagen. Aber er hütete sich wohl, seine Augen auf die schmucken Mädchen der Stadt zu werfen; er meinte, wer drei Mal in den heiligen Ehestand getreten, habe seine Pflichten für Stadt und Land erfüllt, und wen Gott drei Mal von der mühseligen Fessel erlöst, die zu tragen ein Seemann am wenigsten berufen sei, der müsse zum vierten Male gescheuter sein, widrigenfalls er verdiene, daß seine Plage ewig dauere.

Nach und nach zog er sich sogar ganz von dem Leben zur See zurück. Er hatte das Glück gehabt, ein Schiff zu bekommen und zwar zu einer guten Zeit, so daß er ziemlich viel Geld und Gut erwarb, und dies durch kluge Speculationen ansehnlich vermehrte. Nun

zog er sich nach seiner heimathlichen Insel zurück, und weil dort ein Thaler immer so viel gilt, als ob es ein vierfacher wäre, so galt Yark daselbst für einen sehr reichen Mann und hatte einen großen Vasallentroß um sich her. Aber sein Wohlleben konnte doch nicht verhindern, daß mitunter trübe Tage kamen, und für alles Geld konnte er das nicht kaufen, was ihm immer mehr zu fehlen begann, nämlich Gesundheit. Da dachte er dann: „Wenn nur Sally einmal da wäre, und lachte tüchtig mit mir, ich meine, es wäre besser; oder wenn Juliette so ernst drein schaute mit ihren schönen Augen, das müßte meinem Herzen wohlthun; oder wenn Katrinchen käme und Alles ohne Widerspruch thäte, was ich ihr heißen würde, es stände drum nicht schlechter mit mir!" Nun, die todten Weiber kamen zwar nicht, aber dabei fiel ihm ein, welche Pfänder der Erinnerung ihm diese hinterlassen, und daß er eigentlich drei Söhne besitze, vorausgesetzt, daß diese nicht etwa ihren Müttern nachgefolgt wären.

Wie es nun mit dem armen Yark immer schlimmer wurde, wandte er sich an einen Rechtsgelehrten. Dieser beeilte sich, alsbald die nöthigen Schritte zu thun; und die Erkundigungen ergaben, daß alle drei Jungen frisch und gesund, aber arm wie die Ratten in einem aufgelegten Schiffe wären. Nun bat Yark, man möge sie

hierher schaffen, ehe er sterbe, damit er sich an ihrem Anblicke ergötze und sein Hab und Gut an sie vertheile. Auch dieser sein Wille geschah, und es dauerte gar nicht lange, da kamen die Bursche alle drei, und Harry, Jean und Hans wurden zu ihrem Vater geführt, der sie in seiner Hängematte empfing. Er betrachtete sie, nicht ohne einiges Salzwasser in den Augen, und sagte mit zitternder Stimme:

„Stellt euch dorthin, Jungens! Einer neben den Andern, und ich will sehen, ob ihr so viel Aehnlichkeit mit euern Müttern habt, daß ich euch erkenne. He, du da mit den schelmischen Augen, und der bleichen Stirn, bist du nicht der Harry aus Falmouth?"

„Yes, Sir!" sagte Harry.

„Und du dort, mit dem braunen Gesichte, den dunklen Augen und den Falten auf der Stirn, bist du nicht der Jean aus Marseille?"

„Oui, Monsieur!" entgegnete Jean.

„Und du dort, mit den blonden Haaren, und dem breiten, vollen Gesichte, worauf nichts zu lesen steht, bist du nicht Hans von Amsterdam?"

„Ja well, Mynheer!" antwortete Hans.

Yark freute sich nicht wenig, daß er Alles richtig gerathen habe und seine Meinung, daß er ein tüchtiger Menschenkenner sei, vergrößerte sich um ein Bedeuten-

des. Er ließ seine Augen mit großem Wohlgefallen über die drei schmucken Bursche hingleiten, und fragte dann: „Ich will wissen, was ihr in der Welt anstellt, und was aus euch geworden ist. Antwortet mir rasch, Einer nach dem Andern."

Der Engländer, der die Gewohnheit hatte, wie alle seine Landsleute, immer der Erste in der Schüssel zu sein, antwortete rasch: „I am Sailor, Sir!"

Der Franzose, stets eifersüchtig auf den Briten und nie geneigt, ihm die Vorhand zu lassen, fiel rasch ein: „Marinier, Monsieur!"

Hans aber, der, wie alle Holländer, immer Zeit genug hatte, sagte ganz bedachtsam: „Matros, Mynheer!"

Das war nach Yark's Sinn, und er sagte schmunzelnd: „Very good! Bon! Dat s' well!" mit diplomatischer Gewandheit Jedem in seiner Landessprache antwortend.

Wenn sich vielleicht Jemand wundert, daß die drei Jungen, dem Vater gegenüber, sich so steif hielten, so sei ihm gesagt, daß sie von Yark's Vaterschaft nicht das Geringste ahnten, sondern in ihm einen Mann sahen, zu dem sie, Jeder für sich, berufen waren, weil er die Absicht hatte, ihnen Gutes zu thun.

Als er nun mit sich im Reinen war, kroch er aus seiner Hängematte und schleppte sich mittelst eines Stockes

zu einem großen Stuhl, worin er Platz nahm, und seine Jungen fragte, ob sie auch ein Glas Grog tränken? Als diese Frage bejaht wurde, schaffte man die nöthigen Flaschen und Gläser herbei, worauf sich Jeder seinen Grog mischte, Yark nicht ausgenommen, ob es ihm gleich der Arzt verboten hatte. Er hielt auch nicht viel von den Aerzten. Wie nun die Vier beim Glase zutraulich wurden und der Alte, nach einem Zuge von sechs Knoten Fahrt mit angenehmer Backstagsbrise, sein Glas niedersetzte, sagte er: „Nun, Jungens, ich will's Euch nicht länger verhehlen, ihr seid alle Drei Brüder!"

Die Jungen schüttelten mit dem Kopfe.

„Ja, ihr seid's!" rief Yark betheuernd. „Jeder von Euch hat seine besondere Mutter, aber den Vater habt ihr gemeinschaftlich."

Die Jungen schüttelten mit dem Kopfe.

„Sage euch, ihr habt alle Drei nur einen Vater," — hier ward Yark roth, ob aus Schamgefühl, oder vom Grog, ist nicht wohl zu ermitteln, — „der sich freilich bisher nicht sonderlich um euch bekümmert hat, der aber den Vorsatz faßte, so viel als möglich wieder gut zu machen, und kurzum, dieser Vater bin ich."

Die Jungen schüttelten mit dem Kopfe.

„Sage euch aber, daß ich es bin, und wenn ihr

das Glas wieder gefüllt habt, will ich euch erzählen, wie es zusammenhängt."

Alle Drei begannen nun das Geschäft des Grogbrauens und zeigten darin eine seltene Geschicklichkeit. Mark aber begann ihnen die Geschichte seines dreifachen Ehestandes zu erzählen, und als er sie beendet hatte, sprach er: „Nun geht's mit mir zu Ende; darum ist mein Wille, daß Ihr bei mir bleibt bis zum letzten Athemzuge. Habt ihr mich dann begraben und ihr wollt in brüderlicher Gemeinschaft mit einander leben, so ist es mir recht; zieht euch aber nicht das Herz zu einander, so wird's mein Befehl auch nicht thun; darum legt euch keinen Zwang an, sondern geht, wohin ihr wollt, nachdem ihr vorher mein Hab und Gut unter euch vertheilt habt."

Aber dies letzte Stündlein ließ lange auf sich warten; Mark fand sich durch die Gegenwart seiner Söhne verjüngt, seine Krankheit verschwand nach und nach, er saß zuletzt kerngesund und aufrecht unter ihnen. Das stand eine Weile so an, dann aber sammelte er seine Söhne um sich und sagte: „Hört, Jungens! ich hieß euch hier bleiben, weil ich jeden Augenblick zu sterben vermeinte, und dann nicht allein sein wollte. Aber diesmal ist es nichts damit, und es taugt nicht, daß junges Volk lange auf der Bärenhaut liegt. Seit ihr

hier seid, habt ihr euch zwar manierlich gegen einander betragen, aber von brüderlicher Liebe ist nicht sonderlich viel zu spüren gewesen. Vielleicht kommt es später zum Durchbruch. Jetzt müßt ihr wieder in die Welt hinaus, um euch etwas zu versuchen; aber ich mache es mir zur Bedingung, daß ihr oft schreibt, — oder schreiben laßt, wenn ihr es nicht etwa selbst gelernt habt, — damit ich euch finden kann. Da ich nun noch frisch und gesund herumwandle, so könnt' ihr mich auch nicht beerben, aber ich kann ein Uebriges thun, und euch einen Zehrpfennig in die Hand drücken, damit ihr etwas unternehmen möget." Damit händigte er ihnen eine ansehnliche Summe Geldes ein und trieb sie zur Abreise an, den Einen hier, den Andern dorthin; denn er wollte nicht, daß sie dieselbe Richtung wählen sollten. Die Brüder trennten sich mit einem kühlen Handschlage und gingen ihrer Bestimmung nach.

Als die Jungens fort waren, hatte Yark häufige Unterredungen mit seinem Freunde, dem Rechtsgelehrten. Beide schmunzelten und lachten, als ob sie etwas Besonderes erdacht; dann kehrte der Rechtsgelehrte zu seinem Schreibtisch, der Seemann zu seiner Hängematte zurück, und es blieb ruhig und still in ihren Umgebungen.

Jahr und Tag waren auf diese Weise vergangen,

da kam der Rechtsgelehrte wieder und hatte drei Briefe in der Hand, die er vor Yark auf den Tisch legte. Dieser sah den Mann des Gesetzes an, der mit dem Kopfe nickte, und Yark sagte: „Also von den drei Jungens! Sieh, da bin ich doch begierig, was sie schreiben! Sage Euch, Mann, das Herz beginnt mir im Leibe zu hüpfen, es bleibt nicht länger ruhig vor seinem Anker, und die Augenklüsen stehen unter Wasser. Das ist eine Schande für einen alten Seemann, und Ihr sollt als Advocat ein Einsehen haben, damit Ihr nicht Euch selbst anklagen müßtet, mir eine solche Schmach zugefügt zu haben. Donner, Herr, gebt Antwort! Was steht in den Briefen, und was wollen die drei Rangen?"

„Item," sagte der Advocat, indem er es sich in dem großen Stuhl des Seemannes bequem machte, und eine Pfeife anbrannte, „ist hier zunächst ein Brief von Harry, den ich Euch vorlesen will."

„Sally's Junge!" sprach Yark. „Nun, was ist mit ihm? Schnell!"

„Gemach, mein Alter!" antwortete der Advocat. „Ihr habt mir aufgetragen, nachzusuchen, ob es möglich sei, einige Bruderliebe bei Euren Jungen zu erwecken; denn nach Eurer Ansicht waren sie etwas mehr als gleichgültig gegen einander. Das meine ich,

kommt aber wohl nur daher, weil sie bisher nichts von einander wußten, und als sie hier zusammen kamen, sich nicht gegenseitig nöthig hatten. Das ist es, mein Alter, wodurch die Liebe der Menschen zu einander geweckt wird. Wenn sie sich allseitig in ihrer Hülflosigkeit sehen, und sie können sich dann beispringen, und ihr Elend sich erleichtern, oder es gar in Freude und Lust verwandeln, dann öffnen sich auch die Herzen, und die Liebe, die bis dahin fehlte, hält ihren Einzug. So ist's gewesen von Ewigkeit her, so wird es künftig sein, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn es mit den Jungen anders wäre. Ich habe mich nun an sie schriftlich gewendet, und die Antworten, welche hier vor uns liegen, werden uns bald Auskunft geben, ob ich etwas Recht habe, oder nicht. Wollen wir sie nun lesen?"

„Freilich, Mann, freilich!" rief Mark ungeduldig, „und wir könnten nun schon wissen, was in allen dreien steht, wenn Ihr nicht, wie alle Leute Eures Standes, die meiste Zeit mit Schwatzen hinbrächtet.

Der Advocat fand nicht für gut, hierauf etwas zu erwiedern, und las Harry's Schreiben.

„Was ich durch Euch von meinen Brüdern erfahre, hat mir sehr leid gethan. Wir kennen uns freilich einander nicht sonderlich, aber es sind doch meines

Vaters Söhne, und es muß dem alten Manne nahe gegangen sein, daß zwei seiner Söhne das ihnen übergebene Vermögen verloren haben."

„Habe ich denn das erfahren?" unterbrach Yark den Vorleser.

Der Advocat winkte ihm zu schweigen und fuhr fort: „Aber keinenfalls darf der Vater wieder in seine Tasche greifen, um ihnen aufzuhelfen; es könnte über sein Letztes hergehen und der Mangel ihn antreten. Da Ihr mir schreibt, daß meine Brüder zu einer bestimmten Zeit in dem Hause des Vaters anwesend sein werden, so will ich auch dahin kommen. Ich habe mir ein Part in einem Schiffe gekauft und mich auch bei dessen Ladung betheiligt. Die Aussichten sind so gut, daß ich mein Geld leicht herausziehen kann; das bringe ich mit und die Brüder mögen es unter sich theilen. Aber das bitte ich mir aus, daß Niemand mir etwas vorfaselt von britischer Großmuth und Güte und Wohlwollen, sondern daß es mir freistehen muß, sobald das kleine Geschäft in Ordnung gebracht ist, wieder abzureisen. Besser noch wäre es, wenn Ihr es vom Vater erlangen könntet, daß ich gar nicht zu kommen brauchte, und ich schickte das Geld an Euch ein. Um meinetwillen braucht aber Niemand in Sorgen zu sein; ein ächtes englisches Blut verdirbt nicht und Ihr

könnt glauben, daß ich eben so tüchtig durch die Welt kommen werde, als zu der Zeit, da ich noch nicht ahnte, daß ich einen Vater und Anspruch auf dessen Vermögen habe."

„Das schreibt Euer Sohn Harry!" schloß der Advocat.

„Brav gedacht und geschrieben," sprach Yark. „Habe es mir immer vorgestellt, daß Harry der tüchtigste sei von allen Dreien. Will ihn auch besonders bedenken."

„Wir kommen nun zu dem zweiten Briefe," fuhr der Advocat fort, „und wenn Ihr ihn anhört, müßt Ihr nur daran denken, daß es ein Franzose ist, der ihn geschrieben, sonst könnte es Euch leicht scheinen, als ginge es ein wenig bunt über Eck darin her."

„Das will ich!" sagte Yark, den Sctosman auf ein Ohr schiebend und den Südwester enger zusammen schlagend, „fangt nur an!"

Der Advocat las:

„Donner, Herr! Das ist eine tolle Geschichte, die Ihr mir da erzählt. Bin zwar aus Eurem gelehrten Krimskrams nicht recht klug geworden, indessen glaube ich doch die rechte Gissung zu haben, und brauche mich vor der Mißweisung meines Compasses nicht zu fürchten. Ihr zeigt mir zwei Sandbänke in einem breiten Fahrwasser, worin viele Schiffe hin und her kreuzen und

alle gut davon kommen. Zuletzt aber zeigen sich zwei schmucke Kreuzer mit Oberbram- und Bramleesegel, die schwimmen lustig heran mit der Flagge von der Gaffel und dem Wimpel vom großen Topp. Aber die Jungens, deren Einer ein Engländer, der Andere ein Holländer ist, haben das ferne Ufer im Sinne; sie denken an nichts, als wie sie es recht bald erreichen wollen, und ehe wir es uns versehen, sitzen sie auf den beiden Sandbänken, Holland rechts und England links. Ruhm mit Frankreichs Flagge! sie segelt ungehindert zwischen durch und zeigt von der Galerie ein Tauende."

„Das ist schlecht!" rief Yark dazwischen. „Das kommt von dem süßsauern Gesicht seiner Mutter. Hinter einer traurigen Fratze schläft ein böses Gemüth."

Der Advocat legte die Hand auf den Arm des eifernden Seemannes und sagte: „Besser wäre es, um mich Eurer Sprachweise zu bedienen, Ihr brächtet Eure Zunge vor Anker und legtet ein Reff in Eure Gedanken, die aus den Lieken zu fliegen drohen. Legt bei, Herr, und laßt es abstürmen; das ist in alle Wege besser für Euch."

Der Seemann sah den Mann des Gerichts nach dieser Mittheilung besonders respectvoll an und war mäuschenstille, als dieser weiter las; „Donner, Herr, ich hätte verdient, von den beiden Schiffen in den Grund

gebohrt zu werden, wenn ich mit Hohn zwischen ihnen durchgefahren wäre. Aber ich kann auch nicht von Einem zum Andern kreuzen, ohne in die Gefahr zu gerathen, selbst zu stranden. Darum will ich zuerst meine Planken in Sicherheit bringen, und darnach meine Schaluppen hinaussenden, damit wir bergen, was zu bergen ist. Was aber etwa über Bord gegangen wäre, das wollen wir aus der Bullerei und dem Kabelgat wieder herbeischaffen, sobald die Rümpfe erst wieder flott geworden sind."

„Ho! Ho!" lachte Yark vor sich hin. „Steuert teufelsmäßig guten Cours der Junge! Sagte es immer, seine Mutter war ein tüchtiges Weib und ich hatte sehr Unrecht, mich so wenig um sie zu bekümmern. Bringt es zu Ende, Herr, der Anker muß fallen!"

„Er liegt schon im Grunde!" sagte des Rechtsgelehrte, der nun das Ende des Briefes las, worin nichts weiter enthalten, als daß Jean Alles was er besaß, zu Gelde machen und damit nach Hause kommen wolle, um es an seine Brüder zu vertheilen.

Yark lachte und weinte durcheinander, und sagte: „Teufelskerle seid Ihr Advocaten! Sehe nun ein, wie Ihr es zu Ende bringen wollt. Jedem von den Dreien macht Ihr weiß, daß seine Brüder in's Elend gerathen

sind und von ihm Hülfe erwarten. Verdammt schlau! Aber sowohl bei dem Franzosen, als bei dem Engländer seid Ihr auf einen guten Ankergrund gerathen. Laßt uns nun sehen, wie der Wind vom Texel herüber weht und was unser Haus von Amsterdam für eine Signalflagge gehißt hat."

Alsobald öffnete der Advocat den dritten Brief und las ihn dem ungeduldig harrenden Seemann vor:

„Gott zum Gruß, Mynheer, und ich zeige Euch an, daß ich Euer Schreiben zu seiner Zeit wohl empfangen habe und mich an selbigem Tage bei guter Gesundheit befand; wenn es mit Euch gleicherweise beschaffen ist, wann dieser Brief in Eure Hände geräth, soll es mir lieb sein, was maßen die Gesundheit das einzige Kapital ist, worauf sich der Mensch etwas zu Gute thun kann, wenn er es gehörig in Acht nimmt. Ist dies nicht der Fall, so geht sie mit einer sachten Backstagsprise ab, und ist von einem schwachen Körper, der ein mürber Kreuzer ist, nicht wieder einzuholen. Solche lahme Kreuzer sind meine beiden Brüder geworden, die das Geld, das der Vater in ihre Hände gelegt hat, nicht fest zu halten wußten, und nun liegen sie da mit rasirtem Deck und wackligem Kiel. Ihr aber nehmt jetzt den Ruder zur Hand und preiet mich an, daß ich vor den Beiden anfbrassen und ihnen die glatte Lage

des Glückes und der Fülle geben soll. Solches ist Eure Meinung! Aber wenn Ihr nur ein wenig nachgedacht hättet, so würde es Euch klar geworden sein, daß solches zuviel von mir gefordert sei, denn es ist Euch sehr wohl bekannt, daß ich von Kindesbeinen an so arm war, wie der Roof eines seit drei Jahren backliegenden Schmackmannes, und daß ich außer dem, was ich zum täglichen Lebensunterhalt bedarf, nicht eines Stübers Herr bin."

„Potz Krahnbalken! Hat der Junge im Ernste Alles durchgebracht, was ich ihm gegeben habe?" polterte Yark; aber ohne sich stören zu lassen, fuhr der Advocat fort:

„Nun könnt Ihr freilich sagen, der Vater habe mir bei'm Abschiede eine große Summe Geldes gegeben, eine eben solche, als meine Brüder verloren haben. Allein ich muß Euch nur sagen, wie es damit steht. Als ich allein war und das Geld zählte, machte ich allerlei Pläne, was wohl damit anzufangen sei; aber dann dachte ich wieder: Halt! du hast dein Lebstage nichts gehabt, und verstehst mit so vielem Gelde nicht umzugehen: deines Vaters Schweiß und Blut klebt daran, und es wäre Sünde, wolltest du es auf eine unbedachtsame Weise verschleudern. Darum gehe hin und lerne erst, wie das Geld auf eine vernünftige Art

zu benutzen sei; bis dahin aber bringe es bei guten Leuten unter und betrachte es als deines Vaters Eigenthum. Dies habe ich gethan, und das, was meinem Vater gehört, habe ich vollständig beisammen; es ist zwar nicht mehr geworden, aber es fehlt auch kein Stüber daran. Da ich nun von Euch vernommen habe, wie die Sachen stehen, so werde ich mit dem mir anvertrauten Gelde in des Vaters Heimath kommen, damit er beschließe, ob ich es ihm selbst, oder den hülflosen Brüdern auszahlen soll. Was mich betrifft, so bin ich nicht hülflos, so lange ich meine Arme habe, und so lange in irgend einem Hafen Schiffszwieback gebacken wird. Den Brüdern gönne ich's gerne; sie haben nach ihrer Weise etwas Vornehmes in sich, das sich in der Welt zeigen will. Mich anlangend, so bin ich ein einfältiger Matrose, der nichts braucht, als einen Platz in dem Vortopp eines wohlgetakelten Schiffes."

„Da habt Ihr," schloß der Advocat, „die drei Briefe Eurer Söhne, die ich Euch, so buchstäblich als möglich, in unsere Landessprache übersetzt, auch hier und da im Styl etwas nachgeholfen habe."

„Teufelsmäßig gute Jungens sind es," brummte Yark vor sich hin, „und es mag einen guten Ulk geben, wenn sie nach diesen Briefen auf der Rhede meines

Hauses vor Anker gehen, wobei ich dann meinerseits zu sorgen habe, daß sie einen sichern Ankerplatz finden."

Nach einigem Harren brach endlich der gesegnete Tag an, der die drei jungen Seeleute von verschiedenen Himmelsstrichen der Insel zuführte, wo der Vater sich in die Winterdocks gelegt hatte. Der Alte empfing sie, Jeden allein, und lobte ihn wegen seines Benehmens; wollte übrigens das geschenkte Geld nicht von seinen Söhnen zurücknehmen, sondern wer seinen Bruder zu unterstützen gedenke, der solle es selbst geben und dabei dem Bedürftigen einige brüderliche Worte des Trostes sagen. Auf diese Weise empfangen und entlassen, fanden sich die Brüder in einem geräumigen Zimmer zusammen, in dessen Mitte ein runder Tisch stand, der mit allen zum Trinken und Rauchen nöthigen Hülfsmitteln gastfrei besetzt war. In der Nebenstube aber befand sich, ohne daß die Drei es wußten, der Vater und sein rechtsgelehrter Freund, die beide neugierig waren, wie diese Zusammenkunft der Brüder beginnen und enden würde.

Der Anfang versprach nicht viel. Harry stand am Fenster und trommelte die Melodie des rule Britannia! bis eine der Scheiben brach; Jean betrachtete eine an der Wand hängende Ansicht von Marseille, die ihm nicht sonderlich zu behagen schien, und Hans ordnete

den Kautabak in seiner Dose; aber keiner von allen Dreien sprach ein Wort.

Die drei Nationalitäten hatten scharf vor einander aufgebraßt, Keiner wollte der Würde seiner Flagge etwas vergeben, und meinte Jeder von ihnen: „Wenn sie auf dem Grund sitzen, und nicht in's freie Fahrwasser kommen können, so sollen sie es sagen, daß sie Hülfe brauchen. Das ist doch nicht zu viel verlangt."

Endlich dauerte es dem Engländer zu lange, er preiete die Brüder mit einem lauten „Ahoi!" und als sie mit dem freundlichsten Gesichte zu ihm aufsahen, fuhr er fort: „Denke, die Kajüte ist so schön aufgeputzt, und die Back vor uns so reichlich ausgestattet, daß wir nach des Vaters Willen hier Ankergrund zu bekommen suchen sollen. Rückt also heran, Leute, und laßt uns diesen Gottesgaben die ihnen gebührende Ehre anthun."

Diese Aufforderung war nicht vergebens; die drei seefahrenden Brüder begannen, den Schüsseln mit Ernst und Eifer zuzusprechen. Als das erste, wohlgemischte Glas Grog die Gemüther erwärmt und die Herzen zutraulicher gemacht hatte, rückten die Brüder näher zusammen, und der Franzose sagte:

„Ist es doch wahr, daß wir Brüder sind, und eine Familie ausmachen; darum gebührt es sich auch, daß

wir kein getrenntes Eigenthum besitzen, sondern was dem Einen von uns gehört, das gehört auch dem Andern."

„Der ist wie Alle von Jenseits des Kanals!" dachte der Engländer. „Er macht durchaus keine Umstände." Und der Holländer brummte leise: „Macht keine Umstände!"

Nun schien es dem Engländer an der Zeit, das Wort zu nehmen, und die Brüder durch das Glas anblinzelnd, sagte er: „Ich habe zu uns allen Dreien das Vertrauen, daß, wenn Einer von uns in Ungelegenheiten käme, die Andern ihm mit ihrem Hab und Gut alsogleich beispringen würden."

Hierauf sagten die Brüder nichts, aber der Franzose und der Holländer dachten: „Der gibt es uns gut und deutlich zu verstehen; wir können nur gleich den Beutel aufschnüren."

Jetzt entstand wieder eine Pause. Es war die Zeit des zweiten Glases, das in glücklicher Mischung bald lieblich duftend vor ihnen stand. Stillschweigend führten sie es zum Munde, und eine wohlthätige Wärme verbreitete sich durch ihren Körper. Noch mehr als vorhin wurden die Gemüther zur Milde gestimmt, und dieses Mal sprach der Engländer zuerst: „Wenn meine Brüder in Noth wären, und wendeten sich zuerst an

mich, würde ich mich keinen Augenblick besinnen, ihnen helfend beizuspringen."

Durch diese Aeußerung glaubte er seinen Brüdern den Mund zu öffnen, aber er erreichte seinen Zweck nicht, denn Jene dachten: „Der Engländer ist schlau; er rechnet uns vor, was er thun würde, wenn wir in Noth wären, damit wir ein Gleiches thun sollen, weil es mit ihm so weit ist. Wollen es auch, aber er soll es erst näher geben."

„Alles wohl bedacht!" gab der Franzose seinen Gedanken Worte: „Thun ist besser, als reden, und wenn mir Einer von Euch einen Wink gibt, bin ich gerne bereit, ihm zu zeigen, wie Brüder gegen einander handeln sollen."

„Jetzt kann ich nur herausrücken," dachte der Engländer, „es wird angenommen!" — Sein Bruder, der Holländer, wollte auch etwas denken; da ihm aber einfiel, daß jetzt die Reihe zu reden an ihm sei, so dachte er gleich laut: „Möchte wissen, wer von uns am meisten zu geben und zu empfangen hat; es soll ein Kunststück sein, mit Verstand zu geben und ohne Bekümmerniß zu nehmen. Weiß nicht, ob wir etwas davon verstehen, oder zu verstehen brauchen."

„Da könnten wir es ja gleich versuchen!" dachten

der Franzose und der Engländer, worauf wieder eine längere Pause eintrat.

Unterdessen war die Zeit des dritten Glases gekommen; es war dunkler gefärbt, wie die beiden früheren, und mit Wohlbehagen führten sie es zum Munde. Die beseligenden Wirkungen blieben nicht aus; die Gemüther wurden noch zärtlicher, noch herzlicher gestimmt, und die Thränen liefen den drei gebräunten Kerlen über die Backen. Ehe sie es selbst wußten, hatten sie sich bei der Hand gefaßt, und der Engländer sagte:

„Wir sind Brüder, und mit Gottes Hülfe wollen wir auch als Brüder an einander handeln. Wir sind mit ziemlich gleichgültigen Gesichtern auseinander gesegelt, als wir von dem Vater mit seinem Segen, so wie mit seinem Geld und Gut entlassen wurden; aber jetzt, da Zwei von uns in Noth sind, soll der Dritte ihnen mit offnem Herzen und offner Hand entgegen treten. Von mir soll Niemand sagen, daß ich mich hinter dem Schuulsegel verborgen habe, wenn meine Backsmaaten in dunkler Nacht die Reffseisings nicht finden konnten, und ich komme ihnen allstunds zur Hülfe."

„Ich auch! Ich auch!" schrieen die beiden Andern zu gleicher Zeit, und alle Drei brachten ein ziemlich schweres, mit Goldstücken gefülltes Säckchen zum Vorschein; der Engländer hatte Guineen, der Franzose Louis

und der Holländer Dukaten. Bestürzt sahen die Brüder sich einander an; die gemüthliche Stimmung, worin sie durch ein dreifach gerefftes Glas Grog gerathen waren, begann sich aufzulösen; sie vermutheten, daß hier einige Täuschung obwalte, und betrachteten sich mit gegenseitigem Mißtrauen.

Diesen Augenblick hielt Vater Yark für den geeigneten, in der Gesellschaft seiner Söhne zu erscheinen. Er kam mit einem freudig bewegten Herzen, und seine Augen pumpten Wasser: „Gottes Donner, Jungens! Ihr seid alle Drei Bursche von ächtem Schrot und Korn, gut verplankt und gut getakelt! Komme daher, um auf eure Gesundheit ein Glas Grog zu trinken, das heißt, versteht mich, auf jede einzelne Gesundheit ein Glas, macht drei! Frisch, Jungens! rührt euch!"

Die Brüder wußten nicht, was sie hiervon denken sollten, aber sie folgten dem erhaltenen Befehl, ohne sich selbst zu vergessen, und stellten die wohlgemischten Gläser in symmetrischer Ordnung vor dem Vater und sich auf.

„Gut das!" schmunzelte der Alte. „Holländer! Dein Grog hat ein blasses Ansehen, aber Dein Gemüth nicht. Komm her, Junge, ich trinke das auf Dein Wohl! Frisch, mein Freund! Solche That ist ein gutes Kabel in Sturmesnöthen! — Franzmann! Nun kommst Du

an die Reihe! Flenne nicht, Junge, und gieße nichts über; die Negerhunde auf Jamaika haben diesen Rum nicht gepreßt, damit Du meine Kajüte damit waschen sollst. Deine Mutter war bei alledem ein tüchtiges Weib, und Du hast ihre Augen ganz und gar. — Jetzt kommt Dein Glas und Deine Gesundheit, Engländer; nimm Dich zusammen! Sally, Deine Mutter, war eine lustige Frau, und wenn sie mich jetzt hier mit euch gehen sähe, es würde ihr altes Herz erfreuen. Ho! hi! ho! drei so schwere Bueen, wie eure Groggläser, habe ich seit lange nicht in einer halben Stunde überstanden. Bringt mich zu Anker, Jungens!"

Sie schleppten einen großen Lehnstuhl herbei und von diesem aus betrachtete Yark seine Söhne mit freudestrahlenden Augen und glühenden Wangen.

Mitten in dieser stummen Scene erschien plötzlich der Advocat, und Yark rief ihm entgegen: „Nun ist's an Euch, und wir können in alle Wege von Euern Reden profitiren. Gebt Euch Mühe, Gevatter, und setzt den drei Jungens auseinander, was wir mit ihnen vorgehabt haben, und aus welcher Ursache es geschehen ist."

„Solches wird alsobald klar werden," begann der Rechtsgelehrte, und ersuchte die drei jungen Seeleute, sich zu ihm zu setzen. Sie thaten's, und er offenbarte ihnen, wie er sammt dem Vater einen Schwank erson-

nen, der Keinem einen Heller koste, aber Jedem von ihnen zwei treue, brüderliche Freunde erwerbe, auf die er sich in Freud' und Leid, in Noth und Tod verlassen könne. Dies sahen die Brüder leicht ein und waren über die Maßen froh; nicht, daß sie ihren Geldsack behielten, sondern daß es Jedem von ihnen auch ohne diesen wohlging. Der Vater aber freute sich mehr als Alle; er setzte sich mitten darunter, und ließ erst die Jungens, dann den Gevatter und endlich seine drei Frauen mit einem gefüllten Glase hochleben.

Als er den letzten Toast getrunken hatte, sagte er mit einem ernsten Gesichte zu seinen Söhnen: „Ihr da! Gebt wohl Acht! Ich habe drei Frauen gehabt, und es ist mir nicht besonders wohl geworden in meiner Haut. Das kommt daher, weil ich mich nicht schicken wollte am Lande, und immer anderswo hin dachte, als nach dem Orte, wo meine eigne Kajüte stand. Das hat sich zum großen Kummer eurer Mütter vielfach gezeigt; ich sah es wohl ein; aber ich konnte es nicht ändern, denn es steckte mir im Blute, und damit haben sich Sally, Juliette und Katrinchen trösten müssen. Will euch was sagen, Jungens: bald gefreit, hat Niemand gereut; darum nehmt euch ein Weib, sobald ihr könnt, und laßt es euch wohl sein in eurer eignen Kajüte, die ich euch stattlich herausputzen will, da es mir an Geld und

Gut nicht gebricht. Aber, Jungens, ihr habt auch mein Beispiel vor Augen, und sollt das Ende deshalb wohl bedenken. Seid ihr ganz und gar meine Söhne, und es steckt euch das unruhige Wesen im Blute, wie mir, so laßt's Heirathen bleiben, damit ihr Niemandem trübe Tage macht und kein falsches Stückgut in euren Raum geht, worüber euch zu seiner Zeit das Connoissement mangelt. Und nun schnell und deutlich heraus mit der Sprache: Wollt ihr ein Weib oder keines?"

„Ei nun, deutlich von der Sache zu reden!" sagte der Engländer, „so kann ich sagen, daß ich nicht besonders darnach steuere."

„Das ist gut, mein Junge, das ist ganz gut!" entgegnete Yark.

„Und ich will auch keines haben!" rief der Franzose.

„Und ich auch nicht!" setzte bedächtig der Holländer hinzu.

„Fallenden Anker!" rief Yark lustig. „Was ihr jetzt nicht thut, braucht euch nachher nicht zu gereuen. Wollen demnach ein Glas auf unsere goldene Freiheit leeren, und unser Advocat da, der bereits seit vielen Jahren sein — wie er es nennt — Hauskreuz hat, soll den Grog brauen, ohne mitzutrinken."

Aber ehe Vater Yark noch dazu kam, diesen neuen Toast mit aller Feierlichkeit auszubringen, nahm der

Engländer wieder das Wort und sagte nicht ohne Zögern: „Wenn ich sagte — versteht mich, Vater! — daß ich kein Weib haben will, so meine ich damit — Ihr müßt es nur recht fassen — daß ich schon eins habe."

Der Alte sperrte vor Verwunderung den Mund auf und sagte kein Wort; aber der Franzose flog seinem Bruder um den Hals und rief laut lachend: „Das hast Du gut gemacht! Habe auch ein Weib genommen und hoffe, es soll mich all mein Lebstag nicht gereuen."

Noch verdutzter wie vorhin sah Yark auf seine Söhne hin und blieb stumm wie zuvor; der Holländer aber erhob sich und sprach langsam: „Nun, so brauche ich mich ja nicht zu schämen, daß ich mir auch eine Frau genommen."

Jetzt stimmten alle Drei ein lautes Gelächter an, und als sie bald darauf zur Stube hinausliefen, setzte der Rechtsgelehrte es allein fort; denn er hatte von diesen Angelegenheiten Kenntniß gehabt; Yark aber blieb stumm wie zuvor, denn er wußte nicht, wie ihm geschehen war.

Bald darauf kehrten die Brüder zurück, und jeder von ihnen führte sein schmuckes Weibchen am Arm; denn sie hatten sie mit zur Stelle gebracht und in dem Hause des Rechtsgelehrten einstweilen Quartier für sie gefunden.

„Hier, Vater!“ sagte der Engländer, „ist mein Weib.“

„Und durch eine seltsame Verkettung der Umstände heißt sie Sally!“ fuhr der Rechtsgelehrte fort.

„Hier, Vater!“ sprach der Franzose, „ist meine Frau; ächtes Marseiller Blut, wie ich selber bin, und es braucht sich Niemand ihrer zu schämen.“

„Wobei ich bemerken muß,“ schaltete der Advocat ein, „daß sie, allen Zufälligkeiten zum Trotz, Juliette heißt.“

„Seid so gut, Vater,“ begann jetzt der Holländer, „auch meine Frau mit einem freundlichen Blick zu beschenken; sie gibt den andern beiden nichts nach, und es wird Euch nicht zuwider sein, daß sie, wie meine Mutter, Katrine heißt.“

„Und nun, ihr Weiber!“ rief der Advocat mit lustigem Tone, „da ihr in aller Form und mit der gehörigen Ceremonie vorgestellt seid; geht hin und gebt euerm Schwiegervater einen herzhaften Kuß!“

Das ließen sich die drei schmucken Frauen nicht zwei Mal sagen und flogen dem Alten um den Hals. Dieser aber, der sich aus seiner Ueberraschung noch nicht erholt hatte, wußte kein vernünftiges Wort hervorzubringen, sondern brummte blos einige unartikulirte Töne vor sich hin; ließ sich im Uebrigen aber die Küsse und die Liebkosungen seiner drei Schwiegertöchter wohlgefallen.

Einige Tage nachher ging es in dem Hause des alten Yark lustig zu; denn dieser gab ein großes Fest, um die Ankunft seiner Söhne und seiner Schwiegertöchter zu begehen, und Alles, was auf der Insel mit einem gesunden Magen, oder zwei tanzlustigen Beinen, oder mit allen diesen dreien versehen war, hatte sich dazu eingefunden. Alle waren lustig und guter Dinge; es wurde getanzt, gegessen, getrunken, gejubelt. Die Einen drehten sich mit ihren Weibern im Ringe herum, und die Andern mit ihren Bräuten; es war Keiner allein, als nur Yark, dem Alle ein gutes Wort sagten, weil er der freigebige Wirth war, der aber dessen ungeachtet im Gewühl allein blieb. Damit war er keineswegs zufrieden, und er schlich schon mürrisch beiseite; als er ein schmuckes Fahrzeug von inländischer Bauart, das will sagen, eine kleine allerliebste Insulanerin, vor sich stehen sah, die ihm die Gluth in beide Backen trieb, obgleich die Stunde des Grogs noch nicht gekommen war. Er fragte kurzweg, warum sie nicht tanze, und sie entgegnete stotternd, daß die jungen Burschen alle hübschere und reichere Mädchen zu finden wüßten, und sich um eine arme Dirne nicht kümmerten. Das that dem gutmüthigen Yark leid; er hieß das arme Kind sich zu ihm setzen und erfuhr, nach gütlichem Zureden, von ihr, daß sie bereits von frühster Jugend an

nur Noth und Mangel gekannt und mehrere Jahre einen kranken Vater gepflegt habe, der vergangenen Winter gestorben sei.

„Sieh! sieh!“ sagte Yark, dem das schöne Mädchen einen Seespuk gemacht zu haben schien, zu sich selbst. „Hat sie schon Jahre lang einen kranken Vater gepflegt, so kann sie es ja auch mit einem alten Manne versuchen, vorausgesetzt, daß dieser sich fände, und dann auch krank und der Pflege bedürftig wäre.“

Das sagte Yark Alles zu sich selbst, aber er mußte es wohl nicht leise genug gesagt haben, denn das Mädchen ward blutroth; Thränen stürzten ihr aus den Augen, und sie rief schluchzend aus: „Wie könnt Ihr meiner so spotten?“

Yark schien aber nicht Lust zu haben, hierauf etwas zu erwiedern; er hielt nur das Mädchen, als es entfliehen wollte, bei der Hand fest, und fuhr in seinem Selbstgespräche fort: „Warum soll ich da liegen, wie ein altes Wrack, wenn ich noch wieder flott werden und einen Kreuzzug machen kann? Soll mich Niemand hindern, meine Flagge nochmals zu hissen, und zum Pastor zu steuern, damit er mir Pratika gebe.“

Das junge Kind weinte immerfort, und Yark blinzelte seitwärts nach ihr, indem er fortdauernd seine Gedanken laut werden ließ: „Sie ist still und ernst,

und weint aus Kummer oder Mitleid; das hat sie mit der Juliette gemein. Nun, es mag hingehen, zumal ich voraussetzen darf, daß sie ihr Lebenlang nicht viel Freudentage gesehen hat. Aber ich möchte wohl wissen, ob sie im Stande wäre zu lachen, wenn ihr etwas Gutes geschähe, und ob sie es zufrieden wäre, wenn ein alter Mann ihr ein sorgenfreies Leben böte, mit allen Annehmlichkeiten, die sie nur verlangen könnte, und dafür weiter nichts forderte, als einen freundlichen Blick, lachende Augen und treue Pflege?"

Das junge Mädchen sagte nichts, aber sie trocknete ihre Thränen und lachte so allerliebst, so allerliebst, daß der alte Mann wegsehen mußte, und vor sich hinbrummte: „Sie macht's, wie Sally, leibhaftig, wie Sally! — Geh, Kind, und hole mir den Advocaten, geh!"

Rasch, ohne ein Wort zu entgegnen, flog das junge Mädchen dahin, und Yark sagte wohlgefällig: „Gehorsam wie die Katrine ist sie auch; es wird schon gehen."

Indessen kam der Rechtsgelehrte, geführt von dem jungen Mädchen, herbei, und die drei Söhne mit ihren Frauen, welche in der Nähe gewesen waren, folgten.

„Ahoi! Da kommen Alle zugleich!" sprach Yark vor sich hin. Nun, so kommt es rasch zum Durchbruch, und ich werde nur einmal roth, statt viermal. — Hört

mich an, ihr Alle, und Du, mein Kind, tritt hierher zu meiner Rechten. Jeder von euch hat sein Theil, nur ich nicht; das ist gegen die Schiffsordnung, und deshalb bin ich entschlossen, mich ebenfalls zu verheiraten."

Alle machten lange Gesichter.

„Verwundert euch, soviel ihr wollt!" lachte Yark. „Ich verheirate mich, und nehme drei Frauen statt Einer."

Die Andern staunten noch mehr, wie vorhin; Yark aber kehrte sich nicht daran, sondern wandte sich zu dem jungen Mädchen: „Es wäre Dir also Ernst, einen alten Mann kindlich zu lieben und zu pflegen, und ihm durch liebreiches, sanftmüthiges Thun die bösen Tage, die er nun bald erleben muß, vergessen zu machen?"

Sie legte die Hand aufs Herz, sah dabei so ernst und feierlich aus, daß ihr Jeder glauben mußte, der sie ansah, und lispelte: „So mir Gott helfe!"

„Da habt ihr's!" schmunzelte Yark. „Sie ist wie meine Juliette. Franzose, gib ihr die Hand; sie gleicht Deiner Mutter!"

Jean that, wie ihm geheißen war, und Yark fuhr fort: „Aber Du wirst auch in guten Tagen lustig und guter Dinge sein, und mir den Frohsinn als Ausstattung zu Thür und Thor hineinbringen?"

Hierauf folgte keine Antwort, aber sie lachte so

freundlich und schelmisch zugleich, daß Alle mitlachen mußten und Yark ausrief: „Das macht sie gerade wie Sally! Engländer, gib ihr die Hand; sie gleicht Deiner Mutter!"

Harry gehorchte dem Vater, und dieser sagte: „So ist denn nun Alles in Ordnung, und ich bin zufrieden, weil Alle es sind. Mein Kind, gehe nun zu dem Advocaten dort, und bitte ihn, daß er alles Nöthige zwischen uns in Richtigkeit bringe, sobald als nur möglich."

Die kleine Insulanerin lief zu dem Advocaten, und drückte seine Hand an die Lippen, so daß dem alten Jünger der Themis ganz absonderlich zu Sinn ward, und er gerne Alles zu thun versprach, was man nur von ihm verlangen werde.

Yark aber sagte: „Gehorsam ist sie wie Katrinchen! Holländer, gib ihr die Hand; sie gleicht Deiner Mutter!"

Hans that, wie ihm geheißen wurde, und Yark rief aus: „Da habt ihr es nun gesehen! Sie hat allein so viele gute Eigenschaften, als meine drei ersten Frauen zusammen genommen. Alles ist in Ordnung, und sobald der Priester Amen sagt, gehe ich an Bord, und beginne den vierten Ehestands-Kreuzzug. Wer dazu scheel sieht, der scheere sich seiner Wege; wer es aber gut mit mir meint, der bringe uns ein tapferes Dreimal Drei! — Hurrah!"

„Hurrah!" rief der Rechtsgelehrte; „Hurrah!" riefen die Söhne; „Hurrah!" riefen auch ihre Frauen, und als zuletzt die Gäste von dem Kenntniß erhielten, was vorgegangen war, wollte das Hurrahrufen kein Ende nehmen.

Seemanns-Aberglauben.

Es war ein wilder, stürmischer Herbstabend; die Backsmaaten saßen um den Tisch und sahen sich wechselsweise an, ohne zu sprechen. Der wilde Aufruhr der Elemente, der draußen herrschte, schien sich auch der Gemüther der Freunde bemächtigt zu haben, und ließ es zu keinem geordneten Gespräche kommen. Schnee und Regen schlugen gegen die Kajütsfenster, die aufgeregten Wellen des Stromes klatschten am Spiegel des Schiffes, und von Zeit zu Zeit zerriß ein Wetterleuchten die vor dem Nordwest dahin jagenden Wolken. Die Lampe brannte düster, das Feuer im Kamin war verglommen, und Keiner hatte daran gedacht, für den gewöhnlichen Abendtrunk zu sorgen.

Meister Emanuel erhob sich von seinem Sitze zunächst am Kamin, und indem er einige größere Kohlenstücke

in das verglimmende Feuer warf, rief er seinem Steward, Jan Helwig, daß er nach der Lampe sehe, und einen Tropfen vom Besten in die große Kanne zapfe. Gehorsam befolgte der stille Bursche den ihm ertheilten Befehl, und als das Licht hell brannte, ging er mit der Kanne nach dem entfernten Ende des Zwischendecks, wo das Porterfaß aufgeschrotet lag. Unterdessen suchten die Uebrigen gewaltsam ihre Verstimmung zu bemeistern, und erinnerten sich der Pflicht der gemeinsamen Tafelrunde, die Zeit durch Erzählen zu kürzen, als sie plötzlich den armen Jan laut aufschreien hörten, der nach einer Pause bleich, mit emporgesträubtem Haar, in die Kajüte flog und mit herzzerschneidendem Tone ausrief: „Klabautermann!“

Erschrocken starrten die Seeleute den Gefährten an; der Name dieses schrecklichen, unbekannten Wesens, das allen Matrosen für das Bild des nahen Unterganges gilt, hatte ihre Kraft gelähmt; sie umstanden den Zitternden, ohne ein Wort hervorbringen zu können. In diesem Augenblicke tobte das Unwetter mehr denn je; die Ebbe rauschte mächtig auf, der Regen schoß in Strömen herab, und ein Fallwind warf sich mit solcher Heftigkeit auf das Schiff, daß es bis in den untersten Kielraum erbebte.

Meister Emanuel war der Erste, der zum vollen

Bewußtsein gelangte: „Seid ihr Männer oder alte Weiber, daß ihr euch von einem solchen Jungen durch das Soldatenloch jagen laßt? Was hat dieses Wrack, das längst aus allem Verkehr mit der Welt und den Weltmenschen getreten ist, mit dem Klabautermann zu thun? Kommt Alle, damit wir uns sogleich überzeugen, daß dies nur ein toller Spuk in dem Gehirn des armen Jungen ist."

Man zündete Laternen an und ging durch das ganze Schiff; Alles war in gewohnter Ordnung; nirgends eine Spur von einem Wesen, wie es der Knabe gesehen haben wollte. Nur wenn die Schatten, welche die Laternendeckel von sich werfen, an den Seitenborden hinhuschten, wie leichte Wolken vor dem Monde vorüber fliegen, durchzuckte es manchen der seebefahrenen Männer; aber Keiner von ihnen wagte es, seine Furcht laut zu äußern. Man kehrte in die Kajüte zurück, wo Jan Helwig zitternd des Ausgangs harrte.

Der Jammerton des unglücklichen Burschen hatte in der Brust des blinden Herrmann zunächst Anklang gefunden; er rief ihn zu sich, und indem er ihn auf seinen Schooß zog, flüsterte er: „So hast Du ihn gesehen? Glaub's Dir, mein Bursche! Ich sah ihn auch in einer Sturmesnacht, wie die heutige, als ich noch meine gesegneten Augen hatte. Es war im St.

Georgs-Canal, und am Bord unseres Schiffes war ein Capitain, der sein Gewissen mit vielen Missethaten beschwert hatte. An jenem Abende stand er auf dem Quarterdeck; die Leute waren mit dem Bergen des letzten Sturmsegels beschäftigt, und nur ich, der ich am Steuer stand, konnte den Mann mit dem bösen Gewissen genau sehen. Er murmelte allerlei Flüche vor sich hin, und bewegte heftig die Arme. Da sah ich plötzlich etwas Schwarzes über den Gigbaum hinlaufen, es sprang auf den Capitain, und hing sich um dessen Hals. Der Sturm heulte in diesem Augenblicke heftiger als vorhin, aber ich hörte doch deutlich, wie der Capitain vor Schmerz wimmerte: „Laß mich los! Laß mich los!" Und das schwarze unheimliche Wesen mit schrillender Stimme antwortete: „Mußt mit! Mußt mit!" Da zerriß plötzlich ein Blitz das dunkle Gewölk, so daß ich genau die vor Schmerz und Angst verzerrten Gesichtszüge des Capitains und das gespenstige Wesen sehen konnte, das sich um seine Kehle geschlungen hatte. Gleich darauf stürzte er zu Boden. Ich schrie laut auf; der Schrecken lähmte meine Hand, ich ließ die Steuertalje fahren, und knarrend und stöhnend schnaubte das Schiff in dem Wind. Der Sturm faßte den Steuerbord mit voller Gewalt, und warf uns seitwärts; die Masten schwankten und fielen nach dem Lee. Aber

die Takelage war von denselben nicht gerissen, und furchtbar schleuderten die hin- und herwogenden Leeen die Stumpfe der Masten gegen den Rumpf. Wir waren in wenigen Minuten zu einem Wrack geworden. Von allen Seiten stürzten die Leute herbei, und standen um die Leiche des Capitains; ich erzählte, was ich gesehen, und meine Mittheilung trieb den Angstschweiß auf die Stirne der ausgewetterten Matrosen. Allein der Schiffsdoctor, der sich gleich bei dem Leichnam hingeworfen hatte, rief aus: „Possen! der Mann ist vom Schlage getroffen!" So wurden die Gemüther der Schiffsleute wieder beruhigt; ich aber weiß wohl, was ich gesehen habe, und Keiner soll es mir ausreden, daß es nicht der Klabautermann war, der den Bösewicht würgte, damit wir nicht Alle um dieses Einen willen verdürben, der dem Satan schon verfallen war. Auch wurde am andern Tage das herrlichste Wetter, und Lootsen, die in dem Canal umherkreuzten, retteten uns sammt unsern Habseligkeiten; das Schiff aber, das der Bösewicht geführt hatte, mußte sinken, und sein Leichnam war spurlos vom Verdecke verschwunden."

„Den hat eine Sturzsee weggespült!" entgegnete Meister Emanuel, dessen klares Gemüth keinem Gespenste Glauben zu schenken vermochte.

„Nein! nein!" rief der Blinde mit Heftigkeit; „das

hat der Klabautermann gethan! Er hat sein Opfer gefunden und mit sich hinweggeführt, sonst hätten wir Alle mit müssen; denn ein Schiff, das Verbrecher an seinem Bord hat, wird von dem Klabautermann verlassen, und dann geht es unter. Ist aber unter den Vielen nur ein Sünder, so tödtet ihn der gute Geist des Schiffes, damit nicht Alle verderben um des Einen willen."

Das Gespräch, einmal diesem Schauerlichen zugewendet, ward in dieser Weise weiter geführt, und die Maaten schlossen sich eng an einander.

„Wißt ihr's vom Blutstrom?" fragte Robert, und als die Andern mit dem Kopfe schüttelten, sprach er weiter: „Es war ein Schiff, das fuhr im Atlantischen Ocean, und brachte eine kostbare Ladung aus Indien. Vorzüglich waren es aber mehrere Kisten mit Gold, und ein Behältniß mit reichen Edelsteinen, die der Capitain in seiner Kajüte aufbewahrte, und welche die Habgier der Leute anregte. Wenn sie jene Reichthümer unter sich theilten, ward Jeder vor ihnen ein gemachter Mann, und sie konnten fortan herrlich und in Freuden leben. Das Wetter war der Fahrt günstig, der Weg kürzte immer mehr ab, die Habsucht der Leute wuchs, und was geschehen sollte, mußte bald geschehen. Da brach es eines Abends aus, als eben der Capitain sich

mit seinen Offizieren zu einem fröhlichen Abendtrunk auf dem Quarterdeck versammelt hatte. Wie wilde Ungeheuer stürzten sie von allen Seiten auf die harmlosen Männer und rissen sie zu Boden. Die Officiere, anfänglich überrascht, erhielten sich ihre Besonnenheit und setzten sich tapfer zur Wehre; es wurde tüchtig gestritten, und es floß Blut von beiden Seiten. Nicht lange aber dauerte der ungleiche Kampf, die Wenigen mußten der Uebermacht weichen, und lagen todt auf dem Verdecke ausgestreckt. Unthätig standen die blutbefleckten Rebellen umher; in mancher Brust mochte wohl die Reue erwachen; es war eine tiefe, unheimliche Stille. Da ermannte sich Einer und rief: „Werft sie über Bord!" Schnell sprangen Alle herbei, um einen so schrecklichen Anblick loszuwerden; aber ehe sie ihr Werk noch vollführen konnten, erhob sich der Capitain, aus einer Ohnmacht erwachend, und streckte die Hand zum Himmel. Alle wichen bestürzt zurück, und Jener, auf seinen zerbrochenen Degen gestützt, sprach mit gellender Stimme: „Es wird gerächt werden! Und wenn ihr Alle einig und kein Verräther unter Euch ist, so wird das Blut, was ihr in dieser Nacht vergossen habt, von dem Topp des Schiffes herabströmen und schon aus der Ferne euch als Mörder anklagen." Dann aber stürzte er zusammen und war todt. Der Mond trat in diesem

Augenblicke hinter einer Wolke hervor, und strahlte auf die weißen Segel, die gespenstisch leuchteten am dunkeln Nachthimmel. Ueber dieselben schimmerte es blutroth bis zur Sahling und weiter zur Mars. Man hat mir zwar einreden wollen, es sei der lange rothe Wimpel gewesen, der vom Topp in der Windstille regungslos auf die Segel herabfiel, aber ich weiß es besser; es war das Blut der Erschlagenen, das um Rache schrie. Welches Schiff führt auch des Nachts einen Wimpel? Die Matrosen des Indienfahrers brauchten lange Zeit, ehe sie die Leichen über Bord warfen, und das Schiff von allen verdächtigen Zeichen klar machten; als es aber endlich geschehen war, steuerten sie, von einem günstigen Winde getrieben, der Heimath zu, und Jeder hatte das Gold und die Edelsteine, so ihm bei der Theilung zugefallen waren, in seiner Kiste. Es war aber die Küste von Holland, wo sie landen wollten. Sie hatten mit einander verabredet, das Schiff in dunkler Nacht auf den Strand zu setzen, und dann mit den Böten zu flüchten. Aber Gott hatte es anders beschlossen; denn als sie dem Strande nahe kamen, wurde es windstill, und der Strom trieb das Schiff nach einer Gegend des Ufers, die sehr bewohnt war, und wo sich bald eine große Zahl Neugieriger an dem Strande versammelte. Es war unterdessen voller Tag geworden,

und die Windstille dauerte fort; zum Strande war das Schiff nicht zu bringen, und fliehen wollten die Mörder auch nicht, um nicht den Verdacht der Küstenleute zu wecken. Dieser Verdacht aber wuchs dort von Minute zu Minute, gerade um des Zögerns willen. Deutlich sah man vom Ufer aus den langen rothen Wimpel, der vom Topp über die weißen Segel weg hing; ein alter Seemann aber, der am Strande saß, schrie laut auf: „Ein Blutstrom! Auf dem Schiffe ist ein entsetzensvoller Mord verübt, und die Mörder überliefern sich selbst dem Arm der Gerechtigkeit!" Alle sahen erschreckt nach dem Schiffe, und wie sie den Wimpel erblickten, der über die weißen Segel hinzüngelte, obgleich die Luft todtstill war, sah es aus wie ein Blutstrahl, der auf das Verdeck herabfloß. Zu gleicher Zeit verließ eines der Böte das Schiff, und steuerte nach dem Lande. Die Leute, die darin waren, hatten ihre Kleider und andern Habseligkeiten nicht bergen können, aber ihr Gold trugen sie in einem großen Beutel unter dem Arm. Dies erweckte Verdacht, und sie wurden um des rothen Wimpels willen festgehalten, auf daß das Wort des sterbenden Capitains erfüllt werde."

„Wie kommt es," fragte Jan Helwig mit furchtsamer Stimme, als die Backsgenossen eine Weile geschwie-

gen hatten, „daß man an einem Freitage nicht segeln soll?"

„Ein Tag ist wie der andere," entgegnete Emanuel unwillig, „und man soll jungem Seevolk keine Albernheiten in den Kopf setzen."

„Dem ist, mit Eurer Genehmhaltung, nicht so!" fiel Niklas dem Meister Emanuel ziemlich lebhaft in die Rede. „Am Freitage soll Niemand zuerst in See gehen, denn solches Beginnen mag nie ohne Ungemach geschehen."

„Wie so? wie so?" fragten die Andern, und Niklas sagte: „Am Freitage wurde unser Herr und Heiland gekreuziget, und dieser Tag der Trauer soll heilig und still begangen werden; ihr sollt an demselben weder spielen, trinken, noch euch balgen, sondern nur thun, was schuldlos ist. Weil aber ein Schiff nicht unter Segel und in See gebracht werden kann, ohne daß unterschiedliche Flüche oder Donnerwetter fallen, so ist es ein sündhaft Werk und das Unheil fällt auf das Schiff. Wißt Ihr's vom Renegaten und wie es ihm ging? Hatte einst ein Algier'scher Seeräuber ein Christenschiff genommen, die Ladung verkauft und die Leute an die Sclavenkette gelegt. War Einer unter den Christen, der machte sich bei den Türken beliebt und schwur, er wolle ein Heide werden wie sie. Darüber wurden sie

froh und ließen seine Kette los, worauf er den Turban aufsetzte, mit den neuen Genossen auf Seeraub auszog und es ihnen an Bosheit und Grausamkeit zuvorthat, so daß er sich einen Namen erwarb, und ein Schrecken ward für Christ und Muselman. Einstmals nun lag das Schiff, das er befehligte, zum Auslaufen bereit; es war die Nacht vom Donnerstag zum Freitag und gerade die Zeit, da man in christlichen Landen die Feier des Osterfestes vorbereitete. Nun traf sich's, daß unser Renegat allein auf dem Verdecke hausete, denn seine Genossen hatten sich im Opium berauscht und lagen wie Todte im Schiffsraum umher. Nichts Lebendes befand sich am Bord, denn selbst der große Kettenhund war in seine Hütte gekrochen und steckte den Kopf zwischen die Beine. Der Renegat ging mit großen Schritten auf und ab, und überlegte, wohin er morgen zuerst seinen Cours setzen wollte, denn es befanden sich viele Handelsschiffe in offner See und er hoffte auf einen reichen Fang. Da fiel es ihm auch ein mit dem Freitage und wie ihm oft gesagt sei, es bringe kein Glück, an diesem Tage in See zu gehen, weil an einem solchen der Heiland gekreuziget sei. „Bah!" rief er vor sich hin, „was gehts mich an! bin ich doch ein Türk!" Und kaum hatte er diese lästerlichen Worte ausgesprochen, als es in dem Kasten lebendig wurde, worin

man das Federvieh aufbewahrte, und der Hahn laut krähte. Als der Renegat das vernahm, lachte er laut auf, und sagte: „Krähe zum Teufel, so viel wie du willst, ich bin ein Türk!“ Unter der Zeit hatte das Unwetter überhand genommen, und einige seiner Untergebenen kamen zitternd herbei, ihn fragend, ob er es wagen wolle, unter diesen Umständen in die offene See zu gehen? Zugleich baten sie ihn, er möge sein Vorhaben wohl überlegen. Er vermaß sich hoch und theuer, er werde es thun; Jedem aber, der sich etwa unterstehen werde, ihm das Mitgehen zu weigern, werde er mit seinem Damascener das Haupt vom Rumpfe trennen, so wahr er ein Türk sei. Und als er diese Betheuerung in der Nacht zum dritten Male ausstieß, brach der Kasten, der das Federvieh einschloß, mit lautem Gekrach zusammen, und der Hahn flog mit lautem Krähen über Bord, auf daß die Worte der Schrift erfüllet würden: „Ehe der Hahn zum andern Mal krähet, wirst du mich drei Mal verleugnen.“ Als nun dies Schreckliche geschehen war, flogen die Türken mit lautem Geschrei unter Deck, der Renegat aber vermochte es nicht und war Zeuge des Schreckens, der sich nun ereignete. Die Ankertaue rissen sich los, eine schäumende Welle tauchte unter dem Kiel des Piratenschiffes auf, hob es auf ihren Rücken und warf es mit

lautem Gebrüll einer zweiten zu, diese einer dritten und so immer fort, bis es in der Wüste des Oceans vergraben war. Von den Leuten, die sich in den Raum geflüchtet hatten, kam Keiner zum Vorschein, und der Renegat stand heulend und zähnklappernd auf dem Verdeck. Wollte er in den Raum hinabspringen, auf die Gefahr hin, unter den Säbeln seiner empörten Gefährten zu fallen, so vermochte er es nicht; und wollte er über Bord springen, in den Rachen der alles verschlingenden Wellen, so vermochte er es auch nicht. Denn also strafte ihn Gott, daß er mit aller Angst seines erwachenden Gewissens allein sein sollte in der Stunde der Noth und Gefahr, keinen tröstenden Freund zur Seite und selbst der Hoffnung beraubt, diesen jammervollen Martern durch einen freiwilligen Tod ein Ende zu machen. Als aber der Tag anbrach, war von dem Piratenschiffe weit und breit nicht das Geringste zu sehen. Gut ist's, daß es nicht Allen so schlimm geht, die an einem Freitage segeln, aber Jedermann, so sich solches unterfängt, muß dem erzürnten Meer seinen Tribut bringen, wäre es auch nur des Kochs rothe Mütze."

„Was ist das mit des Kochs rother Mütze?" fielen die Andern rasch bei, denn sie waren von den grausigen Bildern des heutigen Abends wacker zusammen geschüt-

telt, und sehnten sich nach etwas Erfrischendem. An Niklas Zwickern mit den Augenwimpern aber merkten sie, daß ein solches im Anzuge sei, und waren begierig zu erfahren, was es mit dem Verlust des Kochs auf sich habe.

„Hört, Backsmaaten!" begann Niklas, nachdem er sich mit einem herzhaften Trunk aus der Kanne erfrischt hatte; „es ist nichts als ein gewöhnlicher Matrosenspaß, den unser Meister Emanuel nicht in sein Loggbuch tragen darf, damit die Landratten nicht seiner Zeit über uns lachen. War einstmals ein Schiff, angestrichen mit bunten Farben, geschmückt mit glänzenden Flaggen und blendenden Segeln, das stach zu einer Lustfahrt in See, und der Tag, an welchem es geschah, war ein Freitag. Als das die Herrn und Damen erfuhren, die sich am Bord befanden, und welche Bewandtniß es mit einer solchen Abreise am Freitage habe, wurden sie angst und bange, und verlangten vom Capitain, daß er alsobald umkehre!"

„Das hülfe wenig!" entgegnete dieser, „da es doch einmal geschehen und der böse Neptunus uns finden kann, so lange wir noch einen Fuß Wasser unter dem Kiel haben. Nun aber habe ich in einem alten Geschichtenbuche gelesen, daß meine Collegen zur Heidenzeit, das heißt, vor vielen tausend Jahren, wenn sie in

See gingen, dem Beherrscher des Meeres freiwillig ein Opfer gebracht, und daß es ihnen großen Theils gelungen sei, ihn auf diese Weise zu versöhnen; also dächte ich, wir könnten es jetzt eben so machen!" Mit diesen Worten nahm der Capitain einen Pfennig und warf ihn in die See, die diese Gabe schweigend in ihrem Schooße begrub.

Die Herren und Damen waren mit diesem Vorschlage des Capitains wohl zufrieden, und Jeder suchte nach irgend etwas, das er entbehren und dem Meergott zum Opfer bringen könne. Anfangs ging diese Ceremonie mit großer Ernsthaftigkeit vor sich, nachgerade aber mischte sich der Spaß darein und endlich geschahs mit lautem Gelächter. Als die Passagiere nach der Reihe ihre Gaben dargebracht hatten, kam die Reihe an die Officiere, Matrosen und Schiffsjungen, die Alle etwas zum über Bord werfen hatten; die Officiere die Briefe ihrer untreuen Geliebten, die Matrosen die Nasen, die sie von ihren Vorgesetzten empfangen, und die Schiffsjungen die Tafel, worauf verzeichnet stand, wie oft sie von den Matrosen gehänselt worden waren; denn zur See wird Jedermann gehänselt, wie Ihr wißt: der Junge von den Matrosen, der Matrose vom Steuermann; der Steuermann von dem Capitain; der Capitain vom Rheder; der Rehder von dem Manne

mit dem Stern, und dieser von dem Manne, dem Alle Sterne gehören und Mond und Sonne dazu. Nun war die Reihe an dem Schiffskoch, der aber weigerte sich, indem er behauptete, er besitze nichts, was irgend werth wäre, geopfert zu werden und er wolle sein Bischen Armuth lieber behalten. „Ist's wahr, Meister Koch! daß du so arm bist?" fragte lachend der Capitain. „Gewiß und wahrhaftig!" entgegnete der Schalk, aber er log, denn er war geizig und hatte die Ersparnisse mancher Reise auf dem Boden seiner Kiste liegen. Da rief Einer von den Leuten: „Nun, wenn weiter nichts vorhanden ist, so mag er seine neue rothe Mütze nehmen und sie über Bord werfen!" Das gefiel den Schiffsleuten, und Alle schrieen nach der rothen Mütze des Kochs, die seitwärts auf seinem Kopfe saß, als werde sie von einer straffen Backstagskühlte überhohlt. Da ward dem armen Teufel bange, daß er die Mütze missen solle, die er zu dieser Reise erst neu angeschafft, und suchte sie irgendwo zu bergen, wo sie Niemand holen konnte, denn er war leicht und zierlich gebaut, wog wenig mehr als die Luft und kletterte toller als eine Katze. Schnell stürzte er über des Zimmermanns Kiste her, nahm einen Hammer und einen Nagel, steckte Beides zu sich und flog dann die Wanten des Fockmastes hinauf. Anfangs waren die munteren Topp-

gaften mit lautem Geschrei hinter ihm her, als es aber immer höher ging, und die Oberbramstange sich merklich bog, ohne daß irgend ein Anderer dieselbe umklammerte, als der Koch, hielten sie mit dem Verfolgen inne, und Alle sahen, getheilt zwischen Furcht, Grausen und unterdrücktem Lachen, was der Wagehals begann. Jetzt saß der Bursche, während das Schiff in voller Fahrt sich befand, auf der Raa des Oberbramsegels, das straff gehißt war, riß den rothen Wimpel, der dorthin gesetzt war, die Richtung des Windes anzugeben, von dem Topp und nagelte seine rothe Mütze statt dessen auf demselben fest. Dann aber stieg er gelassen herunter und sagte: „Wer sie nun haben will, mag sie holen!" Es thats aber Keiner, weil es zu halsbrechend war.

Dagegen erhob sich zur Nacht eine scharfe Kühlte und obgleich alle Segel zur Stelle geborgen wurden, ging es doch ohne eine kleine Havarie nicht ab, denn die Oberbramstange des Fockmastes ging über Bord und mit ihr zugleich die rothe Mütze des Kochs. Und das mit Recht, denn was der See einmal angelobt ist, das muß ihr werden."

Seemanns-Schwänke.

Und wieder eines andern Abends saßen die Maaten beisammen in ihrer Kajüte; aber diesmal war es eine heitere, lustige Gesellschaft, und Scherz und Laune würzten den Trunk. Jeder wußte irgend einen Spaß zu erzählen und wenn die Uebrigen sich satt gelacht hatten, fing ein Anderer einen neuen Schwank an.

„Ist ein verteufelt gutes Ding um eine Pfeife voll Tabak," sagte Robert, „und der Seemann ist nirgends zu Hause, wo der nicht zu haben ist. Darum ging's uns hart an, als wir in Amsterdam lagen und hörten, es ginge mit uns nach Lissabon. In Amsterdam, Jungens, habt Ihr alle Sorten vollauf, und wer nicht A rauchen will, raucht „drei Mohren" oder „Petum optimum." In Lissabon aber giebts nur muffiges Zeug, und Ihr müßt es obenein mit Cruſaden aufwiegen. Da schien es uns denn passend zu sein, soviel als möglich mit uns dorthin zu nehmen, aber da kam der Capitain, sprach über den Tabak viel gelehrten Krieskram, sagte der Tabak sei ein portugiesisches Kronregal, oder was weiß ich sonst und der Teufel solle Den holen, der auch nur ein Loth einzuschmuggeln suchte, und dadurch das Schiff in Gefahr brächte. Da mußten wir gehorchen,

alles Brummen half nichts, und wer ja ein Paket unter der Monkey-Jacke trug, dem nahm der Capitain es weg. Aber wir hatten es bald ausgekundschaftet, daß er selbst zu thun Lust habe, was er uns verbot; denn es kamen eines Abends drei bis vier große Pakete an Bord, und eines derselben, welches nicht besonders gut zugemacht war, ließ vielfache Tabakssiegel sehen.

Dieses Ereigniß ging wie ein rother Faden im englischen Tauwerk durch das ganze Schiff und setzte böses Blut bei allen rauchfähigen Matrosen. Man brummte, steckte die Köpfe zusammen und wenn einer der Schiffsofficiere vorbeiging, mußte er manches anzügliche Wort hören. Aber sie kehrten sich nicht daran, sondern wiesen die Vorlauten übermüthig zurecht. Kein Tau ist aber so lang, Ihr findet das Ende, und wir fanden auch das Ende unserer Reise von Amsterdam nach Lissabon. In der letzten Zeit war der Kajüts-Tabak in Vergessenheit gerathen, aber als wir nun über die Barre des Tajo wegsteuerten, fiel uns ein, was geschehen würde, wenn wir bei dem Fort von Belum ankerten und die Visitatoren an Bord kämen. Die Fahrt ging aber sehr langsam; wir hatten bloß das Vormarssegel gehißt und krochen Fuß vor Fuß den Strom herauf, als ob wir schwere Havarie gehabt hätten, obgleich Alles wohl im Stande war, und wir

bei dem schönen Wetter die Masten bis zum Bramtopp hätten in Leinwand hüllen können. Dabei war es spaßhaft gewesen, zu sehen, wie oft die Officiere heute sich die Wanten hinaufbemüht, auf den Raaen gesessen und nach Nord und Süd ausgelugt hatten. Wir dachten absonderliche Dinge dabei und wie es einen tüchtigen Spaß geben könne, wenn die Zollkerle eine gesunde Nase hätten. Jetzt kam die Schaluppe zu uns herangerudert und in demselben Augenblick strichen wir unser Vormarssegel und der Anker ging in den Grund. Sogleich waren sie an Bord und vertheilten sich nach allen Seiten, oben und unten; sie schonten nichts, guckten dem Zimmermann in die Kiste, dem Koch in die Töpfe und rochen sogar in die Behausung unserer Ferkel. Aber Alles umsonst; es ward nirgends etwas gefunden und wir zerbrachen uns den Kopf, wo der Tabak geblieben sein könne, den wir selbst hatten an Bord bringen sehen. Da kam einer der Zollwächter aus der Kajüte; er war der vornehmste und hatte einen mächtigen Sarras an der Seite. Mit gravitätischen Schritten ging er auf dem Verdeck hin und her, ließ den Blick über die Takelage fliegen, und ein spitzbübisches Lachen verzog das ganze Gesicht. Der Capitain fragte, ob die Untersuchung nun beendet sei, oder ob er noch etwas zu befehlen habe? und der Portugiese rief laut:

„Ja, Senhor! Ich habe noch etwas zu befehlen! Im Namen des Königs gebiete ich Euch, daß Ihr Eure Matrosen nach oben schickt und die Segel von den Raaen fallen laßt. Der Capitain protestirte aus allen Kräften und schrie, das Schiff werde über seinen Anker gehen und ihn unklar machen, wenn die eben auffrischende Brise sich in die Leinwand setze, aber der Portugiese kehrte sich nicht daran, und als wir ohne des Capitains Ordre seiner Weisung nicht folgen wollten, rief er seinen Leuten einige Worte zu, die alsobald rechts und links in die Wanten sprangen. Der Capitain war außer sich vor Zorn und Bosheit, er stampfte mit den Füßen, rief nach seinen Pistolen und schwur, er werde die Portugiesen von den Raaen schießen, wie man auf dem Lande Sperlinge aus dem Kirschbaum schießt. Aber die Portugiesen kehrten sich nicht daran, sie lösten die Beschlagsseisinge, die Segel fielen Alle zugleich von den Raaen und in demselben Augenblicke purzelten die schönen Tabackspakete mit den drei Mohren-Wappen und dem rothen G auf unsere Köpfe hageldicht herab. Da hättet Ihr sehen sollen, wie die Portugiesen zugriffen und den Tabak in ihre Barke stauten, der Capitain aber floh freideweis in seine Kajüte, denn er wußte wohl, daß nun ein Donnerwetter über ihn losbrechen werde; ich aber hatte zum ersten Male eine Tabaks-Sturzsee über den Kopf bekommen."

„Da ist's allemal besser," sagte Meister Emanuel, „wenn bei solchen Gelegenheiten die Kajüte und das Kabelgat einerlei Cours steuern, damit man diesen Zollkerlen eine Nase drehe, denn nichts scheint mir verdrießlicher, als wenn man diese Bursche, die einem armen Matrosen das letzte Labsal aus der Kiste schnappen, kahl ablaufen läßt und es nicht macht, wie wir mit den Zollwächtern in Portland. Es standen nämlich ihrer zwei auf unserm Verdecke Wache und am andern Morgen sollte die Untersuchungs-Commission anlangen, denn am Abend unserer Ankunft war es dazu schon zu spät. Daran war uns aber gar nichts gelegen, denn unter dem doppelten Boden der Kajüte hatten wir eine stattliche Reihe von Zigarenkisten, die wir gerne an's Land gebracht hätten, wo schon Abnehmer bereit standen. Da machte sich ein schlauer Bursche an die beiden Wächter und hatte bald herausgebracht, daß die beiden Kerle einander spinnefeind waren und sich das Weiße im Auge nicht gönnten. Der Eine war lang und mager und hieß Mister Staff, der Andere war kurz und dick und hieß Mister Struffel. Einer von uns machte sich nun an Mister Staff und erzählte ihm, daß sein College Mister Struffel von den Matrosen eine Pfundnote erhalten habe, damit er nicht hinsehen solle, wenn sie über Nacht einige Gallonen französischen

Brantwein aus dem Kabelgat und durch das Galion in ein Langboot schmuggelten. „Es ist gut," sagte Mister Staff, „ich werde schon Acht haben, dieser Blutigel soll um die Pfundnote geprellt werden, und der Brantwein gehört allein mir." — Während dieser Unterhaltung hatte sich ein Anderer an Mister Struffel gemacht und erzählte ihm dieselbe Geschichte von Mister Staff. Der war außer sich vor Freuden und meinte, es dürfe Niemand sich unterstehen ihn betrügen zu wollen, denn Jeder, der dies unternehme, werde mit Schanden bestehen; den Collegen Staff aber soll noch obenein der Teufel holen.

Der Abend brach herein, und die Officiers standen unweit von dem Bratspill, sich gegenseitig mit lauernden Blicken betrachtend.

„Es ist sehr kalt heute Abend!" sagte Meister Staff.

„In der That, sehr kalt!" antwortete Mister Struffel.

„Wenn Mister Struffel vielleicht von der guten Gelegenheit profitiren, und es sich für einige Zeit in der erwärmten Kajüte bequem machen will, so wird Mister Staff sehr gerne die Deckswache allein übernehmen."

„Ich würde es für eine Sünde halten, Mister Staff," entgegnete mit süßsaurer Miene Mister Struffel, „eine solche Gunst von Mister Staff anzunehmen; da ich weiß, daß derselbe eine starke Familie hat, und sich zum

Nachtheil derselben allzusehr im Dienst anstrengen möchte. Ich dagegen bin ein ledig loser Kerl, und wenn Mister Staff mir die Deckwache überlassen will ...."

„Keineswegs!" sprach dieser schnell, „ich kenne meine Pflicht!"

„Und ich die meinige!" entgegnete der College.

„Mit der Schmuggelei ist es richtig, und der Spitzbube weiß darum!" sagte Mister Staff leise vor sich hin.

„Der Kerl hat die Pfundnote bereits in der Tasche, aber er soll sie wieder herausgeben!" brummte Mister Struffel in den Bart.

Das Wetter hatte sich merklich verändert, es ward empfindlich kalt, der Wind trieb die Wolken zusammen und ein eiskalter Regen rieselte herab. Mister Staff zähnklapperte am Steuer- und Mister Struffel that dasselbe am Backbord, endlich sagte der erstere: „Wenn Mister Struffel sich hinunter bemühen und unsere Mäntel suchen wollte, so würde ich unterdessen ...."

„Nein! Nein!" rief der pflichttreue Officier, „ich kann hier in der That keinen Augenblick entbehrt werden; aber wenn Mister Struffel vielleicht für die so nothwendige Bedeckung unseres Leibes Sorge tragen wollte, so ertheile ich die Versicherung, daß während seiner Abwesenheit nicht das Geringste ...."

„Um Alles in der Welt nicht!“ entgegnete Jener und begann, mit seinem Collegen um die Wette das Verdeck auf und ab zu rennen.

„Satan!“ schalt Mister Staff.

„Unthier!“ schalt Mister Struffel.

„Tiger!“ brüllte Mister Staff.

„Crocodill!“ brüllte Mister Struffel.

„Wie wollt Ihr, daß ich das Gesagte nehme? He! Mister Struffel?“

„Ihr nehmt es, wie es Euch zu Handen ist, und werdet dabei denken, daß eine gute Hand zur guten Faust werden kann, und daß eine gute Faust einen guten Borer macht. He! Mister Staff?“

„Ich frage den Henker darnach, ob Ihr von mir todt gebort werdet oder nicht, aber ich will des Teufels sein, wenn Ihr einen Tropfen von dem Cognac haben sollt, den Eure Nase unter diesem Tauwerk wittert!“ Und mit diesen gewichtigen Worten warf sich Mister Staff zähnklappernd auf die Luken des Kabelgats.

„Ihr sollt eben so wenig Eure Zunge daran verbrennen, und ich will verdammt sein, wenn Ihr Euren Willen bekommt!“ sagte Mister Struffel und warf sich neben ihn.

So lagen nun Beide neben einander und bewachten das Kabelgat, worin auch nicht so viel Branntwein war,

daß man eine Fliege damit ertränken konnte; sie warfen sich gegenseitig vernichtende Blicke zu und schüttelten sich im Fieberfrost, bis sie, von Zorn und Wuth übermannt, sich bei der Brust packten und mit einander auf dem Verdeck umher kollerten, zum großen Verdruße des Schiffshundes, der über die zornglühenden Wächter herfiel und sie in die Beine biß.

Unterdessen hatten wir in aller Stille mit der Schaluppe am Spiegel angelegt und empfingen durch die Schiffskajütenfenster eine Cigarrenkiste nach der andern, die wir unter leisem Kichern nach dem Lande ruderten und in einem uns wohlbekannten Porterhause absetzten.

Noch einige andere Geschichten ähnlicher Art wurden erzählt, und jedes Mal mit besonderem Wohlgefallen aufgenommen; denn der Matrose freut sich nicht mehr, als wenn er eine Landratte, absonderlich aber einen Zollwächter prellen kann. Da rief Niklas lustig dazwischen: „Habt Ihr seiner Zeit den tollen Lars Anders gekannt?"

Den Bornholmer, der nie mehr als eine Reise mit einem Schiffe machte und immer so viele Trockniß in der Kehle hatte, wie die Elbe Sand zur Ebbezeit?" fragte sein Nachbar.

„Derselbe! Und ich will Euch nun erzählen, wie es kam, daß er einmal ganz allein einen Elephanten von

Hamburg nach den Westindischen Inseln transportirte und ihn daselbst für ein Paar Galonen Rum verkaufte. War ein Haus auf der Südwestseite des Hamburger Berges, worin Wein und Mädchen vollauf, das trug über der Thür ein großes, blaues Schild und auf demselben war ein Elephant abgebildet, der noch obendrein über und über vergoldet war. In dieses Haus gingen über die Maßen viel Seeleute; dahin kam auch Lars Anders und hatte manchen schönen Speciesthaler dort verzehrt. Eines Morgens nun, als es bereits wieder mit ihm auf die Neige ging, und es hohe Zeit für ihn wurde, das Salzwasser zu schmecken, kam er zum Elephantenwirth und sagte: „Höre Du! Ich bin auf dem Trocknen, also gib mir ein tüchtig Frühstück, eine doppelte Portion Grog und eine Handvoll Drittel zum fröhlichen Juchhei!"

„Daß ich ein Narr wäre!" lachte der Elephantenwirth. „Strecke Dich nach Deiner Decke. Willst Du frühstücken, so magst Du Dir ein Stück von diesem Roggenbrod abschneiden, was aber den Trunk betrifft, so ist die Pumpe vor dem Hause nicht angeschlossen."

„Gut das, Du schäbiger Kerl," sagte Lars Anders, „habe ich seit Jahren mein Geld bei Dir verzehrt, um so von Dir behandelt zu werden? Ich komme nicht wieder, außer um Dir zu sagen, wann Deinen Ele-

phanten der Teufel holen soll, und Dich dazu." Bei diesen Worten gab Lars Anders dem verdutzten Wirthe ein Paar tüchtige Maulschellen und lief auf die Straße voll Zorn, Gift und Galle, wobei es ein Glück war, daß er nicht ein Dutzend seines Gleichen zur Hand hatte, denn dann wäre von der stattlichen Elephanten-Schenke wohl kaum ein Stein auf dem andern geblieben.

Besserer Rath kommt über Nacht, pflegt man zu sagen, und so war es auch mit Lars Anders, der am nächsten Morgen ganz ruhig bei einem Westindienfahrer an Bord ging, mit dem er sich verdungen hatte. Aber vergessen hatte er es dem Wirthe nicht, und wenn er ihm auch nicht mehr das Haus über dem Kopf anstecken wollte, so gedachte er ihm doch einen empfindlichen Streich zu spielen, woran er eine Zeitlang denken sollte; hierzu aber war der Abend vor seiner Abreise nach Westindien bestimmt, und alle Matrosen, denen er sein Vorhaben mittheilte, sagten ihm lachend Hülfe zu.

Der Elephantenwirth, der an nichts Arges dachte und die Drohung des tollen Lars Anders längst vergessen hatte, rieb sich vergnügt die Hände und freute sich der tüchtigen Einnahme, denn der Saal war gedrängt voll und die Matrosen, die Alles baar bezahlten, schonten sein Getränk nicht. Da trat Lars Anders in's Haus, ging mit drohender Miene an dem Schenktisch

vorüber und ward alsobald von seinen Kameraden umringt. Dem Wirthe fiel es schwer auf's Herz, als er den strammen Burschen sah und daran dachte, wie schnöde er ihn behandelt, auch hatte er alle Ursache, sich zu fürchten, denn Lars Anders hatte kaum die Freunde begrüßt und ein Glas auf ihr Wohl geleert, als er auf einen Tisch sprang und den ihn umdrängenden Maaten die Behandlung erzählte, die er von dem Wirthe erduldet hatte. Ein Schrei des Unwillens flog durch den Saal und der Wirth wünschte sich zehntausend Meilen weit von dieser unglücklichen Stelle weg, denn er konnte auf das Aergste gefaßt sein. Auch war Flucht sein einziger Gedanke, aber umsonst; die schlauen Kerle hatten den Ausgang versperrt und er blieb hinter dem Schenktische mit schlotternden Knieen stehn.

„Komm hierher, Du Hund!" rief Lars Anders, und winkte dem Wirthe gebieterisch, dem nichts Anderes übrig blieb, als zu gehorchen. „Komme hierher, Kerl, und Ihr da, meine Brüder, sagt ihm, was er für seine Niederträchtigkeit verdient hat."

„Den Tod! den Tod!" brüllte die halbbetrunkene Schaar. Der Wirth ächzte.

„Welchen Tod soll er sterben, meine Brüder?" fragte Lars Anders, und da die Matrosen hunderterlei durcheinander schrieen, ohne daß man deutlich verstehen

konnte, was sie eigentlich wollten, rief Lars Anders: „Ich will's Euch sagen; wir nehmen das Schild über der Hausthür weg und hängen ihn an dessen Stelle. Der Kerl ist plump und dick, wie ein Elephant, und hängt dort besser, als der gemalte!"

Ein lautes Gelächter des Beifalls erscholl. „Gnade! Gnade!" wimmerte der Wirth.

Als Lars Anders sich einige Zeit an der Todesangst seines Feindes geweidet hatte, sagte er: „Du bittest um Gnade! Was kannst Du thun, sie zu verdienen?"

„Ich will Alles thun, was Ihr befehlt!"

„So falle auf Deine Kniee und bitte mir den Schimpf ab, den Du mir zugefügt hast; gelobe auch zu gleicher Zeit, nie mehr einem Seemanne solche Dinge zu sagen; bei Strafe des Hängens."

Der knieende Wirth bat ab und gelobte.

„Ferner soll heute kein Mensch hier mehr einen rothen Heller bezahlen, es möge verzehrt werden, was da wolle, und Du sollst es selbst mit freundlichen Mienen umherreichen."

Der Zitternde versprach Alles. Er wollte ein Bettler werden, aus Liebe zum Leben.

„Und zuletzt, wenn Alles verjubelt ist, hat's mit dem goldenen Elephanten ein Ende. Zum Zeichen dieses Beschlusses sollst Du selbst Dein Wirthshausschild

abnehmen, und was dann folgen wird, werden wir weiter bestimmen."

Ein lautes Hurrah verschlang die letzte Rede Lars Anders, und zugleich begannen hundert Kehlen nach Wein, Punsch und anderen Getränken zu rufen. Der Wirth, der bisher sich nicht von seinem Schenktische entfernt hatte, mußte jetzt nach allen Theilen des Hauses eilen, um seinen gefürchteten Gästen das Befohlene zu bringen; zwei lustige Toppmänner hatten sich sogar auf den obersten Boden begeben, und der Wirth mußte mit der gefüllten Bowle die gefährliche Hühnersteige hinan, begleitet von dem spottenden Lachen der tollen Matrosen.

Aber endlich waren die reichen Vorräthe des Elephantenwirthes erschöpft und der Tag begann zu dämmern. „Es ist genug!" rief Lars Anders mit mächtiger Stimme, „laßt uns nun mit dem Elephanten ein Ende machen!" Sie umringten den Wirth, der mehr todt als lebendig war, und trieben ihn mit Püffen und Stößen bis vor die Hausthür. Hier hatte man eine große Leiter an das Haus gelehnt, und gebot ihm hinaufzusteigen und das Schild abzunehmen. Er begann sein Werk, aber er würde es nicht vollbracht haben, wenn nicht einige mitleidige Bursche ihn unterstützt hätten, was man ruhig geschehen ließ. Jetzt lag das

Schild unten, der Wirth stand daneben, sah sein goldnes Ebenbild mit Thränen in den Augen an, und fragte mit zitternder Stimme, ob er sich nun entfernen dürfe, oder ob man noch weiter etwas beschlossen habe?"

„Weiter ist beschlossen," antwortete Lars Anders, „daß Du dieses Schild auf den Rücken nimmst und, von uns geleitet, bis nach der Elbe Dich begibst, allwo wir dann euch beide Elephanten ersäufen werden."

„Das ist gegen die Abrede!" schrie der Wirth, der für einen Augenblick seine Energie wieder gewann, da es sich um's Leben handelte.

„Still, Kerl!" brüllte Lars Anders und warf dem Wirth das Schild auf den Nacken, dann aber trieb er ihn mit Fußtritten der Elbe zu und die Andern folgten mit Lachen und Jubeln.

Am Strande lag das Boot des Schiffers, zu welchem Lars Anders gehörte und bereits der Leute wartete. Man warf das goldne Schild sogleich in die Elbe, doch nur um den Staub davon abzuwaschen, dann ward es in's Boot gelegt, darauf warf man auch den Elephantenwirth in die Elbe, aber nur, um ihm einen Schrecken mehr zu den vielen einzujagen, denn sie zogen ihn sogleich wieder heraus und Lars Anders sagte lachend: „Jetzt bist Du rein gewaschen von allen Sünden und ich habe Dir vergeben. Hüte Dich, daß Du nicht einer

zweiten Abwaschung bedürftig werdest, denn die möchte schlimmer ausfallen, als die erste. Was aber Deinen goldnen Elephanten betrifft, den siehst Du nicht wieder!" Damit stieß das Boot vom Strande ab und nach einer Stunde war der Westindienfahrer unter Segel. Der Wirth kroch fluchend und scheltend nach Hause und bekam ein Fieber. Sonst aber blieb der Spaß ohne Folgen; der Wirth ließ sich nach vier Wochen einen neuen Elephanten malen, und Lars Anders versetzte den seinigen in St. Thomas für zwei Galonen Rum in einer Negerschenke.

Und ich weiß einen andern Streich von ihm, der war lustiger, denn es ging nicht lebensgefährlich dabei zu. Lars Anders hatte gute Kameradschaft zu Kopenhagen mit den Holm-Matrosen gemacht, und weil mit diesen Kerlen nicht sonderlich zu spaßen ist, Lars Anders auch ein tüchtiger Hitzkopf war, so dauerte es nicht lange, daß die guten Kameraden sich erzürnten und einander zu Leibe gingen, als sie gerade die dritte Bowle mit einander geleert hatten. Es waren aber ihrer sechs Holm-Matrosen und Lars Anders war allein, er zog also den Kürzern, ward jämmerlich durchgebläut und trug ein Loch im Kopfe davon. Durch vieles Zureden brachten die Wirthsleute ihn dahin, daß er sich entschloß, zu einem Wundarzte zu gehen, um sich verbinden zu lassen. Nun aber hatten ihn die Leute zu einem gar vorneh-

men Doktor gebracht, der auch die Herren im Schlosse kurirte und nur in reichen und vornehmen Häusern gesehen ward. Lars Anders setzte sich geduldig auf die Schwelle und harrte darauf, zu dem Doktor geführt zu werden, denn er hatte viele Schmerzen und wurde mehrere Male ohnmächtig. Aber der Doktor kam nicht; weil er vornehmen Besuch hatte, mit dem er beim Frühstück saß. Dies dauerte so lange, bis ein betreßter Lakai kam und ihn zu einer vornehmen Gräfin rief. Alsobald nahm der Doktor Hut und Stock, doch war er etwas ungehalten, weil man ihn beim leckern Frühstück gestört hatte. Als er über die Schwelle schreiten wollte, stieß er auf Lars Anders, der eben aus einer Ohnmacht erwacht war. „Was willst Du hier, Kerl?" rief der Doktor.

„Ach, Herr! Ich bin arg zugerichtet und bitte Euch sehr, daß Ihr meine Wunden verbinden wollt. Ihr sollt es auch nicht umsonst thun."

Als der Doktor sich den Matrosen näher ansah, der vor ihm lag, mit zerzaustem Haar und zerrissenen Kleidern, mit allen Spuren einer durchwachten Nacht im Gesichte, wurde er zornig, und indem er mit dem Fuße nach ihm stieß, schrie er: „Werft den gemeinen Kerl von meiner Treppe! Eher wollte ich ein ganzes Rudel kranker Hunde verbinden, bevor ich Hand legte

an einen solchen Gesellen! Fort mit ihm, und dann wascht die Stelle sorgfältig ab, wo er gelegen hat, damit mein Haus nicht verunreinigt werde!"

Mit diesen Worten sprang der Doktor in den Wagen und fuhr zu der vornehmen Dame. Lars Anders ballte die Faust und sprach zähneknirschend: „Kerl! das gedenke ich Dir!" Weiter aber konnte er vor Schmerz und Mattigkeit nichts hervorbringen und war froh, daß einige Vorübergehende ihn gegen die groben Diener des groben Doktors in Schutz nahmen und zu einem gewöhnlichen Feldscheerer führten, der sogleich nach besten Kräften darauf loskurirte.

Nun ging eine lange Zeit vorüber, in der man wohl mehr als eine Westindische Reise hätte machen können, ohne daß man etwas von Lars Anders hörte. Der Doktor aber hatte das große Glück gehabt, einigen reichen Hansen den verdorbenen Magen zu kuriren, und sein Ansehn war um so mehr gestiegen. Mehr als vorher verachtete er aber auch die armen Leute und wurde gegen die Reichen von Tag zu Tag demüthiger. So stand er nun eines Tages, festlich angethan, um zu einem seiner Kunden zu fahren, der von einer langen Krankheit genesen war und heute seinem Doktor zu Ehren einen glänzenden Schmauß gab. Er trippelte hin und her und harrte des Wagens, der ihm geschickt

werden sollte, als eine stattliche Kutsche daher rollte. Auf dem Bock saß ein bärtiger Kutscher mit einem betreßten Rock und zwei eben solche Bursche standen hinten auf. „Aha!" dachte der Doktor bei sich, „das ist gewiß der Wagen, den mir mein Wirth schickt, und wenn ich nicht irre, bewegen sich die Gardinen, die zugezogen sind. Gewiß sitzt er selbst darin, um mich in sein Haus einzuführen! Da geziemt es mir doch, ihm zuvorzukommen, schon um des Schmauses und um des Ehrengeschenkes willen, das er mir gewiß mit einer Rede überreichen wird."

So dachte der Doktor, als er die Treppe hinabeilte, und kaum hielt der Wagen, als er nach der Thüre griff, um sie zu öffnen. Der Schlag flog auf, und vier oder fünf schmutzige Hunde sprangen laut bellend und kläffend auf den Doktor ein, der vor Angst laut aufschrie, denn er glaubte, er würde zerrissen.

Da sprang plötzlich Lars Anders hinten von der Kutsche herab, zog den bunten Rock ab, den er auf dem Leibe hatte, und rief laut lachend: „Oho, Doktor! Sagtet Ihr nicht, Ihr wolltet lieber einen ganzen Rudel kranker Hunde kuriren, bevor Ihr an einen solchen Gesellen, wie mich, Hand legtet? Nun, Euer Wunsch ist erfüllt! Da habt Ihr die Hunde, und jedes der Beester hat die Räude und alle Pestilenz am Halse."

Damit lief Lars Anders fort und der Doktor mußte sich von seinen Leuten in's Haus bringen lassen. Gleich nachher kam der rechte Wagen, der ihn zum Feste abholen sollte, aber der reiche Anzug war verdorben und der Doktor so zum Tode erschreckt worden, daß er zu Hause bleiben mußte, und die ihm zugedachte Ehre nicht annehmen konnte.

„Das sind lauter Toll- und Dummheiten," brummte Meister Emanuel, „und es lohnt sich gar nicht der Mühe, darum ein so langes Gespinnst abzuwickeln. Der Bursche war ein Taugenichts während seines ganzen Matrosenstandes, der voll Kniffe steckte, und wenn er nicht ein so tüchtiger Seemann gewesen und nachher ein so respectabler Kerl geworden wäre, hätte ich ihm kaum das Glück gönnen mögen, das er in der Welt gemacht hat."

„Ich habe davon gehört!" antwortete Niklas.

„War einmal ein reicher Kaufmann in Rotterdam, der liebte auch einen guten Spaß und seine schöne Tochter nicht minder. Eines Tages, als mehrere Capitaine bei ihm zur Tafel waren, kam die Rede auf Muth und Unerschrockenheit, so wie auf Gegenwart des Geistes, die der Seeman besitzen müsse, wolle er anders sein Gewerbe mit Ehren betreiben. Das wurde von den Männern mit großer Ernsthaftigkeit behandelt, als

auf einmal das junge Mädchen frischweg fragte: „Ob ein Matrose, der sich zur See gleich zu helfen wisse, dies am Lande auch könne; das möchte sie gern einmal sehen."

Das gab ein großes Gerede hin und her, bis plötzlich einer der Capitaine sagte: „Von meinem Lars Anders kann ich behaupten, daß er durch nichts in Verlegenheit gesetzt wird."

Der Kaufmann, der dies mit angehört hatte, sagte nach einer Pause zu seinen Gästen: „Das wollen wir versuchen. Am Sonntage essen wir alle wieder zusammen, dann, Capitain, heißt Euren Lars Anders die Sonntagsjacke anziehen und bringt ihn mit hierher. Ihr müßt ihm aber nicht sagen, worauf es hier ankommt und was er hier soll."

Dazu verpflichtete sich der Capitain.

Als der Sonntag kam und alle Gäste beisammen waren, trat auch jener Capitain mit seinem stattlich aufgeputzten Bootsmann, Lars Anders, ein, der auch nicht die geringste Verlegenheit zeigte. Man achtete nicht auf ihn, und selbst der Wirth, nachdem er ihm zugenickt hatte, kümmerte sich nicht um ihn. Jetzt wurde das Essen aufgetragen, Jeder bekam seinen Platz angewiesen, und Lars Anders erhielt seinen Stuhl gerade über von dem Kaufmann und seiner Tochter. Als die

Suppe umher gegeben war und Jeder zulangte, wollte sich Lars Anders auch über seinen Teller hermachen, aber ihm fehlte ein Löffel. Ohne ein Wort zu sagen, langte er nach dem Brödchen, das vor ihm lag, schnitt es durch, höhlte es aus und schöpfte überaus ernsthaft die Suppe vom Teller, zur großen Ergötzlichkeit des Kaufmannes. Dieser gewann dadurch eine so große Meinung von Lars Anders, daß er ihn in seinen besondern Schutz nahm, er ließ ihn in der Navigation unterrichten und es dauerte nicht lange, da commandirte Lars Anders eines der schönsten Schiffe von Rotterdam. Später hat er sogar die Tochter seines Patrons geheirathet."

Alle lachten über das große Glück, was dieser unermüdliche Anstifter von tollen Streichen gehabt habe, und gingen darauf in der fröhlichsten Stimmung auseinander, Jeder, um seine Hängematte zu suchen.

Ein Schiffsbrand.

Weithin wogt das prächtige, majestätische Meer. Der fernste Rand desselben ist mit einem langen, dunklen Streifen eingefaßt, dessen Oberfläche rosenfarben erglänzt, das ist die im letzten Schimmer der Abendröthe aufglühende Küste von Biscaja.

Auf den Wellen dehnt sich der stolze Rumpf einer Fregatte. Von dem Topp ihres großen Mastes weht der königliche Wimpel, von ihrer Gaffel die blutrothe Danebrogsflagge mit dem weißen Kreuze.

Von dem Verdeck bis zu der höchsten Spitze der Oberbramstengen ist das Schiff mit seinen Segeln bedeckt, aber eine schwache Brise hält sie kaum gefüllt und nur langsam bewegt sich dasselbe der fernhin winkenden Küste entgegen.

Die Seitenborde der Fregatte sind mit einem glänzenden schwarzen Lack überzogen; dazwischen laufen zwei weiße Linien in zierlicher Wölbung von der Back bis zur Schanze; es sind die Einfassungen der Kanonenpforten, die geöffnet sind und fünfzig Feuerschlünde zeigen, die hell aufglänzen im scheidenden Abendlicht. Atalante heißt die Fregatte und das Galion zeigt die Gestalt dieser kühnen, leichtgeschürzten Jungfrau, die

noch schneller wie das Schiff über die Wellen des Meeres dahin fliegen möchte. Der Spiegel leuchtet von Vergoldung und Schnitzwerk, aus den erleuchteten Fenstern ertönt fröhliches Geschwätz, es schallt von der Tafel des Capitains her, der seine Officiere zu einem fröhlichen Banquet um sich versammelt hat.

Jetzt ertönt die silberne Pfeife des Hochbootsmanns und gleich darauf wird es lebendig auf dem Verdeck. Aus den Masten, aus den Schanzen, von der Back und vom Kabelgat kommen sie herbei und sammeln sich am Backbord des Mitteldecks; die Toppgasten gehen voran, die Uebrigen folgen, doch hält sich Back und Back zusammen, stets acht Schüsselmaaten für eine Schüssel, und der vordere von ihnen trägt das Gefäß. Der Zug beginnt und geht um die Combüse; jede Back-Genossenschaft erhält ihr Theil; sie entfernt sich mit demselben nach ihrem angewiesenen Platze und die Abendmahlzeit wird in aller Ruhe gehalten; kaum daß die Maaten einer Back es wagen, der zunächst liegenden irgend eine Bemerkung oder einen Einfall mitzutheilen.

Eine halbe Stunde vergeht; abermals ertönt der Schall der silbernen Pfeifen von einem Schiffsende zum andern. Die Eßgeräthschaften sind längst entfernt; langsam und schweigend begeben sich die Matrosen auf das Mitteldeck. An dem großen Mast haben sich die Ma

rine-Soldaten aufgestellt, sie schultern das Gewehr und schauen gleichgültig drein. Der letzte Schimmer des Abendrothes ist längst verglommen, der Mond ist aufgegangen und mischt sein ernsthaftes Licht in diese eigenthümliche Scene. Die Officiere kommen aus der Kajüte und begeben sich nach dem Backbord des Quarterdecks, der Marine-Officier tritt zu seinem Soldaten die Kadetten lehnen am Gangspill.

Der Capitain betritt das Verdeck. Auf ein Zeichen des Marine-Officiers wirbeln die Trommeln und die Soldaten präsentiren das Gewehr. Der Capitain lüftet den Hut und dankt schweigend.

Die Glocke läutet zum Gebet.

Feierlich sammelt sich jetzt Alles um den Schiffsprediger, der mit eintöniger Stimme die üblichen Gebete spricht; er empfiehlt das Schiff und seine Besatzung dem Schutze dessen, der die Winde fesselt und den verschlingenden Wellen zuruft: Bis hierher und nicht weiter. Er erhebt die Hände zum Segen und die wettergebräunten Seeleute beugen unwillkührlich das Haupt.

Da stürzt athemlos, bleich, mit gesträubtem Haare ein Halbmatrose von dem Lazareth herauf, durchdringt den Kreis der Beter, schreit mit herzzerschneidendem Tone: „Feuer!“ und stürzt ohnmächtig zusammen.

Feuer! Ein Schrei des Entsetzens ertönt, der Pre-

diger ist verstummt und die Matrosen stäuben nach allen Richtungen auseinander. Auch die Soldaten schwanken, ihre Kniee schlottern, die Gewehre senken sich, aber das eiserne Commandowort fesselt sie und hochaufgerichtet stehen sie in enggeschlossener Reihe.

Die Officiere umringen ihren Chef, während die Kadetten den Halbmatrosen aufrichten und ihn zu ermuntern suchen. Er schlägt die Augen auf und stammelt: Ich stand vor der Hängematte des alten Ralph, um ihm den Trank einzugeben, wie der Doktor befohlen hat, da verbreitete sich plötzlich ein heller Schein. Ralph lag im Fieber und sagte, das sei das Schiffsgespenst. Erschreckt schloß ich die Augen, aber ich konnte nicht anders, ich mußte sie wieder öffnen, und da sah ich deutlich, wie eine Flamme an der Scheerwand hinaufleckte. Da konnte ich nicht ausdauern, ich mußte es ausrufen!"

„Geschwind, meine Herren! gehe Einer von Ihnen und sehe, ob etwas Wahres an der Sache ist, und die Uebrigen halten sich bereit, sogleich die wirksamsten Vorkehrungen zu treffen!"

Der Capitain sprach's und die Mannschaft machte den Officieren Platz. Es bedurfte des Einziehens der Erkundigungen nicht; denn als der dienstthuende Officier an den Eingang des Lazareths kam, drang ihm ein

erstickender Rauch entgegen, das Gestöhne der Kranken war herzzerschneidend. „Mir nach! Mir nach!" rief der muthvolle Officier und drang in die Räume des Unglücks ein. Einige beherzte Matrosen folgten ihm und entrissen ihre unglücklichen Kameraden dem sichern Feuertode. Die Kranken auf dem Rücken, erschienen sie oberhalb der Luken und legten diese schweigend auf dem Backbord des Quarterdecks nieder.

Unterdessen hatten die Officiere mit großer Umsicht Anstalten zum Löschen getroffen; die äußeren Schiffspumpen waren im vollen Gange und ein dichter Wasserstrahl schoß in die Räume des Lazareths hinab. Andere zogen mit Eimern und andern Behältern Wasser herauf und netzten unaufhörlich das Verdeck von einem Ende zum andern.

Zwei unerschrockene Kadetten wurden zur Pulverkammer beordert, um genau nachzusehen, ob jede Vorsichtsmaßregel getroffen sei, diese zu schützen; zwei andere begleiteten den Proviant-Meister hinab zu den Vorräthen, mit dem Auftrage, sobald es nöthig werde, alle Feuer-fangenden Gegenstände zu entfernen und wenn es sein müsse, sie über Bord zu werfen. Sie drangen in die finstern Räume ein; um irgend sehen zu können, mußten sie die Thür auflassen, der Feuerschein gab ihnen hinlängliches Licht. Aber an dem ent-

gegengesetzten Ende der Kammer waren die Luftklappen geöffnet; der Wind gewann einen freien Durchzug und flog zu dem Feuer herüber; wild prasselte die Flamme auf und leckte an die Balken des Verdecks.

„Ueber Bord mit dem Rum und dem Spriet!" schrie der Proviantmeister außer sich und rollte ein Faß vor sich her, ohne zu wissen, wie es auf das Verdeck zu bringen sei, um es über Bord zu werfen. Aber kräftige Hülfe war zur Hand, es wurde eine Takel herabgelassen und das Faß gehißt; die Takel war schwach, sie konnte die angehängte Last nicht tragen und riß. Es stürzte herab und platzte auseinander, glühende Funken fielen in das nach allen Seiten hinströmende Feuerwasser und brennende Wellen brachen sich an den Seitenborden des Zwischendecks.

Die Kunde des neuen Unheils gelangte auf das Verdeck. Die Officiere wandten die erbleichenden Gesichter ab und eilten dann zur weitern Hülfe fort, die mit jeder Secunde ohnmächtiger ward. Der Capitain war überall und munterte mit kräftigen, entschlossenen Worten die Leute zu neuen Anstrengungen auf.

Längst waren die Segel festgemacht und das Schiff den Wellen überlassen; überdies hatte der schwächste Windhauch aufgehört und die Atmosphäre war unbeweglich. Der Mond schien klar und hell und einzelne

Sterne blitzten freundlich auf die Unglücksstelle herab. Aber fern im Westen änderte sich die Scene und eine schwarze Wolkenmasse stieg aus der Tiefe des Meeres. Hätten die Leute noch irgend etwas Anderes beachten können, als die Flammen, die in dem Innern ihres Schiffes wütheten, sie würden gesehen haben, daß sich ein zweites Element zu ihrem Untergange geschäftig rüstete.

Zum Tode erschöpft ließen die Matrosen die Arme hängen, die Officiere gingen von Einem zum Andern feuerten sie durch ermuthigende Worte an und erquickten sie mit stärkendem Wein. Auf's Neue begann die Arbeit; die Verzweiflung verlieh ihnen ungewöhnliche Stärke und einen Augenblick lang dämmerte ihnen eine trügerische Hoffnung auf. Aber da sprangen mit lautem Gepraſſel die Luken des Kabelgats auseinander, die Flamme stieg riesengroß empor, umarmte den Fockmast und ergriff die Takelage desselben, von der untersten Webeleine bis zum Bramsohling mit rasender Schnelle emporsteigend.

„Die Böte! die Böte! Rettet die Böte!" lautete der allgemeine Ruf, und Alle ließen ab von den unnützen Löscharbeiten, um diesen letzten Rettungsanker sich zu erhalten.

Kaum berührte das erste Boot den Wasserspiegel

und das zweite sollte ihm folgen, als die finstern Wolken, die aus dem Abgrunde aufstiegen, den höchsten Gipfel erreicht hatten: ein lauter Donner, ein zischender Blitz riß sie auseinander und ein fliegender Sturm stürzte sich auf das unglückliche Schiff. An den Stagen, die von dem Fockmast zum großen Mast führen, züngelte das Feuer wie eine Schlange hinauf und in einem Nu stand auch dieser in Flammen, ein dichter Funkenregen fiel auf die Raaen und Stengen des Besanmastes nieder. Im Innern wüthete die Glut fort und das Feuer näherte sich mehr und mehr dem verhängnißvollen Orte der Pulverkammer.

Bis jetzt hatte das furchtbare Gespenst der See-Subordination noch seine Herrschaft behauptet; aber die eiserne Fessel, womit es die Genossenschaft eines Schiffes umschlingt, begann vor der Glut des Feuers zu schmelzen, und lautes Murren ward vernommen.

Der Capitain hatte eine kurze Berathung mit seinen Officieren gehalten, diese traten auseinander und der Befehlshaber sprach mit lauter Stimme:

„Dänische Männer! Wir weichen dem Geschick! Das Schiff ist nicht mehr zu retten, also will ich Euch retten! Wir besteigen die Böte! haltet fest zu einander und seid ruhig und besonnen!"

Die Pfeifen der Bootsmannsmaaten erklangen, aber das

Pfeifen des Sturms übertönte sie und laut erhob sich von allen Seiten das Geschrei: „In die Böte! In die Böte! Rette sich, wer kann!"

Alles stürzte nach den Fallreepen, wo die bereits ausgesetzten Böte von den erregten Wellen auf und niedergeschleudert wurden. Umsonst versuchten die Officiere ihre Anordnungen zu treffen, vergebens war ihr Befehl, kopfüber stürzten sich die Matrosen in die zunächst liegende Barkasse, und als diese überfüllt war, stieß sie vom Schiffe ab.

Ein Knall! Neues Entsetzen! Die furchtbare Glut hat die Steuerbords-Kanonen des Vorderkastels erglühen gemacht; sie entladen sich selbst, der erste Schuß hallte weithinaus in die Sturmesnacht; ihm folgt ein zweiter, ein dritter; die fliehende Barkasse, von den Wellen hoch empor geschleudert, fliegt weitab vom Schiffe, die Kugeln sausen zischend durch den aufspritzenden Gischt, sie schlagen in die Seitenborde des überladenen Fahrzeuges, es sinkt in die Tiefe, und herzzerschneidend mischt sich mit dem übrigen verworrenen Lärmen das Angstgeschrei der Versinkenden.

Der Capitain benutzt dies Ereigniß, das auf die rohen Gemüther der Matrosen einen tiefen Eindruck zu machen scheint; er schwingt sich auf eine Kanone und umsprüht von herabströmenden Funken, ruft er: „Das

ist die Strafe des Ungehorsams! Der Arm Gottes züchtigt die Verräther, wenn es der Arm der Menschen nicht mehr vermag! Gehorcht, oder Ihr endet wie sie! Das Langboot vor!"

Aber starr standen die Männer vor dem neuen Unheil, das jetzt über sie hereinbrach. Die Glut des Feuers strahlte über die Meeresfläche hin und vergoldete die weißschäumenden Häupter der Wellen. Der in der Tiefe ruhende Hai schreckte aus dem Schlummer auf, es schien ihm, als ob es Tag geworden sei, und die Morgensonne ihr rosiges Licht auf die Meerflut werfe; spritzend und schnaubend kamen die Ungeheuer des Meeres mit weitgeöffnetem Rachen an die Oberfläche und umkreisten das brennende Schiff, hohe Wasserstrahlen gegen den Nachthimmel aufspritzend, während die Kanonen des Backbords sich lösten, und wie ferne Donner verhallten.

Die Lust zum Leben siegte; hier war gewisser Untergang, dort eine Möglichkeit der Rettung. Die Matrosen, jetzt der Weisung ihrer Officiere geduldig folgend, stiegen in das Langboot hinab. Da erschallte das laute Halloi des Hochbootsmanns und unwillkührlich wandten sich Aller Blicke nach dem Vorderkastell. Mit unerschrockenem Muthe hatte er bis jetzt, von zwei tüchtigen Seeländern begleitet, dort ausgeharrt und Rettung zu

bringen gehofft aber er sah die Unmöglichkeit davon ein und eilte jetzt herbei, um mit den Gefährten einen Platz in den Böten zu finden. Schon nahten sie sich der Ankerwinde, da brach die Gluth mit solcher Macht aus dem Zwischendeck hervor, daß ein weiteres Vordringen unmöglich wurde; die Decklast gab nach, sie brach zusammen nnd stürzte in die Tiefe hinab. Ein weiter, grauer, voller Abgrund, in welchem die Flammen mit den hereinströmenden Wellen kämpften, dehnte sich zwischen dem Vorderkastell und dem Quarterdeck; der Fockmast schwankte hin und her, die ganze majestätische Masse, deren Raaen und Stengen wie glühende Säulen leuchteten, von dem brennenden Tauwerk wie von feurigen Schlangen umzüngelt, brach mit lautem Gekrach zusammen und stürzte auf den Hochbootsmann und seine Gefährten herab.

„Alles vorbei!" waren die letzten Worte, die der riesige Meister des Kabelgats ausstieß; seine Gefährten starben mit einem halberstickten Seufzer; mit Schauer wandten sich die Uebriggebliebenen von diesem entsetzenvollen Anblick.

Das Langboot war gefüllt und versuchte nun, sich von dem brennenden Schiffe frei zu machen und aus dem drohenden Bereiche derjenigen Kanonen zu kommen, die sich noch nicht entladen hatten. Die Schaluppe

kam an die Reihe und die Officiere verließen nun das Verdeck, das mit jedem Augenblick glühender ward und ein längeres Verweilen nicht mehr gestattete. Als Alle hinunter waren, setzte der Capitain den Fuß auf die schwankende Leiter, doch plötzlich wich er zurück und rief: „Wo sind die Kadetten, die zur Pulverkammer beordert wurden?"

Keine Antwort, nur aus der Schaluppe die ungeduldige Mahnung, daß der Capitain nicht länger säumen möge.

„Nicht von der Stelle!" rief er aus, „bis ich über das Schicksal dieser Unglücklichen im Klaren bin!" Und mit diesen Worten stürzte er durch Rauch und Flammen nach der Pulverkammer, der sich die Glut bereits auf das Bedrohlichste näherte. Dort fand er sie. Erschöpft von der anstrengenden, vergeblichen Arbeit war der Jüngere bereits ohnmächtig hingesunken, der Aeltere bemühte sich umsonst, ihn zu ermuntern und mit sich fortzuziehen. Der Capitain ergriff den Ohnmächtigen mit starken Armen und trug ihn unter endlosem Feuerregen auf das Verdeck; der Andere folgte. Mit lautem Freudengeschrei wurden sie von den Officieren empfangen und in die Schaluppe gebracht, die von einer mitleidigen Welle erfaßt und weit von dem Schiffe fortgeschleudert wurde.

Das Langboot und die übrigen Fahrzeuge, gefolgt von dem gierigen Hai, steuerten nach der Richtung hin, wo das Land lag, vorerst nur bemüht, so schnell als möglich aus dem Bereiche des Schiffes zu kommen; wenn die Glut heller aufleuchtete, sah man Eines oder das Andere derselben über die dunkle Flut hinstreichen; wie Meteore kommend und verschwindend.

Die „Atalante" gewährte in ihrer letzten Stunde einen majestätischen Anblick. Der Vordermast und das Bugspriet waren herabgestürzt, der große Mast war ausgebrannt und bereitete sich schwankend zum Sturz; der Besanmast stand in hellen Flammen, und als ob es ein Zauber gewesen, war bis jetzt die von der Gaffel wehende Flagge noch nicht entzündet, ihr weißes Kreuz leuchtete weit hinaus in die aufgeregteste Sturmnacht.

Schon waren die Böte in weiter Entfernung; da drang das Feuer bis in die Pulverkammer. Ein einziger, ungeheurer Knall, der das Meer bis in seiner Tiefe erbeben machte, eine ungeheuere Flamme, die in die Wolken hineinstrahlte, dann ein glühender Regen von Trümmern aller Art, die hochaufgeschleudert waren, und knitternd und knatternd herabfielen, — dann tiefe, schweigende Nacht.

Windstille.

Der Sturm war vorüber; verzogen hatten sich die letzten unheilschwangern Wolken. Ein tiefblauer Himmel leuchtete auf das Verdeck herab. Der Seemann schöpfte Athem.

Aber das Meer wogte noch kühn und gewaltig; die Wellen des Atlantischen Oceans, einmal aufgeregt vom wüthenden Orkan, legen sich erst spät zur Ruhe; sie werfen das Schiff wie einen Fangball von einer Seite zur andern; denn dieses vermag sich, da der Wind gänzlich aufhörte, nicht durch Segelkraft zu stützen.

Endlos ist die Dehnung des Oceans; sie erhebt sich bis zur höchsten Höhe, legt sich nur allmählig und geht zuletzt in ein kaum merkbares Senken und Steigen über; ganz unbewegt ist die Flut des Oceans nimmer.

Nach langen Anstrengungen in Sturmesnächten erholt sich die Besatzung einer englischen Brigg, die mitten in dem schweigenden Ocean treibt. Die Hälfte der Mannschaft ruht sorglos in den Hängematten; die Wachthabenden schlendern müßig umher; Einige liegen auf dem Verdeck ausgestreckt, der Mann am Steuer läßt die Steuertalje nachlässig durch seine Finger gleiten, denn das Schiff segelt keinerlei Cours. Der dienstthuende

Officier sitzt mit verschränkten Armen bei dem Nachthause, den Kopf auf die Brust gesenkt, und es ist schwer zu sagen, ob er wacht oder träumt. Der Himmel ist hell und klar, keine Wolke so weit das Auge reicht, kein Luftzug, der stark genug wäre, eine Feder zu bewegen, die eben aus dem Taubenhause auf das Verdeck niederweht. Es ist ein Stillleben zur See.

Die Frühstücksstunde naht heran und überall ist Leben. Die gesammte Mannschaft kommt auf das Verdeck. Der Capitain frühstückt mit seinen Officieren, die Kajütskappe dient statt des Tisches; auf der Luke des Kabelgats trägt der Koch das Mahl für die wartenden Matrosen auf. Der Schiffsjunge kauert auf der Kajütstreppe, verschlingt mit innerm Wohlbehagen die leckern Bissen, die er von dem Capitainsfrühstück beiseite gebracht hat, und geht dann unbefangen auf das Verdeck, um die Tauben zu füttern. Er liebkost die zahmen Thiere, er reicht ihnen das Futter hin, und indem er den Trinknapf füllt, spricht er schmeichelnd: „Eher wollte ich durften, als daß ihr Noth leiden solltet."

Knabe, Du lügst!

Acht Tage sind vergangen. Es hat sich nichts geändert. Dieselbe Ruhe in der Luft, dasselbe schweigende

Meer. Der Capitain ist mürrisch geworden über dieses Hemmniß seiner Fahrt; ihm trat ein Feind entgegen, mit dem er nicht zu fechten vermag. Die Officiere ahmen ihm nach und zanken mit den Leuten. Die Matrosen sind gelangweilt und pfeifen nach Wind. Die Nacht, da man nichts zu thun hat, ist lang; aber der Tag, wo die mechanischen Arbeiten des Schimannens getrieben werden, wo man Platting legt und Matten flicht, wird durch diese langweilige Beschäftigung noch länger. Die Nacht bietet doch einige Abwechselung dar, bald blitzt dieser Stern lichter, bald jener, bald springt ein fliegender Fisch aus dem Wasser auf und hinter ihm her schnaubt der Delphin; bald wirft Jemand irgend ein Stück Holz oder ein Tauende über Bord, und die See leuchtet auf wie Perlen und Demanten. Aber der Tag ist so einförmig, so todt; nichts als eine endlose blaue Fläche oben und unten, nichts als ein grelles Sonnenlicht und eine unerträgliche Hitze.

Abermals sind acht Tage vergangen. Die Stimmung, die zwischen der Kajüte und dem Vorderdeck herrscht, wird stets widerwärtiger; von Harmonie ist keine Rede mehr; man geht stumm an einander vorüber, oder wechselt rauhe, verletzende Worte. Ein Ausbruch

steht bevor. Müßig und lässig ist Alles; nur in der frühen Morgenstunde, wenn die Matrosen bis zum obersten Topp emporklettern und sich auf die äußerste Nock des Klüverbaums schwingen, um nach Champhilung zu sehen, ist einiges Scheinleben an Bord. Dazu die unerträgliche Hitze, die das Pech in den Fugen aufweicht, und der stets wachsende Durst.

Erst vor einer halben Stunde wurde die große Kanne mit Wasser gefüllt. Es geschah aus dem Fasse, das am Steuerbord vor der Kajütstreppe liegt, und der Capitain hat es gesehen. Jetzt ist sie leer, aber noch lange ist der Durst nicht gestillt. Wer wird sie wieder füllen?

Ein pfiffiger Bursche greift nach der Kanne und geht unbefangen zu dem Fasse, die Hand nach der darin stehenden Pumpe ausstreckend. Der Capitain weist ihn zurück.

„Ach, Herr! die bösen Bursche haben Alles ausgetrunken und mir nichts übrig gelassen. Ich habe keinen Tropfen bekommen."

„So trink hier in meiner Gegenwart, aber nicht mehr als dieses Maaß voll. Nach dem Vorderdeck kommt kein Wasser mehr; wer trinken will, soll hierher kommen."

Der Bursch gehorcht; er trinkt, wischt sich die blin-

kenden Tropfen aus dem Bart und schlendert nach dem Verdeck zurück. Dort stellt er die Kanne gelassen hin und sagt: „Es gibt vor heute Abend kein Wasser!"

Ein lautes Murren erhebt sich und tönt nach dem Quarterdeck. Der Capitain springt auf und ruft: „Ruhe da, vor dem Fockmast!"

Sie sind gewohnt, dieser Stimme zu gehorchen, und schweigen.

Drei Wochen sind es, seit dem letzten Sturm; das Schiff liegt noch fast an derselben Stelle, wo die letzte Welle es hinwarf; die astronomischen Berechnungen des Capitains bezeugen es.

„Wenn wir die Zeit über nur die Hälfte des Windes gehabt hätten, der vor drei Wochen wehte, so hätten wir jetzt Landsend in Sicht, und könnten bald die Porterkanne in eines Seemannes Taverne klappen hören. Gott segne Alt-England! Morgen kann ich es nicht mehr rufen, meine Lippen sind vertrocknet. Hätte ich das Alefaß der Miß Bethy vor dem Munde, ich ließ es nicht wieder los, und wenn es drei Tage liefe."

Diese Worte spricht ein bärtiger Kerl, der sich lässig von einer Seite zur andern wälzt. Sein Nachbar gibt ihm einen heftigen Stoß: „Sei verdammt für Dein Geschwätz! Was brauchst Du von Porter und Ale zu

sprechen? Ich bin so ausgetrocknet, daß mir nicht mehr wie sonst, dabei das Wasser im Munde zusammen läuft. Ich glaube, ich bekomme das Fieber, und dann kommt mir eine doppelte Ration Wasser zu; so stehts im Doktorbuche!

„Wir haben alle das Fieber!" brüllen die Uebrigen, „der Capitain soll uns untersuchen und die doppelte Ration geben.

„Er soll noch mehr thun, er soll das Schloß von dem Wasserfasse nehmen!"

„Wenn er es nicht thut, so reißen wir es mit Gewalt herunter!"

„Das Wasser soll unter unserer Aufsicht stehen, und nicht unter der der Kajüte!"

„Die Officiere trinken sich satt und wir darben! Aber es soll nicht so bleiben! Wir lehnen uns auf!"

„Ich schlage Alles mit Gewalt in tausend Stücke, wenn ich nicht zu trinken bekomme! Ich thue es!"

„Wir Alle!"

Sie erhoben sich mit donnerartigem Gebrüll und stürzen nach dem Quarterdeck. Hier tritt ihnen der Capitain mit Entschlossenheit entgegen; in jeder Hand hält er eine Pistole: „Keinen Schritt weiter, oder zwei von Euch stürzen zu Boden!" Die Kerle weichen einen Augenblick lang zurück, der Capitain fährt fort: „Die

Hand des Herrn ruht schwer auf uns! Wer weiß, durch wessen Missethat dies Unglück über uns verhängt ist. Folgt dem Beispiel Eurer Officiere und tragt Euer Schicksal mit Ergebung! Häuft Ihr aber das Maaß Eurer Frevel, so sollt Ihr Euren Mann finden! Weg die Handspaken! Werft die Messer von Euch und zurück vor den Fockmast!"

Aber die Aufregung ist nicht so leicht zu beschwichtigen; die glühende Hitze hat das Hirn der Unglücklichen angegriffen, sie sind dem Thiere ähnlicher, als dem Menschen. Ein lautes, verworrenes Geschrei erhebt sich, nervigte Fäuste schwingen die zusammengerafften Waffen und ein eiserner Marlspriem saust an dem Kopfe des Capitains hart vorbei.

„Das kostet Dein Leben, O'Brien!" ruft der Capitän, die Pistolen abdrückend und der Irländer stürzt mit seinem Nachbar schwer verwundet zu Boden. Die beiden Steuerleute traten schützend zu dem Capitain.

Einen Augenblick lang sind die verwegenen Rebellen zurückgeschreckt; sie stehen schweigend und unschlüssig. Aber das tiefe Stöhnen der Verwundeten ruft sie zur Besinnung zurück. Mit Wuthgeheul stürzen sie sich auf die drei Officiere, die auf das Schrecklichste gemißhandelt und an Händen und Füßen gebunden, in das Zwischendeck geworfen werden.

„Nun haben wir das Commando!“ ruft der bärtige Rädelsführer und stürzt, mit einer schweren Eisenstange bewaffnet, nach dem Wasserfasse. Er sprengt das Schloß, setzt die Pumpe hinein und trinkt in vollen Zügen. Ein Anderer stößt ihn zur Seite, um seine brennenden Lippen zu kühlen, diesem folgt ein Dritter und Vierter. Als Alle sich gelabt, beginnt die Runde von Neuem. Endlich ist der brennende Durst gelöscht, aber das Faß ist nun auch bis auf den letzten Tropfen geleert!

Einzeln stahlen sich die Matrosen von dem Fasse weg; sie sprachen nicht mit einander, sie sahen sich nicht an; mit der gestillten Begier ist das Bewußtsein zurückgekehrt, sie fühlen die Schwere des Verbrechens, das sie begangen haben; das Gesetz der Subordination ist übertreten. Einzeln strecken sie sich hin, über das ganze Verdeck zerstreut, und schlafen ein, oder scheinen doch zu schlafen. An die unglücklichen Gebundenen im Zwischendeck denkt Niemand. Der Mond scheint klar und hell auf das geschändete Verdeck herab. Die Leichen schwimmen in ihrem Blute. Alle sind mit stiller Scheu ihnen aus dem Wege gegangen; keine Hand hat sie berührt.

Es ist Morgen. Abermals sitzt der Schiffsjunge auf der Treppe der Kajüte, aber diesmal nascht er

nicht von dem Frühstück des Capitains. Seine Gaumen sind vertrocknet, seine Lippen welk; er hat die Kajüte durchsucht, ohne einen Tropfen Wasser zu finden, und weint nun salzige Thränen. Plötzlich fährt er auf: „Meine Tauben! O Gott, meine armen Tauben!“ Er rafft sich auf und schwankt zum Gangspill. Drei der niedlichen Thiere liegen ausgestreckt am Boden, sie sind verdurstet. Die letzte hält den Kopf noch aufrecht, als sie den Knaben erblickt, bewegt sie matt die Flügel und versucht zu girren. „Du sollst Dich nicht länger quälen, armes Thier!“ ruft er weinend und greift nach ihr. Er schneidet den Kopf des Thieres ab und saugt die hervorquellenden Blutstropfen mit wilder Gier in sich hinein.

„Aber das Alles ist ja nichts,“ schluchzt er. „Soll ich denn so jung verdursten? Wenn nur der Hai nicht draußen wäre, ich spränge über Bord. Und auch der Capitain ist nicht da! Wo haben sie ihn gelassen?“

Da kehrt dem Knaben die Besinnung zurück; er erinnert sich der Ereignisse des vergangenen Tages. Ein Schimmer von Hoffnung gibt ihm für einen Augenblick die verlornen Kräfte zurück. Er schleicht sich in die Kajüte, dringt von da in das Zwischendeck und steht vor den Gebundenen.

Nach einer Viertelstunde hat sich die Scene an die-

ser Stätte geändert. Der Knabe hat die Bande seines Herrn gelöst, dieser hat seine Officiere befreit, alle Drei sind fesselos, aber unerträglich matt, bis zum Tode erschöpft.

„Wir müssen für unsere Erhaltung sorgen, denn nur so vermögen wir das Schiff zu retten!“ flüstert der Capitain seinen Officieren zu. Laßt uns zu dem Wasservorrath gehen.“

Es sind nur noch zwei Fässer unten. Sie öffnen das eine und trinken; die Männer trinken und der Knabe; neue Kraft durchströmt ihre Adern.

Dem Leben zurückgegeben handeln die drei Männer in wunderbarer Uebereinstimmung, und der Knabe, gewandt und schlau, schleicht nach allen Richtungen, um vor Ueberfall zu warnen. Das eine der Wasserfässer bleibt auf seinem Platze liegen; es ist den Rebellen preisgegeben; das andere wird in die Kajüte gerollt. Dann begeben sie sich in die Proviant-Räume und entfernen das noch vorhandene geistige Getränk, damit die Rebellen sie nicht daran berauschen; sie senken es durch die Kajütspforten in die See. Auf dem Kajütsgange häufen sie die vorhandenen Waffen um sich her; die Pistolen und Gewehre werden geladen, die Säbel von der hindernden Scheide befreit und zur Hand gestellt. Dann warten sie ruhig darauf, was die Rebellen beginnen werden.

Die Sonne ist schon hochgestiegen, die Männer können das Liegen auf dem glühenden Verdeck nicht mehr ertragen. Wie auf ein gegebenes Zeichen springen sie auf, um sich gegenseitig zu bewachen; denn mit dem ersten Schritt zum Verbrechen, trat ihnen das Mißtrauen als Bundesgenosse zur Seite.

Das Erste, was ihnen entgegenstarrt, sind die Leichen; sie liegen im geronnenen Blute, die Augen weit aufgerissen. Schauer bemächtigt sich Aller, aber es bleibt ihnen keine Wahl. Auch ohne Worte verstehen sich die Genossen und treten zu den Todten.

Bei ihnen hat keine Todtenwache gestanden und ihren Leib mit der Schiffsflagge bedeckt. Keine sorgende Hand legt ihnen das Sterbekleid an und befestigt das schwere Gewicht an die Füße, damit sie hinabfahren zur Tiefe des Meeres. Als sie begraben werden — heißt das begraben? — senkt sich keine Flagge auf halber Stange und kein Trauerschuß hallt über die Fläche des Meeres dahin. Mit dumpfem Geräusch fallen die Leichen in's Wasser, gierig umkreist der Hai seine Beute und läßt den glänzenden Wasserstrahl steigen.

Eben so schnell, als sie die Todten entfernten, gießen sie jetzt Ströme von Seewasser über das Verdeck hin und halten nicht inne, bis die letzte Spur des

Blutes vertilgt ist. Dann treten sie zu einer Berathung zusammen.

„Das Beste ist," sagt der Rädelsführer „wir denken uns, daß wir in den Bann des Seegespenstes gerathen sind und nicht wieder heraus können. Da wollen wir's so lustig zu Ende bringen, als es irgend gehen will. Laßt uns vorerst ein neues Faß Wasser auf das Verdeck schroten, und dann seht nach dem Rum, damit wir einen erquickenden Tropfen dazu haben."

Mit lautem Beifall wird dieser Vorschlag angenommen und bald hebt die Takel das ersehnte Wasserfaß durch die Luken des Vorderdecks. Es ist das letzte. Aber das kümmert die Rebellen nicht, ist ihnen doch das Bedürfniß des Augenblickes befriedigt. Die Pumpe ist hineingesetzt, die Kanne bereit gestellt, und man harrt nur des nach Rum ausgesendeten Boten, um die „Mischung eines steifen Grogs" zu beginnen. Aber dieser kommt voll Zorn zurück und meldet, daß aller Rum und Gin bis auf den letzten Tropfen verschwunden ist. Die Matrosen stoßen ein thierisches Geheul des Zornes aus, und ihr Anführer ruft vor Wuth schäumend: „Das ist Verrath an uns! Gebt Acht, wir haben der Kajüte die Arme zu lose geschnürt und sie haben uns diesen Streich gespielt!" Die Kajüte, sagte der Rebell, er hatte nicht den Muth zu sagen: Unsere Officiere.

Sie stürmen die Leiter hinab nach dem Orte, wo sie ihre Opfer hinschleuderten, aber sie finden sie nicht. Weiter dringen sie vor, ihr Instinct führt sie nach dem Kajütsgange. Der Verwegenste von ihnen ist voraus und erschaut blinkende Waffen.

„Zurück!" ruft der Capitain mit donnernder Stimme und drei Feuerröhre starren den Rebellen entgegen.

„Wir wollen unsere Rum-Ration!" schreit der Rebell, „und Ihr, der unsere Kameraden ermordet hat, dürft uns denselben nicht vorenthalten; gebt uns den Rum!"

„Den Rum! den Rum!" schrieen die Andern, und drängte Einer den Andern so nahe an die Verschanzungen der Kajüte, daß sie mit einem Satze hineinspringen konnten.

„Rum oder Tod!" rief der Anführer und streckte den Arm aus.

„Tod!" antwortete der Capitain und feuerte. Der Anführer war gerade in's Herz getroffen und sank seinen Kameraden in die Arme.

Die Meuterer zogen sich mit dem Todten zurück.

„Das ist Euer Aller Schicksal," rief ihnen der Capitain nach, „das, oder der Galgen!"

Der Tag verstrich ruhig.

Mit dem einbrechenden Abend veränderte sich die Scenerie des Meeres. Riesige Wolkenmassen stiegen von allen Seiten aus dem Schooße der Wellen auf und wuchsen von Secunde zu Secunde höher.

Die blaue Himmelsdecke wurde immer kleiner und kleiner, bis sie zuletzt nur noch einem Fenster glich, durch welches einige Lichtstrahlen in das düstere Gewölbe fielen, das sich rings um die tückisch-schlummernde See aufgebaut hatte. Endlich flossen die Nachtwolken in eins zusammen, ein lange nachhallender Donner rollte vorüber, Blitze zerrissen für Augenblicke das starrende Gewölk.

Der Donner machte das Schiff erzittern und schreckte die Bewohner der Kajüte und des Vorderdecks aus ihren Verschanzungen auf. Wie auf ein gegebenes Signal eilten Alle zugleich auf das Deck; die Officiere mit Pistolen und Säbeln, die Matrosen mit Handspaken und Aexten. Die Nacht war bereits so undurchdringlich, daß man kaum eine halbe Kabellänge über das Bugspriet hinausschauen konnte, und immer enger rückten die hochgethürmten Massen aneinander; die Blitze zuckten und züngelten, der Donner rollte näher.

Einer der Männer des Fockmastes fand sich an der Planke des Quarterdecks ein, demüthig den Hut in

der Hand. Der Obersteuermann trat ihm mit gespanntem Hahn entgegen.

„Thut die Waffe weg, Herr! Ich habe eine leere Hand!“ sagte der Matrose. „Ein Unwetter thut sich auf; unser Aller Leben steckt zwischen diesen Planken. Laßt uns für das Beste des Schiffes sorgen und heute Nacht Waffenstillstand schließen.“

„Waffenstillstand!“ schrieen Alle.

Der Steuermann besann sich einen Augenblick; dann trat er mit rückgewendetem Kopf und gespanntem Hahn den Weg zum Steuer an, wo er mit seinen Freunden sich berieth, während ein Donner über ihre Häupter hinrollte, der das Schiff vom Topp bis zum Kiel erbeben machte.

Der Capitain richtete sich auf; er sagte nicht, daß er den Waffenstillstand annehme, oder daß er ihn verwerfe, aber er rief mit befehlendem Tone: „Los die Bramfalle, und stellt sie in die Gei! Weg das große Marssegel und die Fock!“

Mit Gedankenschnelle wurden die Befehle befolgt. Bald waren alle Segel verschwunden und auf den Raaen zierlich aufgerollt. Das Vormarssegel wurde gestrichen und doppelt gerefft; die Brigg lag sturmfertig da, und konnte den Ausbruch des Orkans erwarten. Aber er kam nicht, die Luft blieb ruhig, nur Blitz um

Donner mehrten sich, und ein endloser tropischer Regen strömte wie aus tausend Giesbächen herab.

Ein Ruf der Freude und des Dankes wird gehört. Eine Viertelstunde lang stehen Alle, vor Wonne schauernd, in diesem erquickenden Bade, dann aber greifen sie instinctmäßig nach Gefäßen aller Art. Man trifft Vorkehrungen, das mit stets verstärkter Gewalt herabströmende Wasser aufzufangen, und die leeren Fässer werden sämmtlich gefüllt. Rasch ist die Arbeit gethan, und diejenigen, welche um einiger Wassertropfen willen Rebellen und Mörder wurden, schwelgen jetzt im Ueberfluß und sehen den erquickenden Regen gleichgültig in die salzige See laufen.

Da erhebt sich der Wind; er fängt sich in dem dichtgerefften Marssegel. Das Schiff schwankt, es bewegt sich vom Steuerbord nach Backbord zum ersten Male seit langen Wochen, und macht eine leichte Fahrt. Der erste Steuermann hat sich der Ruderpinne bemächtigt, er bewegt sie von Bord zu Bord und ruft mit unverhaltener Freude klar und helle: „Steuerkraft im Schiff!"

„Hurrah! Hurrah! Hurrah!" rufen die Männer des Fockmastes aus voller Brust, nicht daran denkend, daß diese Kühlte sie zu der Stätte des Gerichtes führt.

Die Brise bleibt gleichmäßig; ein Segel wird nach

dem andern wieder gelöst und beigesetzt, das Schiff macht zehn Knoten Fahrt. Der Mann am Steuer führt das dahineilende Fahrzeug mit Sorgsamkeit und Fleiß; die Erinnerung an die jüngste Vergangenheit scheint aus dem Gedächtniß jedes Einzelnen verschwunden.

Aber die Freude dauert nur kurze Zeit. Gegen Tagesanbruch fährt der Wind vorüber, rasch, wie er gekommen, und die Segel hängen wieder schlaff an Maste. Und wie das Schiff auf der Diehnung über holt, klatschen die durchnäßten Segel gegen das Takelwerk.

Der erste Eindruck ist vorüber, die Ueberraschung verschwunden. Die Matrosen sind sich ihrer Lage bewußt und stecken die Köpfe zusammen. Die Officiere haben sich von den Ereignissen fortreißen lassen und die nöthige Vorsicht versäumt. Die verwegenen Rebellen dringen vor und besetzen die Kajüte. Der Capitain und seine beiden Officiere sind mit ihren Säbeln bis hinter den großen Mast zurückgedrängt und haben den Mann am Steuer im Rücken.

Da wird es Tag! Wie mit einem Zauberschlag reißt vor einer leichten Morgenbrise der Wolkenschleier auseinander, und die Sonne steigt glühendroth aus der See auf. Weithin ist die Aussicht offen, aber die Matrosen stehen bleich, mit schlotternden Knieen; auf eine halbe Schußweite von sich sehen sie den hochro-

genden Bord einer königlichen Fregatte von vierzig Kanonen.

Die Matrosen werfen sich aufs Deck und wimmern um Gnade.

Der Capitain winkt mit der Hand, und der Untersteuermann zieht die Flagge auf, worin ein halber Knoten geschlungen ist, — das Zeichen der Noth für die Marine der ganzen Welt.

David Brast.

Saßen ihrer Sechs oder Acht beisammen in der Taverne „zum silbernen Anker," und schenkten fleißig ein.

„Wein ist ein gut Ding," sagte der Segelmacher Georg, indem er das volle Glas hob; „aber man muß auch einen Spaß dabei haben, sonst hat man das Ansehen eines Leichenbitters bei einem Capitains-Begräbniß am Lande."

„Georg hat recht!" rief ein Anderer. „Ein gutes Maaß Wein und ein guter Spaß sind gerade drei Maaß. Frisch, Georg, Du hast immer tolle Streiche in Deinem Kopfe. Gib uns einen tüchtigen Spaß zum Besten."

„Wer kann mit Euch etwas anfangen, Ihr nüchternen Gesellen;“ entgegnete Georg. „Selbst etwas anzugeben, seid Ihr zu dumm, und um Euch hänseln zu lassen, seid Ihr wieder zu klug. Ja, wenn noch der David Brast hier wäre.“

„David Brast! David Brast!“ jubelten Alle, und eine große Heiterkeit entstand in der Schenkstube „zum silbernen Anker,“ denn David Brast war ein Bursche, von dem man nicht recht wußte, ob seine Gutmüthigkeit, oder seine Einfalt größer war, und der deßhalb von Jedermann gehänselt ward, der im Hafen irgend eine Verrichtung hatte. David Brast war nämlich ein Bootführer, der die Seeleute mit ihren Sachen an und von Bord brachte, und sich außerdem zum Botenlaufen brauchen ließ, wenn die Mannschaft eines Schiffes hier oder dort am Lande etwas zu bestellen hatte. Er war unermüdlich und unverdrossen, merkte es nur selten, wenn man ihn hänselte, glaubte ehrlich auch der falschesten Versicherung, und war zufrieden, wenn er Abends „im silbernen Anker“ ein Glas trinken konnte, obgleich es ihm fast immer durch die Bosheit oder den Muthwillen Anderer vergällt wurde. Dieser David Brast war es, den die zechenden Matrosen mit Bedauern vermißten.

Der Gegenstand des Spottes war gefunden, und

Jedermann unerschöpflich im Auffinden neuer Schwächen und Lächerlichkeiten. Keine Dummheit war so groß, keine Albernheit war so unglaublich, David Brast mußte sie begangen haben, und jedes Mal, wenn eine neue Widersinnigkeit erzählt wurde, brachen Alle in ein schallendes Gelächter aus.

„Ich glaube, wenn man dem Kerl weiß macht, sein Haus sei nicht sein Haus, und sein Schiff nicht sein Schiff, er glaubt es," sagte Georg.

„Er thut's! er thut's!" stimmten die Uebrigen ein.

„Mehr noch, Leute!" rief ein Anderer. „Wenn ihr ihm sagt: Du bist nicht David Brast! so glaubt er es auch."

„Nein, er thut's nicht! — Ja, ja, er thut's! — Das wäre ein Hauptspaß!" riefen Alle durcheinander.

„Das wollen wir versuchen!" entschied Georg.

„So sei es!" jubelten Alle.

„Hört doch, ihr lustigen Teufelskerle!" schmunzelte der Wirth, indem er ein Paar neue Flaschen auf den Tisch setzte, „dort kommt euer Mann so eben her! Seht zu, was ihr mit ihm anfangt."

Gleich darauf trat David Brast in die Stube. Er setzte sich bescheiden in die Ecke, und wartete, bis der Wirth einen Augenblick für ihn übrig haben würde. Aber nicht lange dauerte es, als Georg zu ihm herüber-

rief: „David Brast, warum sitzest Du so stille in der Ecke? Hast wohl einen schlimmen Tag gehabt und nichts verdient? Am Abend muß man sich die Grillen aus dem Kopfe schlagen. Komm hierher und trink ein Glas Wein mit uns."

„Lieben Leute! ich bin ein armer Mann...." entgegnete David schüchtern.

„Wir wissen es wohl, David!" antwortete Georg mit großem Ernst, „und kein Mensch denkt daran, daß Du Deine Paar Dreilinge vertrinken sollst. Wir wollen Dich tractiren. Heda, Ankerwirth! noch ein Glas für den armen David!"

Der Wirth brachte das Glas und nöthigte zugleich den Eingeladenen, sich an dem Tische niederzulassen. Er that es mit Zittern; denn jeden Augenblick glaubte er das Unheil würde nun über ihn hereinbrechen, aber es geschah nichts dergleichen. Er erhielt Tabak und Wein und dann fuhr man fort zu erzählen, als ob er gar nicht gegenwärtig sei. Allmählig wurde er dreister, sein lange verschlossenes Herz ging ihm auf; er lachte und spaßte; er sang und stieß mit seinem Nachbar an. Jeder that ihm Bescheid, und er mußte mit Jedem trinken. Ehe David es sich versah, war er betrunken und schlief ein.

Nun, sagte Georg, was er beabsichtige und wie sei

Plan am besten in's Werk zu richten sei; dann aber zerstreuten sie sich nach allen Seiten, und Jedermann that, was ihm geheißen war, damit der Spaß gut gelinge und ihnen für lange Zeit etwas zu lachen gebe.

Am andern Morgen, als es schon einige Zeit Tag war, erwachte David aus seinem Rausche und rieb sich die Augen. Sein Kopf war ihm schwer, denn er war es nicht gewohnt, so vielen und so starken Wein zu trinken; er fühlte sich krank und hatte, wie dies wohl nach einem starken Trunke zu geschehen pflegt, vergessen, was an dem Abend vorher mit ihm geschehen war. Darum war er auch nicht wenig erstaunt, sich nicht auf seinem Strohsack in seinem Keller, sondern auf einer harten Holzbank in einer Wirthsstube zu befinden. Jach fuhr er in die Höhe und wollte sich erheben, als er mehrere Matrosen erblickte, die sich den Früh- trunk schmecken ließen, und sich mit einander unter- hielten.

„Es ist doch Schade," sagte Einer, „daß der arme Kerl so früh daran glauben mußte."

„Gewiß, Brüder! Es war freilich ein dummes Schaaf sein Lebelang; aber er hatte doch ein gutes Gemüth, und ich konnte ihn wohl leiden."

„Nun ist er todt, und es kräht kein Hahn nach ihm. Aber ich kann wohl sagen, er war so dumm bei

seinen Lebszeiten, daß er auch jetzt noch, wenn er nur hören könnte, sich einreden ließe, er sei nicht todt."

David hatte das gehört. Er war stets für den dümmsten Menschen auf Erden gehalten worden, er hatte sich daran gewöhnt, es zu glauben, und nun sollte ein Anderer so dumm sein, nach seinem Tode sich einzubilden, er sei noch lebendig. Seine Neugier war größer, als seine Scheu, und sich erhebend, fragte er langsam: „Von wem, ihr lieben Leute, sprecht ihr da?"

„Nun, von wem anders, als von dem Bootführer David Brast, der vor einigen Tagen gestorben ist."

„Und der heute Nachmittag begraben werden soll."

Der arme David stand erstarrt. Endlich gewann er Worte, und stammelte: „Unmöglich!"

„Wollt Ihr uns sagen, was unmöglich ist und was nicht? Sage Euch, David Brast wird heute begraben."

„Nein, nein! Er lebt ja!"

„Das lügt Ihr. Die Stadt und der Hafen wissen's, daß er todt ist. Sein Boot ist abseits gelegt, und um die Riemen ward ein schwarzes Band gebunden zum Zeichen der Trauer."

„Ach geht doch! der David Brast lebt; ich weiß es ja! Ich bin es selbst, bin David!"

Die Matrosen schlugen ein helles Gelächter auf. „Ihr? Dann müßten wir den David nie gesehen haben

Geht; wir sind nicht die Leute, mit denen Ihr Euch einen dummen Spaß machen könnt."

„Ich bin, bei'm Teufel, der David!"

„Nun haltet den Mund! Wir sind Eurer Albernheiten satt. Scheert Euch Eure Straße, oder wir weisen Euch des Zimmermanns Loch."

„Ach, mein Gott!" entgegnete Jener weinend, „nun soll ich nicht einmal mehr der dumme David Brast sein! Fragt doch nur den Wirth, den Ankerwirth; der kennt mich und wird es euch sagen."

„Hollah, Wirthschaft! Was, zum Teufel, ist das für ein närrischer Kerl, der sich für einen todten Mann ausgibt? Er sagt, Ihr kenntet ihn."

„Nicht ein Sterbenswort weiß ich von ihm!" sagte der Wirth betheuernd. „Er kam gestern Abend schwer betrunken hier an, trank noch ein Glas Grog und schlief auf der Ofenbank ein. Aus Mitleid ließ ich ihn dort liegen. Aber nun ist es genug; er mag seine Zeche bezahlen und dann gehen."

„Ankerwirth! lieber Ankerwirth!" bat David schluchzend, „sagt doch nicht so Schlechtes von mir. Ihr kennt mich ja, und wißt mehr als zu gut, wer ich bin. Und wenn ich auch nicht weiß, wie ich auf Eure Ofenbank kam, so wißt Ihr doch, daß ich der Bootführer David Brast bin!"

„Was ist das!“ schrie der Wirth. „Lieben Leute! das ist ein Verrückter. Den David Brast kenne ich wohl; der kam jeden Abend hierher und trank sein Gläschen, bis zu dem Tage vor seinem seligen Ende. Aber dieser da, der sich den Namen jenes ehrlichen Mannes anmaßt, der mir übrigens noch achtzehn Schillinge schuldig ist....“

„Ganz recht, achtzehn Schillinge!“ schluchzte David. „Die bin ich Euch schon seit einiger Zeit schuldig, und nun sagt Ihr aus Bosheit, weil ich Euch nicht bezahlen kann, ich sei todt. Aber Ihr solltet Euch der Sünde fürchten.“

„Sünde hin, Sünde her!“ rief der Wirth. „Wollt Ihr vielleicht die achtzehn Schillinge für den Todten bezahlen, so thut Ihr ein gutes Werk, denn ich brauche das Meinige.“

„Ach, Ihr seid ja reich!“ sagte David.

„So?“ entgegnete der Wirth erbost. „Das weißt Du? Und darum hast Du Dich auch wohl hier eingenistet, um mich zu bestehlen? Das soll Dir theuer zu stehen kommen. Werft ihn hinaus!“

„Werft ihn hinaus!“ brüllte der Chor, und in wenigen Augenblicken flog der arme David Brast kopfüber auf die Straße.

Als David Brast sich nothdürftig von den empfange-

nen Püffen und Prügeln erholt hatte, schlich er, Thränen in den Augen, langsam weiter: „Ach, du mein guter Gott, was gibt es doch für schlechte Menschen! Achtzehn Schillinge bin ich dem Manne schuldig, und weil ich sie ihm nicht bezahlen kann, — denn der Verdienst ist knapp, — lügt er mich todt, und da ich das nicht glauben will, — weil ich recht gut weiß, wer ich bin, und daß ich lebe, — läßt er mich mißhandeln mit Scheltworten und Schlägen. Ich weiß, daß es nichts als ein dummes Geschwätz ist, um mich zu ärgern und mir Herzeleid anzuthun, damit sie wieder tüchtig über mich lachen können; aber wie sie sagten, ich sei todt, war es gerade, als stäche mir Einer mit einem Messer in's Herz. Was für ein tolles Ding! Ich soll todt sein! und gehe hier lebendig umher, habe Kopfweh und einen großen Durst! Aber jetzt will ich gleich hingehen, wo mich die Leute kennen und wo sie nichts von der Bosheit des Ankerwirths wissen; da werden sie mich schon kennen; ich werde auch Arbeit finden und von meinem Verdienste dem boshaften Wirthe seine achtzehn Schillinge bezahlen können; dann setze ich aber keinen Fuß mehr in sein Haus. Laß mich nur erst im Hafen sein, da werde ich schon wieder zu mir selbst kommen."

So sich tröstend schritt er immer rüstiger weiter und vergaß die Schmerzen, die er empfand. Als er aber

auf dem Hafendamm anlangte, wo die Fahrzeuge der vereideten Bootführer neben einander in langen Reihen lagen und das seinige mitten darunter, rief er mit lauter Stimme: „Gott sei Dank! Und da steht auch schon eine Menge junges Volk, das an Bord gebracht sein will! Da wollen wir uns gleich das Handgeld verdienen!"

Rasch war er auf dem Damm, und wollte hinab in sein Boot; aber zwei stämmige Bootführer traten ihm in den Weg und fragten: „Will Er irgendwo an Bord gebracht sein?"

„Ei, ihr guten Leute," sagte David, nicht wenig verlegen, „was ist mir denn das? Seht mich doch an, ihr werdet mich gewiß kennen, ich kenne euch ja. Du bist Peter Maibohm aus Moorfleth, und Du bist Hans Steen aus Altwerder. Laßt mich doch gehen und stört mich nicht in meinen Verrichtungen."

„Was für Verrichtungen kannst Du hier haben," sprach der Eine, „wenn Du nicht von uns an Bord gebracht sein willst? Geh' uns also aus dem Wege; Du nimmst den Leuten den Platz weg, die in unsere Böte wollen. Hast Du gehört, Kerl! gehe Deiner Wege!"

„Ich werde doch wohl in mein eigenes Boot können?" rief David erbost.

Die Bootführer schlugen ein lautes Gelächter auf:

„Allerliebst! Will der Bursch hier sein eigenes Boot haben. Und welches denn, wenn wir's wissen dürfen?"

„Dies da!" sagte David und zeigte auf das seinige.

„Kerl, Du lügst!" rief Hans Steen. „Dieses Boot da gehörte dem David Brast..."

„Recht!" sagte David. „Dieser David Brast bin ich ja, und es ist recht schlecht von euch, daß ihr mich nicht kennen wollt, da wir doch schon so manches Jahr zusammen handthieren."

„Was?" rief Peter Maibohm erbost. „Nun wird mir's zu bunt! Du willst David Brast sein, und alle Welt weiß, daß der arme Kerl vor mehreren Tagen Todes verblichen ist, und heute begraben wird. Siehst nicht, daß die Riemen in seinem Boote mit schwarzen Bändern umwunden sind, zum Zeichen der Trauer? Und Du willst Dich unterstehen, für den ehrlichen Kerl zu gelten?"

„Ach Gott, ihr Männer!" sagte David weinerlich. „Ich weiß gar nicht, was das zu bedeuten hat. Glaubt mir es nur diesmal, und ich will mich ja gerne von euch nachher so viel ärgern und hänseln lassen, als ihr für gut findet. Ich kann doch einmal kein Anderer sein, als ich bin."

„So?" sagte Hans Steen gelassen. „Nun, es ist ja möglich. Es steht in der Schrift, daß in alten Zei-

ten Wunder geschehen sind; warum können sie nicht auch heute geschehen? Wenn es sein muß, so glauben wir, daß Du wirklich David Brast bist, daß Du starbst und in der Nacht vor Deinem Begräbnißtage wieder lebendig wurdest; Dich auch während Deines Todesschlafes so verändert hast, daß Dich kein Mensch wieder erkennt. Wenn Du es also wirklich bist, so gehe und schließe Dein Boot los, nimm die Trauerbänder von den Riemen ...."

„Ach!" rief David aufgeregt, „wie kommen die Bänder dahin? Das ist sonst mein Lebtage nicht Gebrauch gewesen; und warum soll gerade ich ein so unglückliches Abzeichen haben?"

„Das kommt daher," bedeutete Peter Maibohm, „weil wir den Verstorbenen besonders lieb gehabt; darum haben wir dies ausgefunden, um ihn zu ehren. Aber Du sagst ja so eben, daß Du nicht todt bist, und wir unser schwarzes Band hätten sparen können. Ist's also Dein Boot, so schließe die Kette vom Pfahle los und steige unangefochten hinein! Die schwarzen Bänder aber mußt Du uns zurückgeben."

„Das will ich!" sagte David fröhlich und griff in die Tasche; denn er wußte ganz gewiß, daß er gestern Abend den Schlüssel zu seiner Bootskette dahinein gesteckt hatte. Aber wie er suchte, er konnte nichts fin-

den, denn die boshaften Gesellen hatten ihm den Schlüssel weggenommen, als er schlief.

„Ach Gott! Ach Gott! Was ist das?“ flüsterte David Brast vor sich hin und begann immer eifriger zu suchen, während der Angstschweiß auf seiner Stirn perlte. Aber wie er suchte, und eine Tasche nach der andern umkehrte, er fand nichts, weder seinen Schlüssel, noch sein Messer, noch irgend einen andern Gegenstand, der ihn hätte kundgeben können. Er weinte laut und schrie: „Ich habe ihn verloren!“

„Verloren! Oho!“ riefen die beiden Bootsführer. „Also so steht es? In's Boot willst Du, und den Schlüssel hast Du nicht? Nun sehn wir es ganz deutlich, daß Du ein Betrüger bist. Jetzt scher Dich fort, und laß Dich nicht wieder auf dem Hafendamme sehen, sonst schlagen wir Dir Arme und Beine entzwei.“

Damit warfen sie David, wie einen Faugball, dem Nächststehenden zu, dieser spedirte ihn weiter und ehe er noch zur Besinnung kam, war er schon weit über den Hafendamm hinaus, umringt von Gassenbuben, die ihn tobend und schreiend eine Strecke begleiteten.

„Ich halt's nicht aus!“ sprach David für sich. „Hätte ich doch all mein Tage nicht geglaubt, daß ich so etwas erleben müßte! Wie soll ich das überstehn? Bin ich nun wirklich todt, oder bin ich es nicht, und

wie wird es noch mit mir werden? Mir ist übel zu Muthe, mein Kopf brennt wie Feuer, und doch zittern mir Arme und Beine vor Kälte. Ich bin gewiß krank; ich will zu Hause gehen und mich in mein Bett legen."

Das konnte nun David eigentlich nicht sagen, und er stieß es wohl nur heraus, des Fiebers wegen; denn erstens hatte er kein Haus, sondern lag in einem feuchten Keller bei einer alten Obsthändlerin in Schlafstelle; dann hatte er auch kein Bett, sondern einen dürftigen Strohsack und eine abgeschabte Decke. Nach diesem finstern, freudenlosen Winkel sehnte er sich jetzt und ging so rasch, als seine Mattigkeit es ihm nur irgend gestattete.

Vor der Kellerwohnung, worin David sein trauriges Asyl gefunden hatte, stand ein dickes Weibsbild mit hochrothen Backen, beide Hände in die Seite gestemmt. Sie sah den armen Schelm die Straße entlang schwanken; aber sie ging ihm nicht helfend entgegen, sondern lachte schadenfroh in sich hinein, und ließ ihn nahe heran kommen.

„Guten Tag, Frau Markwold," sagte er keuchend, sich den Schweiß von der Stirn trocknend. Wonach sieht Sie denn aus?"

„Was geht's Ihn an?" fragte das Weib barsch.

„Mich so eigentlich nichts," antwortete David; „es ist mir auch gar nichts daran gelegen, es zu wissen.

Ach, Mutter Markwold, Sie ist wohl böse auf mich, daß ich in der letzt vergangenen Nacht nicht nach Hause gekommen bin? Ja, das ist eine kuriose Geschichte . . ."

„Wie? Was ist das?" schrie Frau Markwold, die Fäuste ballend. „Was unterfteht Er sich?"

„Nun, nun!" bat David. Sei Sie nur wieder gut. Ich habe gewiß und wahrhaftig nichts dafür gekonnt, und will mich auch wohl hüten, je wieder aushäusig zu werden . . ."

„Was, zum Teufel, geht es mich an, was Er werden will!" unterbrach ihn das Weib.

„Sei Sie doch nur zufrieden, Frau Markwold. Morgen soll Sie mich so viel schelten, als Sie Lust hat, aber jetzt bin ich krank und muß in mein Bett!"

„Wohin will Er?" rief Frau Markwold puterroth, indem sie sich breit vor den Eingang stellte, den David durch eine schlaue Wendung zu erreichen suchte. „Will Er sich unterstehen, in fremder Leute Wohnung zu dringen, um ihrem guten Rufe zu schaden, oder sie zu bestehlen? Marsch mit Ihm, oder ich lasse den Gassenvoigt kommen!"

„Was wird das nun wieder!" rief David außer sich, und schlug vor Wuth und Schmerz die Hände ineinander. „Will Sie mich auch nicht kennen? Habe ich mich denn wirklich so sehr verändert in der einen Nacht?

Ach nein, nein, das habe ich nicht, und ich bin und bleibe der ehrliche David Brast, der Ihr des Abends das Wasser in die Küche geschleppt und die Zeugmangel für Sie gezogen hat."

Einen Augenblick lang schien es, als wollte das Mitleid bei dem alten Weibe Raum gewinnen; aber es war eine Regung, die nur wenige Secunden anhielt, dann sagte sie barsch: „Jetzt hat Er Zeit, daß Er geht; noch ein Mal sagt Er das vom David Brast, und ich schlage ihm mit meiner Wassertracht den Hirnschädel ein. Was! Er will sich den Tod eines guten Kerls zu Nutze machen, und sich in dessen Eigenthum drängen? Aber ich leide es nicht, und will einen Tanz aufspielen, daß Alles nur so zittern und beben soll! Den Augenblick scher Er sich fort, Betrüger, oder ich will Ihn karbatschen nach meiner Weise!"

Sie griff nach einem Besenstiel, den sie hinter sich stehen hatte, schwang ihn um den Kopf und würde sicherlich den Rücken des armen David's tüchtig bearbeitet haben, wenn dieser ihr nicht ausgewichen wäre und sich davon gemacht hätte.

Matt und müde schlich David Brast längs den Häusern hin, und hinter ihm her schallte das Gelächter des rohen Weibes. „Das hätte ich doch nicht gedacht," sagte er zu sich selbst, „daß es dahin mit mir kommen

sollte. An einem Tage verliere ich Alles, mein Bett, mein Brot, meine Kundschaft und dazu meinen ehrlichen Namen! Ach, wenn das jemals meine Aeltern gedacht hätten. Aber der Vater sagte immer, wenn die Mutter um meinetwillen mit dem Kopfe schüttelte: „Laß Du den David nur laufen, für den ist mir gar nicht bange; der kommt durch seine Dummheit fort.“ Ach, ich bin vielmehr um Alles betrogen und dazu sterbenskrank. Mein Körper ist wie zerschlagen und ich weiß nicht, wo ich mein Haupt niederlegen soll, da auch Mutter Markwold mit den Bösewichtern unter einer Decke steckt und mich aus der Welt herauslügen hilft!“

Er war die Straße noch lange nicht zu Ende; aber seine Beine versagten ihm den Dienst, und er schlich in den Thorweg eines großen Hauses, wo er sich unter der Treppe hinkauerte und in einen Zustand zwischen Schlafen und Wachen versank. Bald ging ihm das Bewußtsein ganz verloren, und er athmete bang und schwer. Böse Träume folterten ihn und er vermochte nicht, sich ihrer zu erwehren. Es kam ihm vor, als liefe er auf einer ebenen Wiese, ringsumher, so weit er sehen konnte, war nichts als grünes Gras zu schaueu, und je hastiger er lief, je weiter dehnte sich der Raum vor ihm aus. Er vermochte nicht, sich einen Augenblick Ruhe zu vergönnen; eine innere Angst trieb ihn

fort, denn unaufhörlich keuchte es hinter ihm her: „Du Dieb! Du Dieb! ich bin der Geist des David Brast und will meinen Körper und meinen ehrlichen Namen wieder haben!“ — Plötzlich erreichte die Wiese ihr Ende; er stand vor dem Eingange eines großen Gewölbes und sah die Treppe, welche in dasselbe hinabführte.

Ihn wandelte ein Grauen an, als er in die Tiefe, die ihm schwarz entgegen gähnte, hinabblickte; aber es blieb ihm keine Wahl; denn eben jetzt keuchte die Stimme, näher wie je, hinter ihm rufend: „Du Dieb! Du Dieb!“ und es war ihm, als ob das Gespenst mit einer glühenden Kralle nach ihm greifen wollte. Athemlos sprang er die Treppe hinab, hundert Stufen und mehr; als er aber an dem Ende derselben anlangte, stand er in einem engen Raume und vor ihm zeigte sich abermals eine Treppe, die er willenlos hinabeilte. Diese zweite Treppe aber war weit länger als die erste, die dritte, die dann kam, noch länger, und so immer fort, daß es schien, diese Treppen würden ihn bis in den Mittelpunkt der Erde hinabführen. Auch wurden sie immer enger und niedriger, so daß er überall anstieß und stets mit vorgebeugtem Haupte gehen mußte, auch hatte er große Mühe, sich durchzuwinden, denn zu beiden Seiten berührte er immer die feuchtkalte Mauer. Aber wider seinen Willen mußte er rastlos forteilen; denn es keuchte

und schnaubte unheimlich hinter ihm, und fast bei jeder Stufe abwärts schauerte er zusammen, weil er sich von seinem unsichtbaren Verfolger erfaßt glaubte.

Endlich gelangte er an das Ende seiner grauenhaften Wanderung, er that einen tiefen Fall und — erwachte. Er triefte vor Schweiß und fühlte ein Zittern in allen seinen Gliedern. „Ich bin recht krank!" sagte er zu sich selbst, „und wenn ich wirklich noch nicht gestorben bin, so wird es jetzt geschehen. Allein, ich glaube Alles, was die Leute sagen; es mag sein, daß ich der David Brast nicht bin und daß dieser todt ist; aber der liebe Gott möge sich meiner erbarmen und mir Jemanden schicken, der mir sage, wer ich denn eigentlich bin und was ich fortan auf der Welt anfangen soll, da ich keinen Strohsack und kein Boot mehr habe."

Er schwieg, denn er vernahm ein Geräusch von der Straße her, und fuhr erschreckt zusammen; Alles erweckte ihm Furcht. Es war aber zufällig in der Straße ein alter Mann gestorben, der ward eben jetzt begraben. Die Matrosen, die den David Brast so ängstigten, wollten diese Gelegenheit benutzen, um noch einen letzten Spaß zu haben, und überlegten mit einander, wie sie ihn aus dem Thorwege locken möchten, wohinein sie ihn hatten gehen sehen. Da begann der Leichenzug, und die Currende, die vor dem Sarge herging, hub an zu singen:

Begrabt den Leib in seine Gruft,
Bis ihn des Richters Stimme ruft.

Dieser Gesang ging dem erschütterten David Brast zu Herzen; er schwankte aus dem Thorwege und sah still, mit gefaltenen Händen auf den Leichenzug, der langsam an ihm vorüber ging. Die Matrosen drängten sich sogleich in seine Nähe, aber er achtete ihrer nicht.

„Wen begraben sie denn da mit Sang und Klang?" fragte einer der Kerle so laut, daß David es wohl hören mußte, und ein anderer schrie als Antwort: „Nun, wen anders, als den dummen David Brast!"

Das hatte der Unglückliche gehört. Er schrie laut auf, sein Haar sträubte sich, das Gesicht wurde todesbleich und die Augen drängten sich aus ihren Höhlen: „Was sagt ihr, Menschen! Was sagt ihr da! Wen begraben sie?"

„Den Bootführer David Brast!" war die Antwort.

Da kreischte David laut auf. Er drehte sich wie toll im Wirbel, schlug mit den Armen um sich und schrie: „Ich sehe mich begraben! Ich sehe mich begraben!" Dann aber sank er zusammen und blieb als ein Todter auf dem Straßenpflaster liegen.

Die Matrosen, die den Spaß bis hierher getrieben hatten, geriethen nicht wenig in Angst, als sie sahen, was vorging, und machten sich aus dem Staube. An-

dere Leute aber, die von der boshaften Quälerei nichts wußten, glaubten, hier sei Jemand plötzlich toll geworden und in dem Moment des Tollwerdens gestorben. Diese wichen aus Scheu zurück, riefen aber Polizeibeamte herbei, damit sie nach dem Rechten sähen, und den Unglücklichen fortschafften.

Das geschah alsobald, und als die Aerzte in dem öffentlichen Krankenhause sich des David's annahmen, sahen sie gleich, daß er nicht gestorben sei, sondern nur in einer tiefen Ohnmacht liege. Er schlug auch in der That nach längerer Zeit die Augen wieder auf; aber von der Tafel seines Gedächtnisses war Alles ausgelöscht, was bisher mit ihm vorfiel, und kein anderes Wort ging über seine Lippen, als: „Ich bin begraben!" Als man ihm begreiflich machen wollte, daß dies nicht der Fall sei, sagte er ernst: „Schweigt nur still; ich habe es selbst gesehen. Es ist sehr Unrecht von Euch, daß Ihr mich in meiner Ruhe gestört und mich wieder herausgegraben habt. Ich will auch nicht hier bleiben, sondern wieder auf dem Kirchhofe liegen, wohin ich gehöre!" Und als dies nicht gleich geschah, wurde er ungebärdig, tobte und schlug um sich, also daß man ihm die Zwangsjacke anlegen mußte, weil sonst die Aerzte und die Wärter nicht ihres Lebens sicher gewesen wären.

In der Rhede aber sprach es sich herum, daß in dem Krankenhause sich ein armer Bootführer, Namens David Brast, befinde, der bilde sich ein, er sei todt und habe sich selbst begraben sehen. Da kamen viele Leute herbei, die Alle neugierig waren, und den lebendigen Todten sehen wollten, der seinem eigenen Begräbniß zugesehen hatte. David, der bereits ruhiger geworden war, nickte allen Leuten gutmüthigst zu und sagte: „Ist es nicht Unrecht, daß sie mich wieder vom Kirchhofe wegholten und hier auf ein Bett legten, da ich doch in meinem Sarge so schön schlief?"

Diese Begebenheiten drangen auch zu den Ohren der Frau Markwold, und sie bereute es, sich zu einem solchen Spiele hergegeben zu haben. Vielleicht, dachte sie, läßt es sich noch wieder gut machen, und darum begab sie sich ebenfalls nach dem Krankenhause und verlangte den armen David zu sehen. Als dieser seine ehemalige Wirthin erblickte, lachte er ihr entgegen und sprach: „Ei, ei, Mutter Markwold, wo kommt Sie denn her? Ist Sie auch gestorben und wieder ausgegraben worden, da wir uns hier wiedersehen?"

Frau Markwold hatte aber schon mit den Leuten im Hause gesprochen, und von ihnen vernommen, daß David keineswegs toll, sondern nur, wie sie es nannten, von irgend einer fixen Idee befallen sei. Er brauche

gar nicht im Irrenhause zu sitzen, sondern wenn ihn Jemand zu sich nehmen und gehörig beaufsichtigen wolle, sei das eben so gut, vielleicht noch besser. Sie hatte sich daher vorgenommen, um das begangene Unrecht wieder gut zu machen, ihren vormaligen Miethsmann zu sich zu nehmen, und sagte: wenn er mit ihr gehen wolle, werde sie ihn irgendwohin bringen, wo es ihm wohl gefallen solle.

Darüber war er sehr froh, und zum ersten Male, seit er sich in dem Krankenhause befand, zeigte er einige Heiterkeit. Er sprach freundlich mit Frau Markwold, und drang in sie, bald mit ihm aufzubrechen. Er hing sich unterweges an ihren Arm und ward fast geschwätzig. Als sie vor der Kellerwohnung anlangten, die sie seit einer geraumen Zeit gemeinschaftlich bewohnten, ließ er sie los, und die Treppenschwelle betretend, sagte er:

„Gott sei Dank! Nun habe ich's erreicht, und ich kann jetzt in die Erde hinabsteigen, wohin wir Todte gehören. Sage Sie selbst, Frau Markwold, was habe ich hier oben im hellen Sonnenschein, unter den Lebendigen zu thun? Hier unten will ich ausruhen."

Er stieg langsam die Treppe hinab und ging nach dem Winkel, wo sein Strohsack stets gelegen hatte: „Da steht auch noch mein Sarg, und es hat sich Nie-

mand während meiner Abwesenheit hineingelegt! Nun will ich recht ausschlafen."

Er legte sich nieder, schloß lächelnd die Augen und schlief ein.

Er ist nimmer aufgewacht.

In demselben Verlage ist ferner erschienen:

Seenovellen.

Von

Heinrich Smidt.

Zwei Theile.

Rthlr. 2. 15 Sgr. fl. 4. 30 kr.

Steuermann Johannes Smidt.

Memoiren eines Seemannes.

Von **Heinrich Smidt.**

Drei Theile.

Rthlr. 4. fl. 7.

Heinrich Flaggentrost.

Eine Seenovelle.

Von **Heinrich Smidt.**

8. Geh. 26¼ Sgr. fl. 1. 30 kr.

Die zwei Admirale

von

James Fenimore Cooper.

3 Theile. Geheftet. Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr.

(175—183 Bändchen der Gesammtausgabe.)

Das Irrlicht oder der Kaper

von

James Fenimore Cooper.

2 Theile. Geheftet. 25 Sgr. fl. 1. 30 kr.

(184—189s Bändchen der Gesammtausgabe.)

Wyandotté

oder

der Hütten-Hügel.

Von

James Fenimore Cooper.

2 Theile. Geheftet. 25 Sgr. fl. 1. 30 kr.

(190—195s Bändchen der Gesammtausgabe.)

Red Myers

oder

ein Vormast-Leben.

Von

James Fenimore Cooper.

2 Theile. Geheftet. 20½ Sgr. fl. 1. 12 kr.

(196—201s Bändchen der Gesammtausgabe.)

Das Loggbuch.

Scherz und Ernst zur See.

Von

Heinrich Smidt.

Zweiter Theil.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

1844.

Hexen-Bootsmann.

Erstes Kapitel.

Fürst Felix war ein glücklicher Herr. Sein Land war nur klein, seiner Unterthanen waren wenige; aber um so leichter konnte er jeden Mangel, jedes Leid ergründen und ihm abhelfen. Er ward in seinem Lande angebetet. Aber auch nach außen hin war sein Einfluß nicht geringe; die Staatsmänner hatten große Hochachtung vor seiner Einsicht; nicht selten wurde er in wichtigen Angelegenheiten um Rath gefragt, und hatte die Genugthuung, diesen oftmals befolgt zu sehen. Außerdem nahm er durch seine nahe Verwandtschaft mit dem deutschen Königshause von *** eine Achtung gebietende Stellung ein.

Diese Stellung sollte jetzt noch günstiger sich gestalten. Sein einziger Sohn, der künftige Erbe des Landes, der schöne, ritterliche Prinz Heinrich, sollte sich mit der jüngsten Tochter des Großherzogs verbinden. Man knüpfte an dieses Bündniß die schönsten Hoffnungen für die Zukunft, und das ganze Land wünschte mit Sehn-

sucht die Rückkehr des Prinzen herbei, der sich im Auslande auf Reisen befand.

Mehrere Male und stets dringender war die Mahnung des Vaters an den Sohn ergangen, endlich heimzukehren, und die Hoffnung zu erfüllen, die er und seine Unterthanen hegten; aber stets hatte der Sohn neue Ausflüchte, stets blieb noch Eins oder das Andere ungesehen, was ihm nicht unbekannt bleiben durfte; der Termin der Heimkehr ward von einem Monat zum andern verschoben. Schon wurde der Fürst ungeduldig und wollte seinem Sohne den strengen Befehl zuschicken, sogleich heimzureisen und sich an dem Hofe des Großherzogs vorzustellen, als von dem Prinzen Heinrich ein Brief ankam, worin er seinem Vater anzeigte, daß er im Begriffe sei, sich von Alt-Holland nach England einzuschiffen und im strengsten Incognito eine Reise in das schottische Hochland zu unternehmen.

Diese unwillkommene Neuigkeit stimmte den Fürsten sehr verdrießlich, und er befand sich gerade nicht in der besten aller möglichen Launen, als der Kammerdiener Sir Algenor Effingham, Admiral Seiner Großbritannischen Majestät, meldete, der die Gnade haben wollte, sich dem Fürsten vor seiner Abreise nach England zu empfehlen.

Der Admiral trat ein. Eine hohe, wettergebräunte

Gestalt, der man es ansah, daß sie auf dem wandelbarsten aller Elemente in ihrer eigentlichen Heimath sei. Und doch zeigte er wieder soviel Geist, soviel Takt, und war so gewandt in seinem Benehmen, wie nur ein Höfling es sein kann, der sich nie von der Umgebung seines mächtigen Gebieters entfernt hat.

„Ew. Durchlaucht verzeihen mir meine Zudringlichkeit. Aber ich konnte unmöglich ein Land verlassen, dessen Regent mir eine so unbedingte Hochachtung und Bewunderung eingeflößt hat, ohne demselben noch einmal meine Ehrfurcht zu bezeugen."

„Sie sind willkommen, Herr Admiral!" entgegnete der Fürst mit jenem herzgewinnenden Tone, der allen Standesunterschied vergessen machte, und ihn vor allen Zeitgenossen so rühmlich auszeichnete, bei denen sich das Zopf- und Perücken-System im vollsten Maaße geltend machte. „Wäre mir in Ihrem jetzigen Erscheinen Etwas unangenehm, so wäre es nur dies, daß es das letzte sein soll."

„Gnädigster Herr," antwortete der Admiral mit feinem Lächeln, „Sie verkennen mich, und ich verdiene diese Ironie nicht. Während meiner Seestreifzüge habe ich mir immer gewünscht, das herrliche Deutschland kennen zu lernen. Diesen Wunsch habe ich befriedigt, meine Stellung machte es mir möglich, dies mit dem

glänzendsten Erfolge zu thun. Unter allen Beherrschern dieses einen Landes habe ich keinen gefunden, der es so gut versteht, seinem Volke zugleich Fürst und Vater zu sein."

„Ich erlebe ein Wunder!" sagte der Fürst gut gelaunt. „Ein mächtiger Pair, ein Mitglied des gewaltigen Oberhauses, ein freier Sohn Albions findet ein streng souveraines Regiment würdig, als Muster aufgestellt zu werden."

„Mißkennen mich Ew. Durchlaucht nicht," sprach der Seemann. „Ich habe keinen Vergleich zwischen England und Deutschland machen wollen und darf es auch nicht. Die Stellung dieser beiden großen Nationen, obgleich sie Vieles mit einander gemein haben, wie gute Freunde und Bekannte, ist doch himmelweit verschieden. Das englische Volk ist längst zu einem politischen Bewußtsein erwacht, das deutsche nicht. Großbritanniens Verfassung hierher verpflanzen wollen, wäre ein Unding. Dieses Volk bedarf des monarchischen Systems; ohne dieses würde es nicht glücklich sein. Auf wie lange Zeit es dieses Systems noch bedarf, wie lange es dessen noch bedürfen muß, dies zu bestimmen, ist nicht unsere Aufgabe. Wenn nun eine absolute Gewalt...."

„Wie, Herr Admiral!"

„Ew. Durchlaucht, ich bin ein Brite. Auch wollte

ich nur sagen, daß eine souveraine Herrschaft, wie sie hier geführt wird, mir als Ideal erscheint, und Deutschland würde nie eines andern Glückes bedürfen, wenn seine Fürsten alle und zu jeder Zeit in diesem Sinne regieren möchten. Aber, wo gerathe ich hin? Ew. Durchlaucht wollen mir diese Unziemlichkeit zu Gute halten. Meine Zeit ruft mich von hinnen. Herzlich bedaure ich es, daß es mir nicht vergönnt ist, dem Prinzen Heinrich meine Hochachtung zu bezeugen."

„Ja, lieber Admiral, diesem Wildfang gefällt es noch immer, sich in der Ferne umher zu tummeln."

„Lassen ihn Ew. Durchlaucht ungestört sammeln. Er versteht sich darauf, und das Erworbene wird einst seinem Lande zu Gute kommen."

„Sie kennen ihn genauer, wie es scheint."

„Mir ward in Wien die Ehre seiner Bekanntschaft, und er würdigte mich seines Vertrauens. Seine Pläne setzten mich in Erstaunen. Er kennt die Kräfte seines Landes genau und weiß, was Noth thut, um sie aus ihrem Schlummer zu wecken. „„Wir gränzen mit der See,"" sagte er einst. „„Es bedarf nur einiger Handels-Verträge mit fremden Nationen, und die Bahn ist gebrochen. Die Flagge meines Landes wird noch einst in fernen Welttheilen wehen.""

„Ich begreife," sagte der Fürst mit ironischem Lä-

cheln, „daß Aeußerungen solcher Art im Stande waren, selbst die Phantasie eines Briten zu entflammen. Vielleicht, Herr Admiral, ist mein Sohn so eben damit beschäftigt, die nöthigen Vorstudien zu diesen Unternehmungen zu machen; denn mir ging heute die Nachricht zu, daß der Prinz sich nach England eingeschifft hat. Nur zweifle ich, daß das schottische Hochland der geeignete Ort ist, um vortheilhafte Handelsverträge zum Abschluß zu bringen!"

Der Admiral, welcher die Mißstimmung des Fürsten wohl erkannte, hielt es für das Geeignetste, sich zu entfernen, und empfahl sich: „Leben Sie wohl, gnädigster Herr; möge es mir vergönnt sein, in meinem Vaterlande dem jungen ritterlichen Herrn zu begegnen und mit Freuden werde ich ihm meine Dienste widmen."

„Das wird Ihnen schwer werden," sprach der Fürst schnell; „denn der Prinz denkt auf dieser Reise ein sehr strenges Incognito zu bewahren."

„Ich werde mich bestreben, es zu durchschauen; in jedem Falle aber kann der Fürst auf mich rechnen."

Er entfernte sich mit einer ehrerbietigen Begrüßung, ohne zu ahnen, wann und wie er an dies Versprechen gemahnt werden würde.

Der Fürst blieb nachdenkend zurück und ließ seinen Kanzler zu sich entbieten.

Der Inhalt der prinzlichen Depesche war übrigens, wie alle Hofgeheimnisse, in den Vorzimmern des Fürsten der Gegenstand der lebhaftesten Erörterung, und verbreitete sich von da über Stadt und Land.

Der Hofmarschall, von der Ankunft des Couriers in Kenntniß gesetzt, war sogleich erschienen und machte Jagd auf den ersten Kammerdiener. Er nahm diesen mit freundlichem Nicken bei der Hand und sagte in dem vertraulichen Tone, der ihm alle die Herzen gewann, die er brauchte: „Nun, mein lieber Herr Bernhard, was haben Sie erfahren? Was brachte jener Courier?"

„O, Ew. Exellenz!" entgegnete der Kammerdiener, der ganz die Ehre zu würdigen wußte, unter vier Augen der Vertraute des Hofmarschalls zu sein, „der Courier kam aus Amsterdam."

„Aus Amsterdam? Wahrscheinlich von unserm jungen Herrn? Nicht wahr, lieber Freund? Ja? Dachte ich es doch gleich! Geschwind, was gibt es?"

„Der Prinz hat seinen Entschluß kund gethan, sich stehenden Fußes nach England einzuschiffen. Als Grund gibt er eine Sehnsucht nach dem schottischen Hochlande an . . . . ."

„Schottisches Hochland? Was da?"

„Weiß nicht, Excellenz! Muß auch wohl eine andere Ursache vorhanden sein."

„Und welche, Theuerſter? Haben Sie Ahnungen? Vermuthungen? Vertrauen Sie ſich mir.“

Der Kammerdiener legte den Finger auf den Mund, deutete auf das Herz, verbeugte ſich und ging.

Dies Schweigen galt dem Hofmarſchall mehr, als der beredteſte Vortrag; er ging durch die Galerie. „Freilich! Ich dachte es mir gleich. Wie konnte es auch anders kommen! Ich möchte nicht Geſandter an dem Hofe des Großherzogs ſein.“

Am Ende der Galerie begegnete er dem Hofjägermeiſter: „Nun, mein wackrer Nimrod, wohin? Was bringen Sie uns Neues von Ihrem Jagdſchloſſe?“

„Neues denke ich hier zu erfahren. Ein Courier iſt angekommen und Sie wiſſen vermuthlich ſchon ...“

„Alles weiß ich,“ ſagte der Hofmarſchall wichtig. „Im Vertrauen, lieber Baron, der Prinz iſt — ich rechne aber auf Ihre unbedingte Verſchwiegenheit.“

Der Hofjägermeiſter legte die Hand auf's Herz, und der Hofmarſchall fuhr fort: „Der Prinz iſt nach England, ohne Zuſtimmung des Fürſten. Durchlaucht ſind ſehr verdrießlich darüber; denn unſer Verhältniß zu England iſt nicht von der Art, daß man dort die Anweſenheit unſeres Prinzen jetzt wünſchen könnte. Den Vorwand zu dieſer etwas abenteuerlichen Reiſe gibt die

Lieblingsidee unseres Prinzen: Ausdehnung des deutschen Seehandels. Es soll aber noch ..."

„Was denn, theuerster Graf?"

„Eine zarte Angelegenheit, eine affaire du coeur ..."

„Wie? Sie sagten?"

„Ich sagte nichts!" antwortete, sich entfernend, der Hofmarschall.

Der Hofjägermeister erinnerte sich, daß bei dem Eintritt in das Schloß der Hauptmann der Schloßwache ihn zu einer Flasche Ungar eingeladen habe. Dahin begab er sich jetzt. Bei dem zweiten Glase sagte er: „Unser Erbprinz ist nach England. Ich erfuhr es so eben aus der sichersten Quelle. Er soll dort eine Liebschaft haben, weit unter seinem Stande zwar, aber doch vornehm. Hochwild, wie wir Jäger sagen. Nun, Adieu, lieber Hauptmann, haben Sie die Güte und behalten das Gesagte für sich."

Der Hauptmann mußte wohl, aber nicht lange; denn die Ablösung kam und gestattete ihm, von der Wache in das Kaffehaus zu gehen. Hier traf er mehrere Kameraden, und setzte sich zu ihnen.

„Unser Wildberg kommt vom Schlosse," sagte Einer, „der bringt uns etwas Neues mit."

„In der That, meine Herren! etwas Neues und

Seltsames zugleich," antwortete der Hauptmann. „Bitte, rücken Sie mir näher, damit kein Fremder uns höre."

Es geschah so. Die bewaffnete Macht steckte die Köpfe zusammen und der Hauptmann sagte flüsternd: „Unser Erbprinz hat auf seiner Reise die Bekanntschaft einer englischen Dame von Stande gemacht, und ist von ihren Reizen so bezaubert, daß er ihr seine Hand angetragen hat. Da nun die Trauung in Deutschland geradezu unmöglich ist, so haben sie sich nach England eingeschifft, um in Gretna-Green diesen Actus zu vollziehen."

Diese wichtige Angelegenheit hielt die Officiere so lange bei ihrem Frühstücke fest, daß die Börsenzeit herankam.

In jenem Gebäude, wo die Aristokratie des Handels Gesetze gibt und umstößt, heute Gold und morgen Papier auf den Thron erhebt, war heute überaus geschäftige Bewegung.

„Herr Abendsur!" wurde gerufen, und dieser, der mit großem Selbstvertrauen einherging, sah sich um: „Was gibt's, lieber Bendix?"

„Was es gibt?" fragte Bendix. „Im Vertrauen. Haben Sie niederländische Integrale? Oder französische Renten?"

„Und was dann?"

„Geben Sie sie weg. Lassen Sie sich warnen!"

Herr Abendsur schwieg.

„Sie wollen nicht. Gut. Ich habe Sie gewarnt. Die Reise unsers Prinzen nach England hat etwas zu bedeuten. Ich habe es immer gesagt, Großbritannien ist unser natürlicher Verbündeter; jetzt werden wir es erleben. Weg mit den General-Staaten und Frankreich! Old England for ever! Die Bevollmächtigten Englands sollen mit dem Handelstraktat schon unterwegs, und unser Kabinet durchaus geneigt sein, darauf einzugehen. Es sind freilich nur noch Gerüchte, aber ich weiß, was ich weiß. Darum habe ich meine Papiere alle weggegeben, und will englische Consols kaufen."

Herr Abendsur richtete sich gravitätisch auf und sagte im Weggehen: „Sie werden keine mehr bekommen, Alles, was in dieser Art auf hiesigem Platze war, habe ich bereits aufgekauft."

Herr Abendsur verschwand im Gedränge, Herr Bendix stand wie vom Donner gerührt, und Herr Claudius suchte ihn mit der Frage zu wecken: „Sie sind auch erschrocken über die englische Neuigkeit? Es wird noch besser kommen. Unser Erbprinz hat sich im Auslande vermählt. Am Hofe ist Alles in der äußersten Verwirrung. Der Gesandte des Großherzogs soll mit der größten Entrüstung seine Pässe gefordert haben. Ge-

ben Sie Acht, unsere Kammerbriefe gehen um 2 Procent zurück."

So hatten Abendsur, so Bendix, so Claudius und so A. B. C. gesprochen. Es ging in dieser Weise weiter, das ganze Alphabet hindurch, und als die Börse beendet war, trug es die Post schwarz auf weiß und in der wechselndsten Form in alle Lande. Als ein Pröbchen dient folgendes Schreiben, welches sich nach einigen Tagen in dem Hamburger unparteiischen Correspondenten befand.

* Den 12. Mai. Hier ist Alles in der größten Aufregung. Unser Erbprinz, der sich seit längerer Zeit im Auslande aufhält, hat den Befehl erhalten, sich schleunigst hierher zu begeben, um sich mit der Prinzessin Juliane, Tochter des Großherzogs, zu vermählen. Der Prinz zögert. Ein aus den Niederlanden eingetroffener Courier soll den Grund dieser Zögerung hierher gebracht haben. Ueber den Inhalt der eingegangenen Depeschen verlautet nichts Bestimmtes, aber Gerüchte mancherlei Art sind im Umlauf. Der Prinz hat die Bekanntschaft einer Britin von Stande gemacht, und ist ihr nach England gefolgt, wahrscheinlich, um sich mit ihr zu vermählen. Der großherzogliche Gesandte ist hierüber sehr entrüstet und hat an unser Kabinet eine energische Note gerichtet. — Von anderer Seite her wird dieses Gerücht für durchaus nichtig er-

klärt, und man legt der Reise des Prinzen ganz andre Motive unter. Es soll von einem ausgedehnten Handelstraktat die Rede sein, der uns in englischen Häfen die den begünstigtesten Nationen zustehenden Rechte sichert, und England auf unsern Seeplätzen ein gleiches Recht einräumt. Die Conferenzen, welche der englische Gesandte seit einiger Zeit mit unserm Kanzler gehabt hat, sprechen dafür. In dem französischen und dem holländischen Gesandtschaftshotel soll eine große Aufregung herrschen, und in der That würde das Interesse jener Länder durch unsere Allianz mit England bedeutend geschwächt werden. Die genannten Botschafter haben Depeschen an ihre Höfe gesandt und um nähere Instructionen gebeten. Man glaubt, sie würden abberufen werden. Der englische Gesandte speiste heute bei Sr. Durchlaucht.

Zweites Kapitel.

Die letzten Strahlen der Sonne drangen durch die grünen Buchenkronen in Effingham-Park und streuten ihr flüssiges Gold auf Blatt und Blüte. Das schüchterne Wild ruhte sorglos auf den weiten Bowlinggreens, der Käfer umkreiste die halberschlossene Blume, in den dichten Laubgewölben erwachte die Nachtigall zum

abendlichen Gesang. Rings umher war tiefe, feierliche Stille.

An dem einen Ende einer langen Allee erschien ein junges Mädchen; sie schritt langsam vor und blickte spähend nach allen Seiten; oft stand sie still und beugte den Kopf horchend vorüber. Bald darauf erschien an dem andern Ende ein junger Mann in einfacher Tracht; er war augenscheinlich sehr gelaufen und trocknete den Schweiß von seiner Stirn. Als Beide sich gewahrten, machten sie sich Zeichen und kehrten dann in größter Hast des Weges zurück, den sie gekommen.

Eine Viertelstunde später lustwandelte in der Allee eine überaus schöne Dame. Ihr sittiges Erröthen zeigte, daß ihr Zartgefühl diesen Spazirgang nicht billige, aber die Empfindungen ihres Herzens waren so innig, daß sie zu schwach war, sich denselben zu versagen. Je weiter sie vordrang, desto langsamer wurde ihr Schritt, und als nun gar nach einer Weile eine hohe männliche Gestalt ihr gegenüber erschien, machte sie Miene, wieder umzukehren. Der Fremde war ihr schnell zur Seite: „Wie danke ich Ihnen würdig für diesen Beweis Ihres Wohlwollens, Miß Sara? Alle meine Gedanken, meine Empfindungen, meine Gefühle sind Ihnen schon geweiht. Ich habe nichts mehr Ihnen zu geben."

„Ihre Gaben, Sir, sind so groß, daß ich mich

scheuen muß, sie anzunehmen!" sagte die Dame zögernd.

„Wie Miß? Sie weisen mich zurück? Gereut es Sie bereits, einen Augenblick lang Ihre unschätzbare Gunst Ihrem glühendsten Verehrer zugewendet zu haben?"

Die Dame neigte verneinend das Haupt.

„Unsere Bekanntschaft ist noch neu, würden die Weltmenschen sagen; aber Sie und ich, theure Sara, sind von höheren Empfindungen beseelt. Als ich das Glück hatte, in Wien auf jenem glänzenden Ball mit Ihnen zum ersten Male zusammenzutreffen . . ."

„Ew. Durchlaucht erinnern mich an meine Schwäche."

„O still, Sara, still!" entgegnete der Fremde, der Niemand anders war, als derselbe Prinz Heinrich, der in seiner Heimat Stoff zu so vielen Vermuthungen gegeben hatte. „Das ist wider die Abrede. Wir sahen und liebten uns! Unsere Herzen flogen sich in demselben Augenblicke entgegen. Sie haben mir es selbst gestanden."

„Und mir dies Geständniß nie vergeben."

„Hätte ich ahnen können, daß mein Glück sobald ein Ende nehmen sollte? Ihr Vater blieb in Deutschland zurück; Sie reisten mit Ihrer Tante den nächsten Weg in die Heimat; reisten, ohne mir vorher irgend Etwas davon zu sagen, und mir nichts zurückzulassen,

als einige mit der Feder hingeworfene kalte Abschiedsworte."

„Ich wollte mich selbst strafen."

„Und haben mich tief betrübt. Sie waren fort, und mit Ihnen aller Reiz verschwunden, den Wien für mich hatte. Wohin hatten Sie sich gewendet? Ich verließ den Kaiserhof, um Ihre Spur aufzusuchen, die Sie mir sorgfältig verborgen hielten. Aber, was wäre der Liebe unmöglich? Ich fand Sie, Sara, fand Sie hier, im väterlichen Hause, einsam, schweigend . . . ."

„Hören Sie auf, Prinz! Nichts mehr davon, ich bitte Sie."

Aber der junge, feurige Fürst achtete nicht auf diese Bitte; er hatte der Dame den Arm geboten, und während Beide in der Allee auf- und abgingen, sprach der Prinz mit einem Feuer und einer Beredsamkeit, worauf die Dame immer weniger zu entgegnen wußte, und endlich hoch erröthend, mit Thränen in den Augen, ausrief: „O, Heinrich, was machen Sie aus mir? Es sei, so wie Sie sagen."

„Triumph!" rief der Prinz und schloß das schöne Weib in seine Arme. Noch ein Wort der Liebe, noch einen Kuß, dann trennten sie sich. Die Zofe eilte zur Dame, der Diener zu seinem Herrn.

Einige Stunden später, als tiefe Nacht auf der

Gegend ruhte, trafen Zofe und Diener in derselben Allee wieder zusammen; sie wechselten flüsternd einige Worte, worauf ihre Gebieter erschienen, und alle Vier dem Ausgang des Parkes zuschritten. Bald darauf hörte man das Rollen eines Wagens.

Sir Algenor Effingham hatte unterdessen seinen Aufenthalt in Deutschland sehr abgekürzt. Als er während der Abschiedsaudienz bei dem Fürsten Felix die Nachricht erhielt, daß Prinz Heinrich sich nach England eingeschifft habe, wußte er sich zwar zu beherrschen, aber sie war ihm ein Stich in's Herz. Er hatte zu Wien die Annäherung des Prinzen an seine Tochter wohl bemerkt, es auch nicht verhindern können, daß sie sich, wenn gleich stets nur auf kurze Zeit, ohne Zeugen sprachen. Auf seine Veranstaltung war es hauptsächlich geschehen, daß Sara mit ihrer Tante unvorbereitet nach England abreiste. Er wußte dieser Reise einen wahrscheinlichen Grund zu verleihen, und vermied es daher, mit seiner Tochter über ihr Verhältniß zu dem Prinzen zu sprechen. Daß zwischen Beiden bereits Geständnisse und Gelöbnisse gewechselt waren, ahnte er freilich nicht.

Als der Admiral erfuhr, daß der Prinz sich nach England eingeschifft habe, war ihm die Ursache dieser Reise sogleich klar. Er beschleunigte seine Abreise so

sehr er nur konnte, und langte gerade zwei Tage nach der Unterredung an, die seine Tochter mit dem Prinzen in Effingham-Park gehabt hatte.

Miß Sara war nicht zurückgekehrt. Effingham-House war leer. Die wenigen anwesenden Diener betheuerten, nichts zu wissen; die einzige Zofe, die genaue Auskunft hätte geben können, war ebenfalls nicht zurückgekehrt. In dem ersten Augenblicke schäumte Sir Algenor vor Zorn. Daß seiner Familie ein solcher Schimpf zugefügt worden, verletzte ihn tief; er war gegen den Urheber dieser Beschimpfung äußerst aufgebracht, und wäre der Prinz ihm entgegengetreten, es würde zu sehr erschütternden Auftritten gekommen sein. Aber Heinrich hütete sich wohl eine solche Zusammenkunft zu veranlassen, und der Admiral behielt Zeit genug, sich zu sammeln, und zu überlegen, welche Maßregeln er zur Aufrechthaltung seiner Ehre zu nehmen hätte.

Andern Tags lief ein Billet für ihn ein. Es lautete:

„Weiß ich doch kaum, wie ich Sie anreden, wie ich mich bei Ihnen entschuldigen soll. Dürfte ich Sie Vater nennen, dann wäre ich dieser Entschuldigung überhoben. Aber dieses Vorrechts, wonach ich geize, habe ich mich leichtsinnig begeben, als ich Sie in Ihren

heiligsten Interessen beleidigte. Sara und ich machen uns die bittersten Vorwürfe, daß wir nicht ein offenes Bekenntniß wagten und von Ihrer Liebe empfingen, was wir ertrotzen zu müssen glaubten. Verzeihung uns, theurer, innig verehrter Mann. Und wenn Sie glauben, mir, dem Beleidiger, diese heißersehnte Verzeihung weigern zu müssen, so denken Sie Ihres schuldlosen Kindes, empfangen Sie Sara ohne Groll und ertheilen Sie ihr den väterlichen Segen, ohne welchen sie nicht glücklich sein kann. Hören Sie ihr jammerndes Leid, das Sie um Erbarmen anfleht.

Heinrich."

Der Admiral hatte diese Zeilen kaum gelesen, als er sogleich folgende Antwort erließ:

„Wie kann Jemand Erbarmen von mir fordern, der keines mit mir hatte? Aber ich bin kein Tyrann, kein Henker. Ich bin als Cavalier in meinem heiligsten Interesse gekränkt; man ist mir Genugthuung schuldig und ich würde sie ohne Bedenken nehmen, wenn nicht der Mann, von dem ich sie zu fordern hätte, der Gatte meines einzigen Kindes wäre. Gott vergebe Ihnen, was Sie mir gethan haben, ich bin es nicht im Stande, denn Sie haben grausam jede Hoffnung meines Lebens zerstört. Sie werden das einst bitter bereuen, das sei Ihre Strafe. — Meine Tochter hat sich selbst meiner

Sorge um sie enthoben. Ich hasse sie nicht, ich fluche ihr nicht; ich wünsche sogar, daß sie glücklich sein möge aber mein blutendes Herz sagt mir, sie kann es nicht sein. Ich will sie nicht wiedersehen. Sie wird nichts einbüßen; was ihr gehörte, was einst das ihrige werden sollte, wird ihr seiner Zeit gewissenhaft verabfolgt werden. Meinen Anblick hat sie verscherzt. Sagen Sie ihr das, und bringen Sie ihr mein letztes Lebewohl. Ich gehe jetzt, um die unerläßliche Pflicht des Edelmannes und Officiers zu erfüllen, und dann mein Leben in tiefster Einsamkeit zu beschließen. Alle Träume, alle Pläne, die ich noch vor Kurzem hegte, sind durch dieses Ereigniß für immer aus meinem Gedächtniß vertilgt.

Algenor."

Dieser Brief wurde mit dem Boten des Prinzen zurückgesendet; er war nicht geeignet, den Empfängern Freude und Glück zu bereiten.

Sir Algenor fand sich zunächst veranlaßt, an den Fürsten Felix zu schreiben. Er beschwor ihn, zu glauben, daß nicht er Veranlassung zu diesem unseligen Vorfall gegeben, der die Ehre beider Häuser für immer compromittirt habe. Mit Ruhe und Klarheit setzte er dem Fürsten Alles auseinander, und schloß mit der Versicherung, auf diese Vermählung durchaus keine Rücksicht zu nehmen, so wie Alles gut zu heißen, was

der Fürst in dieser Beziehung irgend zu thun für recht befinden möchte, sobald es im Angesichte der Ehre stehe und nicht sein Kind verletze, das er zwar nicht wiedersehen, doch auch nicht gekränkt wissen wolle.

Dies war ungefähr der Inhalt des Schreibens Sir Algenor's an den Fürsten Felix, das, soviel man erfahren hat, nicht beantwortet worden ist.

Nachdem dieser Schritt gethan war, reichte Sir Algenor bei der hohen Admiralität seine Entlassung ein, und zog sich dann nach Effingham-House zurück. Hier lebte er in tiefster Zurückgezogenheit. Kein Fremder durfte gemeldet, kein Brief angenommen werden. Sir Algenor hatte mit der Welt abgeschlossen.

Auch Heinrich und Sara verschwanden aus dem Verkehr der Welt. Nicht lange, nachdem sie den Brief des erzürnten Vaters empfangen, sah man sie in einem kleinen Küstenhafen erscheinen, wo eine Brigg segelfertig lag, die sie wahrscheinlich erwartete. Man begab sich an Bord, alsobald wurde der Anker gelichtet und die Brigg steuerte seewärts. Sie setzte ihren Cours nach dem Atlantischen Ocean und entschwand schnell aus den Blicken der wenigen Neugierigen, die bei ihrer Abfahrt zufällig am Strande versammelt waren.

Drittes Kapitel.

An der würzig duftenden Küste des südlichen Frankreichs lag, fern von dem lautem Treiben der Städte eine stattliche Villa, umgeben von blühenden Gärten und anmuthigen Hainen. An jener Stelle, wo der reiche Blumenflor endete und das künstlich angelegte Wildgehege begann, war ein stilles, heimliches Plätzchen, von welchem man eine herrliche Aussicht auf das prächtig dahin wogende blaue Meer hatte. Ein kleiner Pavillon erhob sich hier unter hochragenden Bäumen, umrankt von vielzweigigem Epheu, und bot dem bis hierher gelangten Wanderer ein willkommenes Ruheplätzchen dar.

Hier saß auf einer weichen Moosbank eine edle Dame von hoher Schönheit und sah mit inniger Theilnahme dem schuldlosen Spiele eines kaum zweijährigen Knaben zu, der nach bunten Schmetterlingen haschte und mit Blumen nach ihnen warf. Mitten in dieser rührenden Empfindung des Mutterglücks mochte die edle Dame plötzlich von einer trüben Erinnerung bewältigt werden; denn sie senkte die schönen Augen, ein trübe Wolke des Unmuths deckte ihre Stirn und eine Thräne perlte die Wange herab. Ganz in ihren Ge-

danken versenkt, hatte sie die Ankunft ihres Gatten nicht vernommen, der sie einen Augenblick lang mit der innigsten Liebe betrachtete, und sich dann zu ihr herabbeugend sprach: „Geliebteste! Laß mich diese bittere Thräne von Deinem Antlitze küssen."

Ein Strahl der Freude flog über das Gesicht der Dame, dann warf sie sich mit überströmenden Augen an seine Brust und rief bebenden Tones: „Heinrich!"

„Was ist Dir, theure Sara!" entgegnete besorgt der Gatte. „Was ist vorgefallen? Deine Aufregung ist ungewöhnlicher Art. Sprich, ich bitte Dich, was hast Du?"

„Es ist heute meines Vaters Geburtstag!" antwortete Sara traurig. „Dieser Tag war sonst ein Tag des Glückes für ihn, für mich, für Alle, die auch nur entfernt ihm angehörten. Ich bin von ihm gegangen, er hat meinen Ausgang nicht gesegnet; er hat unsern Knaben nicht gesegnet; er weiß nicht einmal, daß er in der Welt ist; denn unser Brief kam uneröffnet zurück. O, es ist schrecklich, von der Schwelle des Vaterhauses verbannt zu sein!"

„Sara!" rief erschüttert der Gatte.

„Vergebung, mein theurer Freund, Vergebung! Dir gehöre ich an mit allen meinen Empfindungen und Gedanken; Du allein herrschest in meinen Herzen. Ich

bin eine Thörin, die nicht weiß, was sie will! Du bist meine Wahl, Dir folge ich bis an das Ende der Welt. Es ist das letzte Mal, daß Du mich so trifft; dieser Tag, seine Bedeutung, die Gewalt der Erinnerung rissen mich hin."

Statt aller Antwort schloß Heinrich das geliebte Weib in seine Arme.

„Wie ziemte es mir auch," fuhr sie nach einer Pause fort und versuchte zu lächeln, „Dir gegenüber von dem zu reden, was ich verlor. Dir gegenüber, der mir Alles opferte, was groß, schön und herrlich ist! Gabst Du nicht freudig hin, was die Menschheit bewundert und preist, stiegst Du nicht herab von den Höhen des Lebens . . . ."

„Nicht weiter, Sara!" sprach der Gatte mild und ernst. „Wie wachen alle diese Träume in Deiner Erinnerung auf? Haben wir uns nicht gelobt, daß von unserer Vergangenheit nicht mehr die Rede sein soll? Hin ist hin; verloren ist verloren! Wir leben in einer glücklichen Gegenwart. Was bedarf es mehr?"

Er reichte ihr lächelnd die Hand, die sie dankbar an ihr Herz drückte; dann riefen sie den Knaben herbei, und freundlich mit ihm tändelnd vergaßen sie alle Sorge und Bekümmerniß.

Bald darauf kam ein Diener und brachte ein Schrei-

ben. Es war von nicht geringem Umfange und wies ein stattliches Siegel. Heinrich hatte es nicht sobald erblickt, als er erbleichte; Sara folgte allen seinen Bewegungen.

„Wir sind entdeckt!“ sprach Heinrich dumpf.

„Unmöglich!“ rief Sara.

Betrachte dies Siegel; der Brief kommt aus dem Kabinete meines Vaters!“

Heinrich versank in tiefes Nachsinnen und Sara sprach vor sich hin: „Das war es! Nun erfüllt sich meine trübe Ahnung. Die Tage des Glückes und der Freude sind vorüber.“

Unterdessen hatte Heinrich das väterliche Schreiben eröffnet und fand sich durch den Inhalt desselben getäuscht, bewegt, erschüttert. Keine Vorwürfe, keine Aeußerung des Zornes; nur väterliche Liebe, unbegränztes Wohlwollen. „Ich habe,“ schrieb der Fürst unter andern, eine lange, glückliche Zeit verlebt; ich besaß, was selten ein Fürst besitzt, die unwandelbare, ungeheuchelte Liebe meines Volkes. Ich scheide von ihm mit dem Bewußtsein, es glücklich gemacht zu haben. Ja, mein einziger Sohn, ich scheide. Nur noch wenige Tage sind mir zugemessen. Eine schmerzhafte Krankheit hat mich auf das Siechbette geworfen, und ich täusche mich nicht, ich werde nicht wieder von demselben erstehen. Nun aber,

mein theurer Heinrich, habe ich noch einen Wunsch, noch einen, ohne dessen Erfüllung mir der Abschied von dem Leben sehr schwer werden würde: ich möchte Dich noch einmal sehen, Dich noch einmal an mein Herz schließen, Dich segnen. Soll mir dieser Wunsch erfüllt werden? Dann aber muß es bald sein; ich fühle es, wie meine Kräfte schwinden, und ich habe nicht viele Stunden mehr zu verlieren. Dies habe ich Dir, geliebter Sohn, sagen wollen. Handle nun nach Deiner Einsicht. Wenn Dein Herz Dich nicht zu mir führt, meine Worte müssen es nicht."

Heinrich hatte seiner Gattin in tiefster Bewegung diesen Brief des Vaters vorgelesen. Als er geendet hatte, rief sie leidenschaftlich: „Eile, mein Freund! Eile! fliege! um die theure Stätte zu erreichen, ehe es zu spät ist! Dich ruft ein Vater! Hörst Du es, Du Glücklicher? Ein Vater ruft Dich! Du wirst an seinem Herzen ruhen, wirst seine Hand mit Deinen Küssen bedecken, und diese Hand wird segnend auf Deinem Haupte ruhen. Eile, und bringe diesen Vatersegen Deinem Weibe und Deinem Sohne! Eile, eile, mein Geliebter!"

Sara war so heftig erschüttert, daß Heinrich es für dringend erkannte, seine eigene Bewegung zu bemeistern und Sara in das Haus zurückzuführen. Hier überließ er sie der Sorge ihrer Kammerfrau und ging dann

ernstlich mit sich selbst zu Rathe. Als Sara sich erholt hatte, kehrte sie zu ihrem Gatten zurück, und sie beriethen gemeinschaftlich, was jetzt zu thun sei. Das Resultat ihrer Unterredung war, daß Heinrich reisen solle, und da man nicht wissen könne, wie schnell es mit dem alten Fürsten zu Ende ginge, wurde bereits der nächste Morgen zur Abreise festgesetzt. Alle Anstalten wurden schleunig getroffen, und mit dem anbrechenden Morgen fuhr Heinrich aus der neuen Heimat, um der alten zuzueilen, die er nicht gehofft hatte, wiederzusehen.

Einige Tage nach Heinrich's Abreise, als Sara einsam in dem nahe gelegenen Gehölz lustwandelte und ihrem Lieblingsplatze sich näherte, wohin die Wärterin bereits mit dem Knaben gegangen war, trat ihr ein Fremder entgegen, der sich mit dem feinsten Anstande vor ihr verneigte. Es war ein hoher, ernster Mann, bereits dem Greisenalter nahe; aber mit einem Angesicht voll Liebe und Milde, mit einem Auge, das tief in das Innere der Herzen drang und alle Gemüther für sich zu gewinnen wußte.

„Verzeihung, gnädige Frau!" sprach der Fremde; „aber ich glaube nicht zu irren, wenn ich in Ihnen die Gräfin Althing zu erblicken glaube."

Sie bejahte. Unter dem Namen eines Grafen Althing hatte sich Heinrich in Südfrankreich angekauft.

„Mein Erscheinen darf Sie nicht befremden, Frau Gräfin," fuhr der Fremde fort. „Mein Name ist Reinhold, ich bin ein Deutscher und meinem Stande nach ein Geistlicher. Ich hatte vor Jahren die Ehre, Ihren Herrn Gemahl ziemlich genau zu kennen . . ."

Sara bewegte ungläubig das Haupt, der Fremde schien nicht darauf zu achten und sprach weiter: „Da mir nun durch Zufall sein hiesiger Aufenthalt bekannt wurde, wollte ich mich ihm vorstellen — erfahre aber zu meinem Bedauern, daß er seit einigen Tagen verreist ist und vielleicht erst wiederkommen wird, wenn ich bereits abgereist bin."

„In der That," entgegnete Sara, „vermag ich Ihnen über die Rückkehr meines Gatten nichts Bestimmtes zu sagen."

„Ich weiß, Frau Gräfin, er eilt zu dem Sterbebette seines Vaters!"

Sara wich erbleichend zurück; jener fuhr fort: „Möge nur Gott geben, daß er ihn am Leben trifft; der Vater hat sich so herzlich nach seinem Kinde gesehnt. Mein Gebet begleitet ihn." — Der Fremde hielt einen Augenblick inne, dann fuhr er fort: „Ich wünsche nicht, durch ein geheimnißvolles Auftreten zu imponiren. Ihr Incognito ist mir nicht unbekannt; ich war der Jugendlehrer des Prinzen Heinrich und alle seine Interessen

sind auch die meinigen. Freilich — ich verhehle Ihnen das nicht, — sind die Unterthanen unseres Fürstenthums von tiefem Schmerz ergriffen, daß der Sohn des Fürstenhauses, auf den sie alle ihre Hoffnungen setzten, sich von ihnen gewendet hat und sein Vaterland mit dem Rücken anschaut, mit Beharrlichkeit alle Hoffnungen, alle Erwartungen, ja, ich darf wohl sagen, alles Glück desselben zertrümmert."

„Nein, nein!" rief Sara angsterfüllt.

„Es ist, wie ich sage," fuhr der Geistliche fort. „Gewiß hat Ihr Gemahl Ihnen die eigentliche Lage der Dinge verhehlt. Es sieht ihm ähnlich. Von jeher war er bereit, Opfer zu bringen; aber er wußte dem Empfänger stets zu verbergen, was sie ihm kosteten. So sei es denn mir vergönnt, Ihnen einen kurzen Abriß von den obwaltenden Verhältnissen zu geben."

Der Geistliche sprach nun mit hinreißender Beredsamkeit von dem Glücke, der Beherrscher von Tausenden zu sein, und wie Heinrich durch sein Bündniß dies auf immer verscherzt habe: „Doch dies möchte sein, verlöre Niemand dabei, als er selbst. Hier aber walten andere Verhältnisse ob. Heinrich ist der einzige Sohn des Fürsten Felix, kein direkter Erbe ist da. Befreundete deutsche Fürsten machen Anspruch auf den Staat; es melden sich mehrere Prätendenten. Jeder

von ihnen ist, nach seiner Meinung, mit den glaubwürdigsten Zeugnissen versehen, Jeder glaubt, die unabweislichsten Ansprüche zu haben, Jeder ist entschlossen, sein Recht bis zum Aeußersten geltend zu machen. Kaum hat der alte Fürst sein Auge geschlossen, so werden sie sich von allen Seiten erheben, und noch ruht die Leiche nicht in dem Grabgewölbe der Väter, als auch schon der Parteikampf beginnt. Der Friede weicht aus dem sonst so glücklichen Lande, und der Boden desselben färbt sich vielleicht mit Bürgerblut, weil der rechtmäßige Gebieter seinem Volke den Rücken kehrte."

„Halten Sie ein!" rief Sara zitternd. „Wer gibt Ihnen das Recht, in diesem Tone mit mir zu sprechen?"

„Mein Vaterland!" antwortete der Geistliche unerschrocken; „das unglückliche Schicksal, das demselben muthmaßlich bevorsteht, und die Hoffnung, es retten zu können; denn ich baue auf ihr großes, edelmüthiges Herz, das sich den Bitten eines ganzen Volkes nicht verschließen wird, als dessen Wortführer ich hier erscheine."

Es herrschte einen Augenblick lang tiefe Stille zwischen Beiden; dann aber nahm der Geistliche wieder das Wort und schilderte mit den glühendsten Farben das Geschick seines Vaterlandes. Was er vorhin nur mit wenigen Worten angedeutet hatte, das malte er

bis in das geringste Detail aus, und regte das unglückliche Weib so sehr auf, daß Sie mit überströmenden Augen rief: „Halten Sie ein! Um Gotteswillen, halten Sie ein! Was kann, was muß geschehen, um diesem Unheil vorzubeugen?"

„Es gibt nur ein Mittel!" antwortete der Geistliche. „Prinz Heinrich muß seiner Einsamkeit entsagen, er muß die Regierung antreten und eine standesmäßige Ehe eingehen."

„Mein Herr, ich bin seine Gattin!"

„Ich weiß es. Aber eine Gattin, die ihren Gatten über Alles liebt und bereit ist, jedes Opfer zu bringen, um ihn zu beglücken."

„Und was müßte ich thun?" fragte sie zitternd, denn sie wußte es wohl.

„Sich von ihm trennen."

„Er wird es nicht zugeben."

„Nein, er wird es nicht!" entgegnete der Geistliche, „darauf kenne ich ihn, und darum müssen Sie für ihn thätig sein. Aber jetzt nicht weiter; Sie sind erschöpft und bedürfen der Erholung. Begeben Sie sich in Ihre Zimmer; überlegen Sie, was Sie von mir erfahren haben, und dann handeln Sie. Nehmen Sie mein heiliges Wort, das Wort des Ehrenmannes und Priesters, daß man nichts Unehrenhaftes von Ihnen fordern wird,

daß man auch nicht gesonnen ist, Sie zu etwas zu zwingen. Alles muß Ihr reiner, freier Entschluß sein. Aber was Sie uns geben, das wollen wir, Sie segnend, mit dankbarem Herzen empfangen. Wollen Sie mir gestatten, Sie Morgen in Ihrer Behausung aufzusuchen?"

Sara bejahte schweigend, den Tod im Herzen, und der Geistliche entfernte sich, ehrerbietig grüßend.

Am andern Tage stellte sich derselbe zur schicklichen Stunde ein und wurde von Sara empfangen. Beide hielten eine lange Unterredung mit einander, die nur Gott zum Zeugen hatte. Als sie geendet war, sprach der Geistliche:

„Bis hierher hat uns Gott geholfen, nach seiner ewigen Barmherzigkeit! Sein Name sei gepriesen! Knieen Sie nieder, meine Tochter, und empfanger Sie seinen Segen, durch mich, den geweihten Diener."

Sara kniete nieder, bleich und kalt, wie ein Marmorbild. Der Priester segnete sie mit bewegter Stimme: dann sagte er: „Sie überlassen es mir, Alles anzuordnen?"

„Da ich ihn aufgegeben habe," sprach sie tonlos, „ist mir alles Andere gleichgültig. Wenn Ihre Vorbereitungen beendet sind, geben Sie mir Nachricht, und ich werde der eisernen Nothwendigkeit gehorchen."

Sie ging in ihr Kabinet zurück. Der Geistliche blieb

allein. Er blickte ihr mit einiger Theilnahme nach und sprach mit Rührung: „Sie bekümmert mich tief, und mit blutendem Herzen habe ich meine Pflicht gethan.“ Er setzte sich und schrieb:

„Alles ist gelungen und das **sche Land behält einen Fürsten, der unserer Kirche zugethan ist. Die Intriguen unserer Feinde sind unschädlich gemacht. Alle ihre künstlichen Projekte wurden zu Schanden durch den hohen Muth eines tugendhaften Frauenherzens. In frühern Jahrhunderten würde man vielleicht mit großem Prunke ein solches Weib kanonisirt haben; wir wollen uns in dieser aufgeklärten Zeit darauf beschränken, ihr Erdenloos so angenehm als möglich zu machen.“

Viertes Kapitel.

Die Krankheit des Fürsten zog sich in die Länge. Heinrich, von ihm mit der innigsten Liebe, ohne den geringsten Vorwurf empfangen, verließ ihn nur selten, das Schloß aber gar nicht. Die Zeit seiner Muße wandte er dazu an, lange Briefe an seine Sara zu schreiben, sie über seine Abwesenheit, die er nothgedrungen verlängern müsse, zu trösten, und ihr das einstige Wiedersehen mit den lebhaftesten Farben auszu-

malen. Er schickte diese Briefe, begleitet von heißen Segenswünschen ab, und ahnte nicht, daß keiner derselben seine Bestimmung erreichen würde. Seine Unruhe wuchs von Tage zu Tage; er hatte mit Sara auf das Genaueste eine Correspondenz und den Gang derselben verabredet; aber keine Zeile von der Hand der Geliebten ging ein. Er war verdrießlich, einsilbig, und schwebte in steter Angst. Seine Phantasie malte mit der treusten Beharrlichkeit tausend Schreckbilder aus, er dachte sich das Abenteuerlichste, das Seltsamste, und hatte keine andere Sehnsucht, keinen andern Gedanken, als fort und hin zu ihr.

Aber je größer seine Sehnsucht war, desto unübersteiglicher wurden die Hindernisse. Der Fürst wurde sichtbar schwächer, und es gehörte kein großer Prophetengeist dazu, die Stunde seines Todes vorher zu sagen; sie war nicht auf lange hinausgeschoben. Heinrich hielt treu bei dem Vater aus, der die Hand des Sohnes fest umklammert hielt und ihn mit einem unaussprechlichen Blicke ansah: „Ich hinterlasse Dir einen kostbaren Schatz, Heinrich," sprach er mit hinsterbendem Tone, „Du bist sein einziger Erbe; verschleudere ihn nicht. Es ist die unbegränzte Liebe eines Volkes, die ich Dir hinterlasse. Es wird mich beweinen, aber auf Dich zählen. Täusche es nicht, betrüge

es nicht; Du bist der Wächter und Schützer seines Heils!"

Heinrich war in großer Aufregung und betheuerte, alle Gebote des Vaters heilig zu erfüllen. Was hätte er nicht in diesem Augenblicke versprochen!

„Man hat mir," fuhr der Vater langsam fort, „versichern wollen, Du habest Dich im Auslande vermählt. — Ruhig, mein Sohn! Vertheidige Dich nicht. Ich habe nie daran glauben wollen, will nicht daran glauben, und hasse Jeden, der mir davon spricht. Ich kenne Dich besser, Du brauchst mir Deine Unschuld nicht zu betheuern!"

Der Prinz war außer sich; gewaltsam drängte es ihn zu reden; aber Furcht, das nahe Ende des Vaters noch zu beschleunigen, verschloß ihm den Mund. Er schwieg.

„Noch bleibt mir einige Kraft!" fuhr der Fürst mit zunehmender Schwäche fort. „Ich brauche sie dazu, um Dich zu beschwören, endlich Deinen unstäten Wanderungen ein Ziel zu setzen und Dich Deinem Vaterlande wiederzuschenken. Verlasse es nicht wieder, mein Heinrich."

Stumm beugte der Sohn das Haupt.

„Ich danke Dir, geliebtes Kind. Meine heißesten Wünsche für Dich hat Gott vernommen; mein Segen

wird stets auf Deinem Haupte ruhen. Mein letztes Wort, meine letzte Bitte sei Dir heilig. Vermähle Dich standesmäßig und schenke Deinem Reiche den ersehnten Erben!" Er drückte noch ein Mal dem Sohne krampfhaft die Hand, noch einmal blickte er ihn fest an; die Lippen bewegten sich, aber er vermochte nicht mehr sie zu öffnen; ermattet, den Todesschweiß auf der Stirn, sank er zurück.

Die Aerzte, welche in dem Vorzimmer ängstlich auf den Ausgang der Unterredung gewartet hatten, eilten jetzt herbei und drängten sich um das Bett des Fürsten. Aber sie vermochten es nicht, den entfliehenden Geist aufzuhalten. Nach einer Stunde verkündete das Geläut der Glocken und das Abfeuern der Trauersalven der Residenz das Unglück, welches das Land betroffen hatte.

Tiefe Bestürzung herrschte rings umher. Die Gewerke feierten, die Läden wurden geschlossen, die öffentlichen Orte waren wie ausgestorben; kein frohes Lachen, kein lautes Wort erscholl; auf der Straße gingen die Leute stumm an einander vorüber, und nur ein bedeutsamer Blick schien zu sagen: „Was haben wir verloren! Was wird unser Loos sein?"

Die Edelsten des Landes sammelten sich sofort um den Prinzen; sie bezeugten ihm ihr tiefes Beileid und

brachten ihm ihre Huldigungen dar. Er hörte sie an, er erwiederte, aber er wußte nicht, was. Zu gewaltig waren die Empfindungen, die ihn durchbrausten, sein ganzes Wesen war durch und durch erschüttert. Als der Kanzler seine ergreifende Anrede geendigt hatte, schwankte der Prinz und fiel ohnmächtig in die Arme der herzutretenden Adjutanten.

Wir lassen den Vorhang fallen und heben ihn erst wieder, wenn alle die traurigen Begebenheiten vorüber sind, die nun folgen müssen. Fürst Felix ist in der Gruft seiner Väter beigesetzt und Alles kehrt in das alte Geleise zurück. Die Versicherungen für die Fortdauer eines ungetrübten Glückes sind gegeben, das Volk hat die gestellten Bürgschaften für vollgültig erkannt und sehnte sich darnach, diese auch für die Zukunft sich erhalten zu sehen. Lauter und dringender wurden die Anforderungen an den jungen Fürsten, sich zu vermählen und das Heil seines Landes nicht länger Preis zu geben; schon war er im Begriff dem treuen Kanzler Alles zu offenbaren, als Reinhold zu ihm in das Kabinet trat.

Der Fürst warf sich in seine Arme und schloß ihn bewegt an sein Herz. „Es ist viel geschehen, seit wir uns nicht sahen."

„Ich weiß Alles, mein Fürst!" entgegnete der Geist-

liche sanft. „Schonen Sie sich, indem Sie jede Mittheilung unterlassen. Nehmen Sie zu dem Danke des Volkes, der Ihnen im vollsten Maaße geworden ist, auch den meinigen für die würdige Fassung, welche Sie bewiesen haben. Alles ist gut — bis auf Eines!"

„Das ist der Mann, den ich brauche; ihm will ich vertrauen!" sprach der Fürst. „Reinhold, Sie sind mein Lehrer, mein Freund, mein Beichtiger! Was soll ich thun? Man drängt von allen Seiten in mich, daß ich mich vermählen soll. Kann ich . . ."

„Nein!" unterbrach ihn Reinhold entschieden. „Das können sie nicht, denn Sie sind bereits vermählt."

Erschrocken trat der Fürst zurück: „Sie wissen?"

„Auf Befehl Ihres Vaters," fuhr Reinhold eifrig fort, „habe ich Ihr Geheimniß ergründet; ich habe die Bekanntschaft Ihrer Gattin gemacht und strenge nach der mir getheilten Vollmacht gehandelt. Diese Frau war es werth, Sie zu besitzen; sie ist ein vollkommenes Muster eines Weibes."

„Dank Ihnen für dies warme Lob!"

„Wäre Sie aus königlichem Blute, sie würde den ersten Thron der Welt zieren. Jetzt ist sie es nicht, und Ihre Pflicht, mein Fürst, ist es, zu lernen, ohne diesen Engel zu leben!"

„Sie wagen es, mir das zu sagen!"

„Ich wage es, im Bewußtsein der Heiligkeit meiner Mission; ich wage es, im vollen Vertrauen auf Ihr Herz, das ich kenne, und wiederhole was ich gesagt."

„Wer kann mich zwingen? Mein Wille . . . ."

„Der Wille der Fürsten ist durch die Pflicht beschränkt!"

„Ich kann nicht, Reinhold, ich kann nicht!"

„Ist das die Sprache eines Mannes? Was wäre dem wahren Manne unmöglich? Und zu einem solchen glaube ich Sie erzogen zu haben. Soll ein Weib Sie beschämen?"

„Was heißt das? Sara! . . . ."

„Sie hat die Lage der Dinge sogleich begriffen und einen Entschluß gefaßt. Sie sieht ein, daß Sie die Verbindung mit ihr aufgeben müssen, daß es Ihre Pflicht ist, sich standesmäßig zu vermählen. Sie erkannte, daß eine Trennung nothwendig war, und weil sie wußte, daß Sie dazu niemals die Hand bieten würden . . ."

„Nein, nimmermehr!"

. . . „So hat sie selbst den ersten Schritt gethan und ihre Zustimmung zur Scheidung gegeben!"

„Ha, unerhört!"

„Mit Wissen und auf Befehl Ihres Vaters ist Alles geschehen. Ihn klagen Sie an, wenn Sie dazu den

Muth haben! Die nöthigen Formalitäten sind vollzogen, Miß Sara Effingham ist Ihre Gattin nicht mehr!"

„Das konnte Sara? Nein! Sie vermochte es nicht! Ihr täuscht mich! Ihr wollt mich hintergehen! Aber ich will hin zu ihr . . ."

„Sie werden sie nicht finden. An ihrem früheren Wohnort ist sie nicht mehr. Ihr jetziger Aufenthalt bleibt Ihnen ein Geheimniß!"

„Mensch!" rief der Fürst in höchster Aufregung, „Du spielst fürchterlich mit mir! Geh, verlaß mich, laß Dich nie wieder vor meinen Augen sehen! Bei meiner höchsten Ungnade, weiche aus den Gränzen meines Reiches!"

„Ich gehorche!" sagte der Geistliche und ging langsam hinaus.

Der Fürst folgte ihm einen Moment mit den Augen dann eilte er ihm nach und faßte seine Hand: „Halt Sieh mir in's Auge! Diese Scheidung ist ungültig wer weiß, wie ihr das arme Weib gequält und geängstigt habt. Oder ob sie gar etwas von diesem Dokumente weiß; ob es nicht unächt . . . ."

„Diesen Vorwurf verzeihe ich Ihnen!" sagte der Geistliche tief gekränkt. „Wie schlecht haben Sie Ihr Gattin gekannt, daß Sie eine solche Täuschung für nöthig hielten. Freiwillig hat sie den großen Schrit

gethan. Empfangen Sie den Beweis dafür in diesen Zeilen."

Er überreichte dem Fürsten ein versiegeltes Billet und entfernte sich schweigend.

Heinrich öffnete es und las:

„Es muß! Ich habe lange Zeit bedurft, ehe ich mich davon überzeugte, dann aber habe ich das Dokument, das uns für immer von einander scheidet, mit fester Hand unterzeichnet. Lebe wohl, Geliebter, lebe wohl für immer, für immer! —

Ihre Gattin schied von Ihnen, mein Fürst, Ihre Freundin bleibt Ihnen ewig. Täglich will ich für Ihr Glück beten, will beten, daß Sie es an der Hand einer tugendhaften Gattin finden, die Ihres Herzens Freundin und Ihres Landes Mutter ist. Ihren Sohn will ich mit der treuesten Sorgfalt erziehen; er soll aufwachsen in der Liebe zu Gott und zu seinem Vater.

Erfüllen Sie mir meine letzte Bitte: forschen Sie nicht nach mir; dringen Sie nicht darauf, meinen Aufenthaltsort zu erfahren, es würde Ihnen unmöglich sein. Können sie mir die Einsamkeit, in der ich lebe, und die ich bedarf, um mich in ein Loos zu finden, daß ich mir selbst erwählte. Aber einst, wenn Sie sich vermählt haben, wenn Ihre Gattin dem hoffenden Lande den ersehnten Erben schenkte, dann will ich Ihnen frei-

willig meinen Aufenthalt nennen, und nicht zittern, wenn ich Sie bei mir erscheinen sehe. Möge des Himmels reichster Segen stets mit Ihnen sein.

Sara."

Bleich, stumm, mit thränenlosem Auge unterzeichnete der Fürst die ihm überreichte Acte und sandte sie an Reinhold.

Ein halbes Jahr darauf reiste der Fürst an den Hof des Großherzogs, um sich mit der jüngsten Tochter desselben zu vermählen. Zwölf Monate später verkündete der Donner der Kanonen und das Festgeläute der Glocken der freudigen Residenz die Geburt eines Erbprinzen.

Fünftes Kapitel.

Am zweiten Sonntage nach Trinitatis, vereinigte Herr Johannes Wellenberger, ehrbarer Oberalter zu St. Nicolai in Hamburg, eine Gesellschaft von erlesenen Frauen um seine gastliche Tafel. Der gute Wein, den der freigebige Wirth in nicht geringem Maaße auftragen ließ, hatte die Gemüther erheitert, und das Gespräch flog nach allen Richtungen in den mannigfachsten Wendungen hin. Wie sich in einer mächtigen See- und Handelsstadt Fremde aus allen Ländern zusammen

finden, so sah man auch hier Niederländer und Russen, Franzosen, Spanier und Portugiesen, Dänen und Schweden, Alles Handelsherren und mit dem Wirth des Hauses in Geschäftsverkehr stehend, bunt durch einander. Die Unterhaltung wurde in mancherlei Sprachen geführt; gar oft brauchte man des Dolmetschers, und es gab nicht selten ein lautes Gelächter, wenn dieser etwas unrecht verstand, und dann eine verkehrte Antwort zurückbrachte. Alles aber ging in Friede und Freundlichkeit zu, bis endlich ein Meinungsstreit zwischen einem schwedischen Herrn aus Gothenburg und einem dänischen Herrn aus Kopenhagen über die Gränzen des gesellschaftlichen Anstandes hinauszuschweifen drohte.

„Ich weiß nicht," sagte der Däne eifrig, „warum ich von so außerordentlicher Ehrfurcht vor Seiner schwedischen Majestät, Karl XII. erfüllt sein soll. Es ist nichts Rühmenswerthes dabei, dem Lande sein letztes Mark auszusaugen und es um des eitlen Ruhmes willen zu verpuffen, um so mehr, als man mit gesunden Sinnen einsehen muß, daß nichts zu gewinnen ist, und fortdauernder Verlust an allen Ecken sich zeigt."

„Euch macht das National-Vorurtheil blind!" sagte mühsam an sich haltend der Schwede. „Es ist wunderbar, daß Ihr allein die Kriegsthaten des großen

Karl's herabzusetzen Euch bemüht, während die ganze Welt von einem Pole zum andern seines Ruhmes voll ist. Er ist der Mann, der Schweden unsterblich machte!"

„Es ist gut, daß die Unsterblichkeit Euch auf diese Weise gesichert ist," entgegnete der Däne; „denn mein lieber Rönnquist, die Sterblichkeit nimmt bei Euch erschreckend überhand, und wenn die letzten Schweden bei der weisen Staatswirthschaft Eures Königs verhungert sein werden . . ."

„Herr Grossirer Lundblad!" rief der Schwede vor Zorn glühend, und stieß sein Glas, das der Wirth ihm so eben mit edlem spanischen Wein gefüllt hatte, so heftig auf den Tisch, daß es in hundert Splitter zersprang. „Ihr mißbraucht das Recht der Geselligkeit. Wenn ich Euch für Eure ungerechten Beschuldigungen mit gleicher Münze bezahlen und Wahrheit geben wollte für Eure Lüge, so dürfte ich nur sagen, es sei Schade, daß die regierenden Herren ihre Streitigkeiten nicht unter einander schlichten, wo dann der Streit zwischen Dänemark und Schweden bald beendet sein möchte; denn mein ritterlicher Herr würde Eurer verzärtelten und verwöhnten Oldenburgischen Friedrich mit Haut und Haar in seine Tasche stecken und, mit einem Sprunge über den Sund, ihn nach Schweden entführen. Hoch auf den Felsen, die unsre Gothenburg

mschließen, sollte Seine Dänische Majestät stehen, und
ie Schweden würden von allen Seiten herbeiströ-
nen, . . ."

„Um sich unter den Trümmern von Nya-Elfsborg
or Scham erröthend zu verkriechen!" lachte höhnisch
er Däne. „Ihr seid nicht glücklich in Euren Beispie-
en, Herr Rönnquist. Gothenburg ist ein matter
Brillant in der funkelnden Krone Eures Abenteurer-
Königs, seit Tordenskiold's Kanonen es bis in seine
Grundfesten erzittern machten."

„Das brutale Mark eines norwegischen Empor-
ömmlings!" schalt der Schwede. „Dänemark ist seit
ner schmachvollen Hinterlist seines gepriesenen See-
elden, der in eine Fischerjacke kroch und das Spio-
irhandwerk trieb, statt ehrlichen Kampf zu bieten auf
eben und Tod, schmachvoll beschimpft. Es wird diesen
lecken nicht von sich abwaschen, und wenn die edelsten
öhne des Landes freudig ihr Blut dahingeben. Ihr
id am Ende! Eure Ehre starb vor Gothenburg un-
r dem Feuer Eurer eigenen Geschütze!"

„Dänemark ehrlos!" schrie Lundblad und sprang
uf, indem er Miene machte, sich auf seinen Gegner
u werfen. „Das habt Ihr nicht umsonst gesagt!"

Ohne Zweifel hätte das glänzende Banket des
errn Johannes Wellenberger ein betrübtees Ende

genommen, wenn nicht die Uebrigen sich in's Mittel gelegt, und namentlich der umsichtige Wirth Alles aufgeboten hätte, die aufgeregten Gemüther zu beschwichtigen; besonders aber den Schweden und den Dänen von einander zu trennen, zu spät die alte Wahrheit erkennend, daß niemals die Söhne der rothen und der blauen Spietflagge neben einander sitzen können, ohne das Banner des Nationalhasses zwischen sich aufzupflanzen.

Ein russischer Herr mit kleinen zwickernden Augen und einem mächtigen Bart strich sich wohlgefällig das runde Bäuchlein und sprach zu seinem Nachbar, aber laut genug, daß es an der ganzen Tafel gehört werden konnte: „Die armen Leute streiten sich mit einander um das bischen Wasser, Kattegat genannt, und um die Paar Häuflein Sand und Steine, die zu beiden Seiten desselben liegen. Wenn es meinem großmächtigen Herrn, dem Zaaren, gefallen sollte, dies Wasser und dies Land, so sie Schweden und Dänemark heißen, zu einem Teige zusammenzukneten, so würde ein Hügelchen daraus werden, groß genug, um als Inselchen in einer von Rußlands mächtigen Seen zu figuriren!"

„Ganz recht, Gospodin Wereskin!" rief der Schwede zu ihm herüber, „und den gesegneten Anfang mit diesem Bäckergeschäft hat Euer mächtiger Zaar bei Pultawa gemacht!"

Alle lachten laut auf und der Russe, bleich vor Zorn, streckte die geballte Faust in die Luft: „Lacht ihr nur; es ist doch das Lachen der Ohnmacht! In unsern Wäldern wachsen so viele Eichen und Fichten, daß wir auf unsern stolzen Strömen endlose Flöße bis zum Meere befördern können. Und der Zimmermann von Sardam ist Mannes genug, eine Flotte daraus zu zimmern, hinlänglich groß, um ihn auf immer zum Herrn der nordischen Meere zu machen. Rußlands Adler hat seinen Flug kaum begonnen, und doch ist er bereits hoch über den Wolken, und seid gewiß, er wird sich nicht einen Augenblick Rast gönnen, bis im Norden kein Herrscher ist, außer ihm, zu Lande und zur See!"

Bei dieser Versicherung erhob sich ein lautes Geschrei; die anwesenden nordischen Gäste wollten von dieser russischen Prahlerei nichts wissen und stürmten mit Ernst und Eifer auf den Russen ein. Ein stolzer Patrizier, der in den Kanälen von Rotterdam manchen gewichtigen Kauffahrer liegen hatte, vertheidigte mit weniger Geschick, als lautem Geschrei, die Ehre der Seemacht des Hauses Oranien, und der Schwede und Däne, ohne Spott und Hohn vergessend, womit sie sich so reichlich bedacht, schlossen plötzlich Frieden, um gegen den gemeinschaftlichen Feind zu Felde zu ziehen, der mit Bann und Ketten drohte.

Während dieses langen Streites, der alle Behaglichkeit verscheuchte und dem Wirthe des Hauses sehr unangenehm zu sein schien, hatte ein junger englischer Schiffscapitain, der in der Mitte der Tafel seinen Platz hatte, kein Wort gesprochen. Jetzt aber erhob er sich, und sagte mit lauter Stimme: „Merkt auf, Ihr Herren! Wir sind hier zum frohen Mahle versammelt, nicht aber zu Zank und Streit. Wir alle gehören dem Handelsstande an, und gedeihen allein im Handel und durch ihn. Derselbe aber ist nur im Frieden möglich, und darum sollen wir Alles thun, um ihn aufrecht zu erhalten und zu befestigen, nicht aber, um den alten Kampf neu zu entzünden und kaum vernarbte Wunden wieder aufzureißen. Gebt einen Streit auf, der gefährlich ist und lächerlich zugleich. Was zankt Ihr Euch, Rußland, Dänemark und Schweden, um eine Wasserfläche, die rings von Felsen eng eingeschlossen ist, und der ihr nur durch die schmale Furth des Sundes entrinnen könnt? Schwimmt ruhig darin herum, ohne Euch zu zerren und zu kneipen, zufrieden damit, daß Euch die Andern in Ruhe lassen, die auf den Meeren herrschen und gebieten! Alt-England für immer und über Alle, wo Flaggen wehen von dem Mast eines Schiffes! Unsere Insel wird auf jeder Seite von einem andern Meere umwogt, nach allen vier Himmelsgegen-

den dehnt sich unsere Macht! Wir reichen bis zur äußersten Thule, wir strecken unsern Arm über das Meer bis nach Indien. Wer wäre tollkühn genug, sich in einen Kampf mit uns einzulassen? Aber weise ist, der unsere Hand ergreift, die wir zum Frieden bieten! Ich biete sie Euch! Nehmt sie an, und keinen Streit mehr, so lange wir hier bei einander sind! Laßt uns vielmehr den edlen Weinen unseres Wirthes die gebührende Ehre erzeigen, und trinken auf das Wohl und Gedeihen aller seebefahrnen Nationen in Süd und Nord, in Ost und West!"

Mit großer Bereitwilligkeit ward dieser Toast von Allen Anwesenden getrunken, und die Einigkeit war auf eine bewundernswürdige Weise wieder hergestellt. Alles scharte sich nun um den Engländer, der das kühne Zauberwort gesprochen, und Jedermann suchte ihm irgend ein freundliches Wort zu sagen. Ohne Murren erkannte Jeder Englands Uebermacht zur See an, und einzelne Namen wurden genannt, die sich in der Marine eines Landes ausgezeichnet; ihre Großthaten wurden erzählt und mit gebührendem Lobe gedacht.

„Ja," sagte der Brite, und lehnte sich behaglich in seinen Sessel zurück, willig den Tribut der Huldigung empfangend, den man dem Uebergewicht seines Volkes zur See darbrachte, „ja, es ist wahr, England

zählt Helden, die Ruhmvolles geleistet; aber keiner ist unter Allen, der mit Sir Algenor Effingham in die Schranken treten könnte!"

„Er hat recht! — Ein tüchtiger Seeheld! — Sir Algenor!" — riefen die Gäste durch einander. „Ein würdiger Officier! Ein braver Soldat!"

„Ein Hoch für Sir Algenor!" rief eine Stimme. „Frisch, Ihr Herren, füllt Eure Gläser!"

„Hoch, Sir Algenor!" riefen Alle, die Gläser leerend, und das Gespräch wurde mit erneuertem Eifer, aber friedlich fortgesetzt.

Der Wirth umkreiste während dessen die Tafel, zufrieden, unter seinen leichterregten Gästen die Einigkeit wieder hergestellt zu sehen, und ermunterte zum Trunk und zur Fröhlichkeit. Da fühlte er seine Schulter leicht berührt, und als er sich umwandte, stand ein junger Mann vor ihm, der auch zur Gesellschaft gehörte, bisher aber am Gespräch, wie am Trunk wenig Theil genommen hatte. Herr Johannes Wellenberger sah seinen Gast vor sich stehen, den Hut in der Hand, und sagte gutmüthig: „Ei, mein werther Herr van Kraag, was bedeutet denn das? Ihr wollt mir doch nicht das Leid anthun, und meine Mahlzeit verlassen, noch ehe sie beendet ist?"

„Mit nichten, lieber Herr Wellenberger," sagte der

junge Mann, der nichts weniger, als der Sohn des holländischen Residenten war. „Ich bin vielmehr einige Augenblicke draußen gewesen in Eurem Gärtlein, um frische Luft zu schöpfen, und trat gerade ein, als Eure Gäste die Gesundheit des Sir Algenor Effinghams tranken. Das muß Euch doch sehr unangenehm gewesen sein."

„Das ich nicht wüßte, Herr van Kraag!" sagte Johannes gelassen. „Beim fröhlichen Trunk geht Manches drein, wofür ein kluger Wirth keine Ohren hat, und dann ist Sir Algenor ein Ehrenmann."

„Aber ein Feind der General-Staaten und ich bin Euer Gast!"

„Ich habe den Toast nicht ausgebracht!" sagte Johannes kalt, „stehe Euch aber gleich zu Befehl, wenn Ihr auf das Gedächtniß de Ruyter's oder Tromp's ein Glas leeren wollt."

„Darnach gelüstet mich gerade nicht!" entgegnete der junge Niederländer störrisch.

Diese Antwort schien Herrn Johannes zu verdrießen, doch seiner Pflicht als Wirth eingedenk, fragte er: „Steht denn sonst etwas zu Eurem Befehl?"

„Nun wer weiß! Hört, Herr Johannes, Eure Gäste plaudern lustig mit einander und bedürfen Eurer gegenwärtig nicht, so gönnt mir denn eine kurze Unter-

redung, und laßt uns etwas abseits gehen, um jene Herren nicht zu stören oder von ihnen gestört zu werden."

Man sah es Herrn Johannes an, daß er nicht besondere Lust zu einem solchen Zwiegespräch hatte, doch mochte er dem verzogenen Söhnlein eines mächtigen Mannes nicht ohne Noth etwas abschlagen und führte ihn in ein nahe gelegenes Zimmer.

„Ich wollte Euch nur fragen," sprach Adrian van Kraag lauernd, „ob Ihr, sobald Ihr Euch wieder nach Neumühlen begebt, mich nicht mit Euch nehmen wollt? Ich habe viel Schönes von diesem Dörflein gehört, und möchte es wohl durch Euch kennen lernen; denn da Ihr so häufig draußen seid, müßt Ihr dort sehr zu Hause sein."

„Was wollt Ihr damit sagen?" fragte Johannes, nicht ohne Verlegenheit.

„Nun, Herr," entgegnete der Holländer, „Allmänniglich weiß es, daß Ihr wöchentlich mindestens zweimal herauswandert, und allda einer wunderschönen Dame einen Besuch abstattet . . . ."

„Ihr habt den Spion gemacht?" fragte Johannes verächtlich.

„Zu derlei Geschäft habe ich mich niemals hergegeben!" sprach Adrian van Kraag stolz. „Aber ich

kann nichts dafür, daß mein Diener es zufällig erkundschaftet und mir hinterbracht hat. Erst habe ich ihn wegen seiner unzeitigen Neugier hart angelassen, und war nahe daran, ihn aus dem Dienste zu thun."

„Daran würdet Ihr ausnehmend wohl gethan haben."

„Dann aber kam es mir wieder absonderlich lustig vor, daß ein alter ehrsamer Bürgersmann, wie Ihr, einflußreicher Börsenherr und ehrbarer Oberalter des ältesten Kirchspiels der Stadt, so häufige Besuche bei einer jungen und schönen Dame abzustatten hat, und ich beschloß, da auch ich den edlen Frauen nicht abhold bin, Euch zu ersuchen, mich bei Eurer Freundin einzuführen, wenn Ihr das nächste Mal wieder dahin geht."

„Das Haus jener Dame ist kein Haus für junge Herren Eures Gleichen!" platzte Herr Johannes heraus, der sich nicht länger zu bemeistern vermochte.

Herr Adrian trat, bleich vor Zorn, einen Schritt zurück, doch bezwang er sich und sagte mit kaltem Spott: „Ihr wollt nicht? Nun, ich verdenke es Euch nicht. Niemand läßt sich gerne in's Gehäge gehen, und am wenigsten, wenn der Unterschied so groß ist, wie zwischen Euch und mir!"

„Unverschämter!" murmelte Herr Johannes vor sich

hin, Jener aber fuhr fort, als ob er nichts gehört hätte: „Nun müßt Ihr es mir nicht verübeln, mein bester Herr, wenn ich auf eigne Hand zu erhalten suche, was Ihr mir zu geben weigert. Der Weg nach Neumühlen ist keine unbekannte Heerstraße, und ihn aufzufinden soll mir gar wohl gelingen. Dann aber, mein Herr Johannes, dann nehmt Euch in Acht! Ich müßte nicht der erfahrne Frauenkenner sein, der ich bin, wenn mir mein Wagestück mißlänge, und ich will Euch Eure Geliebte abspenstig machen, wenn Ihr auch noch zehnmal näher wärt, als Ihr wirklich seid."

„Euer Benehmen überschreitet alles Maaß!" sprach Herr Johannes voll edlen Zornes. „Ich vermahne Euch, mit mehr Achtung von einer Dame zu sprechen, welche die Hochachtung der ganzen Welt verdient, wenn Ihr mich nicht zu vergessen zwingen wollt, daß Ihr mein Gast seid!"

„Das ist lustig und toll zur selben Zeit, Herr," sagte Adrian van Kraag. „Ihr werdet zornig und groß zugleich, um mich auf andre Gedanken zu bringen, aber das gelingt Euch nicht; denn gerade heraus, mich treibt der Kitzel bei Eurem Liebchen Euch aus den Sattel zu heben, und dies so schnell als möglich."

„Ihr habt's erreicht, Herr!" entgegnete Johannes voll tiefer Verachtung. „Ja, Ihr sollt bei jener Dame

eingeführt werden. Meine Ehre, und noch mehr die Ehre jener Frau fordern es dringend von mir, daß Ihr Euch eines Andern überzeugt. Morgen, wenn es Euch genehm ist, wollen wir um zehn Uhr Vormittags uns am Millernthore treffen."

„Ich werde pünktlich dort sein," war die Antwort. „Aber soll ich Euch nicht lieber in Eurer Behausung treffen? Meine Kutsche . . . ."

„Ich möchte Euch nicht gerne in einer Angelegenheit, die für Euch nur Unangenehmes zur Folge haben wird, so viele Mühe machen," sprach Herr Johannes ernst. „Laßt es daher bei meiner Anordnung bewenden. Also Morgen um zehn Uhr, und ich muß jetzt, um meiner Ehre willen, darauf bestehen, daß Ihr nicht ausbleibt. Nun aber, entschuldigt mich; ich habe der Gastfreundschaft genug gethan, indem ich, um dieser unerfreulichen Zwiesprach willen, so lange Zeit meinen andern Gästen mich entzogen habe. Ist Euch noch gefällig, die Mahlzeit fortzusetzen?"

Herr Adrian van Kraag dankte kurz und ging aus dem Zimmer, Herr Johannes Wellenberger aber kehrte zu seinen Gästen zurück, die noch immer auf stolzer Flut umherschifften, und die gegenseitig befreundeten Flaggen unermüdet hoch leben ließen.

Sechstes Kapitel.

Am andern Morgen sah man die Herren Adrian van Kraag und Johannes Wellenberger Altona durchschreiten und den Weg nach Neumühlen einschlagen.

„Wollt Ihr nicht," sprach Herr Adrian seinen Gefährten an, mit dem er bis jetzt nur wenige Worte gewechselt hatte, „wollt Ihr nicht die Güte haben, werther Herr, und mir einige Auskunft über die Dame ertheilen, der wir nun sogleich unsere Aufwartung machen werden. Die Unterhaltung geht leichter und rascher von Statten, wenn die Personen sich genau kennen, und Ihr selbst seid gewiß am besten überzeugt, daß ich von Eurer Schutzbefohlenen nicht das Geringste weiß."

„Mir sind die Verhältnisse der Dame selbst unbekannt," sagte Johannes kurz. „Ich besorge nur auf Verlangen eines auswärtigen Hauses ihre Geldgeschäfte, und habe mich um ihre Familiengeschichten nicht bekümmert."

„Nicht?" entgegnete Adrian boshaft. „Nun, mein werther Herr, so sollt Ihr sehen, daß ich nicht gewilligt bin, Gleiches mit Gleichem zu vergelten, und gern theile ich Euch mit, was ich über jene geheimnißvolle Dame erfahren habe, die nicht, wie der Name Falkenberg,

den sie führt, zu besagen scheint, eine Deutsche, viel-
mehr eine Tochter des Auslandes ist."

Johannes Wellenberger schwieg und kniff die Lippen
zusammen.

„Sie ist nämlich eine Engländerin, und zwar die
Tochter eines berühmten Seeofficiers, mit einem Worte,
die schöne Tochter Sir Algenor's Effingham."

„Herr van Kraag!"

„Bitte Euch, guter Herr, verhaltet Euch ruhig.
Warum wechselt Ihr die Farbe? Ein Mann, wie Ihr,
ist doch wohl seines Spieles sicher? Diese Dame nun,
die Wittwe Falkenberg, wie sie in Eurem Hauptbuche
aufgeführt ist, war natürlich einmal verheirathet. Ihr
könnt mir nicht sagen, mit wem?"

„Nein!"

„Ihr zwingt mich also, ferner Eure Geheimnisse
auszuplaudern," fuhr Herr van Kraag mit kaltem
Gleichmuthe fort. „Der Gemahl dieser geschiedenen Dame
— ich sage geschieden, Herr Wellenberger, denn eine
geschiedene oder eine verwittwete Dame gilt in diesem
Falle gleich — jener frühere Gemahl also war, wenn ich
nicht sehr irre, der Erbprinz von ***."

„Nicht weiter, Herr Adrian van Kraag!" rief
Johannes heftig.

„Und warum nicht?" entgegnete Jener. „Ihr seid

ein alter Mann und solltet Ruhe und Besonnenheit vor mir voraus haben. Leicht seht Ihr nun, daß ich Alles weiß, und ich will Euch nicht den Schluß verweigern. Man erwartet hier Besuch; der Fürst von ***, der ehemalige Gatte jener Dame wird kommen, und seiner Liebe von ehedem, so wie dem Sprößling seiner Zärtlichkeit einen Besuch abstatten. Begreift Ihr nun, weshalb ich um jeden Preis bei der Dame eingeführt sein wollte?"

„Durchaus nicht!" sagte Herr Johannes kurz.

„In der That, Ihr seid eigensinnig zum Exceß!" fuhr Adrian fort. „Aber ich bitte Euch, hört mich geduldig an." Er sprach nun angelegentlich zu dem alten Kaufherrn, der zwar den Worten des jungen Niederländers ein aufmerksames Ohr lieh, dem man es aber ansah, daß alle Pfeile, die dieser vom Bogen schnellte, von seiner ehernen Brust machtlos abprallten. Adrian war seines Gegenstandes so voll, daß er gar nicht auf die Gleichgültigkeit seines Gefährten achtete, sondern mit diesen Worten schloß: „Ihr seht also ein, daß wenn jenes Fürstenthum seine überseeischen Verbindungen ausdehnt und Verträge mit England schließt, wir dadurch große Verluste erleiden müssen. Mein Vater hält es aber für ein Leichtes, diesem vorzubeugen, wenn es ihm nur gelänge, mit dem Fürsten zu reden,

ohne daß ein Anderer von dieser Unterredung Kenntniß hätte. Diese hofft mein Vater, bei der stündlich zu erwartenden Ankunft jenes Herrn, durch Eure gütige Vermittlung zu erhalten."

„Ich kann nichts thun!" sprach Herr Johannes mit beharrlichem Eigensinn.

„Bitte Euch, Herr, bessert Eure Rede. Verkennt Euren eignen Vortheil nicht. Eine Angelegenheit, die für unsere Familie sowohl, als für unser ganzes Vaterland von so überwiegendem Nutzen werden kann, muß auch Euch glänzende Vortheile sichern. Ihr treibt großen Handel mit den Niederlanden, und braucht öfter die Vermittlung meines Vaters. Er hat sie Euch nie versagt. Jetzt zeigt es sich, daß mein Vater Eurer bedarf, und Ihr werdet ihm gewiß wieder gefällig sein; Ihr werdet es, in Erwägung der großen Spekulation, die Ihr in Rotterdam begonnen . . . ."

Herr Adrian brach mitten in der Rede ab; er schwieg, und überzeugt, daß er jetzt den entscheidenden Sieg erkämpft habe, ging er, ohne ein Wort zu sagen, neben dem Kaufmanne her. Dieser verhielt sich ebenfalls schweigend; aber die Gewalt der Gründe, die ihm von Adrian mitgetheilt wurden, der Umstand, daß seine Unternehmungen auf Rotterdam, in Folge von Intriguen, möglicherweise scheitern könnten, wenn er fortfahre,

in seinem Eigensinne zu beharren, lösten ihm die Zunge, und ehe sie das Dorf betraten, sagte er, halb zu seinem Gefährten gewendet: „Ich werde mich bedenken, was in dieser Angelegenheit zu thun ist.“

Mit dieser Erklärung war Herr Adrian van Kraag zufrieden. Die Einführung dieses jungen Herrn bei der schönen, fremden Dame ging ohne Störung von Statten. Sie hatte bereits mehrere Bekanntschaften machen müssen, und empfing öfter Besuche. Ihr Incognito glaubte sie dabei nicht gefährdet. Herr Adrian van Kraag begnügte sich, nachdem er der Dame mit all seinen Namen und Titeln vorgestellt worden war, derselben einige Höflichkeiten zu sagen, und beim Abschiede um die Erlaubniß zu bitten, die Bekanntschaft fortsetzen zu dürfen, wobei er nicht unterließ, der Dame seine einflußreichen Dienste anzubieten, falls sie geneigt sein sollte, davon Gebrauch zu machen.

„Ihr hättet mich dieser neuen Bekanntschaft wohl entheben können, mein lieber Herr Wellenberger,“ sprach die Dame, die von der Liebenswürdigkeit, die Herr Adrian entwickelt zu haben glaubte, nicht besonders erlabt schien. „In meiner Lage will mir Einsamkeit am meisten geziemen.“

„Es war auch durchaus nicht meine Absicht,“ entgegnete Herr Johannes, „jenen Herrn von Eurer An-

wesenheit allhier in Kenntniß zu setzen, noch weniger aber, denselben bei Euch einzuführen. Aber er hat es selbst ausgekundschaftet, daß Ihr hier seid, weiß ich gleich nicht auf welche Weise; dann aber mir solche Dinge kundgegeben, die es rathsam erscheinen ließen, ihm den Zutritt zu vergönnen, ehe und bevor er sich denselben auf eine andere Weise zu verschaffen gewußt hätte."

Die Dame sah ihn fragend an.

„Ich weiß wohl, daß eine Dame, wie Ihr, sich nicht sonderlich mit der Politica und dem Commerzio befasset, und Ihr daher nicht wohl einzusehen vermöget, was dem jungen Herrn für Mittel und Wege in besagter Angelegenheit zu Gebote stehen, die er betreten kann, wenn sie auch mühsam sind, sintemal die Conjunctur für ihn von großer Wichtigkeit ist. Erlaubt mir aber, Euch in dieser Angelegenheit den nöthigen Aufschluß zu ertheilen."

Herr Johannes sagte der Dame zur Aufklärung dieses Verhältnisses so viel, als ihr zu wissen dienlich schien, und schloß dann: „Mag dies Alles ruhen, bis der durchlauchtigste Herr kommt! Wir wollen es seiner Weisheit anheim geben, was er in dieser Sache beschließen mag, ob ich gleich nicht einsehe, daß es irgend etwas schadet, wenn er eine Conferenz mit dem Herrn Ministerresidenten des Erbstatthalters habe."

Dieser Ansicht war Herr Johannes Wellenberger vor

acht und vierzig Stunden noch nicht gewesen, als er im ganz entgegengesetzten Sinne zwei lange Briefe nach England abgehen ließ. Damals war es ihm aber auch noch unbekannt, daß Herr Adrian van Kraag von seinen Rotterdamer Speculationen etwas wußte.

Die Dame hörte nur halb auf diese Erörterungen; denn ihre Phantasie wurde von ganz andern Angelegenheiten bewegt, und als sie eine schickliche Gelegenheit fand, den Kaufmann zu unterbrechen, sagte sie hastig: „Ihr habt doch gewiß gehört, wie unglücklich ich in der Zeit, da wir uns nicht gesehen haben, hätte werden können?"

„Mit großer Bekümmerniß habe ich von dem Unfalle gehört!" entgegnete Herr Johannes. „Euer liebliches Kind ist bei heftigem Stromgange in die Elbe gefallen und wäre fast ertrunken."

„Schrecklich! Schrecklich!"

„Und wurde dieser Gefahr durch den Muth eines jungen Fischerknaben entrissen. So habt Ihr denn durch Gottes Fürsorge Euer theuerstes Kleinod wieder empfangen, und habt alle Ursache seine Güte zu preisen."

„Ich dankte ihm aus der Fülle meines Herzens!" sagte die Dame, „aber doch mischte sich der freudigen Empfindung ein bittrer Wermuthstropfen bei. Ihr wißt noch nicht, daß jenes Ereigniß ein Unglück anderer

Art herbeiführte. Mein Edmund hat vor Schreck die Sprache verloren."

„Was sagt Ihr mir da?"

„Anfangs glaubte ich, es würde nur vorübergehend sein, aber er bleibt stumm. Seit jenem fürchterlichen Fall versagt ihm die Zunge den Dienst. Der berühmte Arzt, den Ihr die Güte hattet, mir zu empfehlen, war bereits mehrere Male hier und hat erklärt, der Knabe hätte seine Sprache in Folge eines großen Schreckens verloren. Durch künstliche Mittel könnte hier keine Wiederherstellung herbeigeführt werden. Aber es sei wohl möglich, daß bei einer großen und besonderen Veranlassung sich die Sprache wieder fände. Dies könne aber nur in Folge einer leidenschaftlichen Aufregung geschehen."

„Das ist allerdings ein höchst betrübendes Ereigniß und mir bisher unbekannt geblieben, sintemal es mir in der letztverwichenen Woche unmöglich war, Euch meine Aufwartung zu machen. Ich statte Euch darüber mein innigstes Beileid ab, verhoffe aber, es werde sich die göttliche Allmacht Eurer und des lieblichen Kindes erbarmen, und ihm die verlorne Gabe der Sprache wiederschenken."

Nachdem der Kaufmann solchergestalt die bekümmerte Mutter sattsam getröstet zu haben glaubte, auch sich erkundigt

hatte, ob die Dame ihm einige Befehle ertheilen wolle, entfernte er sich mit dem Versprechen, bald zurückzukehren.

Sara blieb allein. Sie saß sinnend da und schaute durch die offne Thür des Zimmers in den angränzenden Garten. Ihre Gedanken weilten bei dem Manne, dem ihr Herz von dem ersten Augenblicke gehörte, da sie ihn gesehen, und um dessentwillen sie jedes Opfer gebracht hatte. „Es geschah seines Glückes wegen," sprach sie vor sich hin, „möchte es nur zu seinem Glücke ausgeschlagen sein. Wird sie, die auf einem Thron zum Thron geboren wurde, ein Herz haben für die Freuden und Leiden meines Lieblings? Und wenn er Alles fand, Alles ihm wurde, was er mit mir verlor? Wenn sie nicht blos Fürstin, sondern auch liebende Gattin ist? Dann Heil und Segen mit ihm und mit ihr! Dann sind die heißesten Gebete meines Herzens erhört worden. Mir aber! mir . . . ." Ihre Rede stockte und ihr Auge schweifte umher, als suche sie nach einem Gegenstande, der ihr Ersatz bieten könne, für den erduldeten Verlust. Da schwebte ein leichter Schatten über den sonnenhellen Platz vor der Thür, und auf der Schwelle derselben erschien ein bildschöner Knabe.

„Edmund!" rief die Dame, und der Knabe eilte zu der Mutter, den Lockenkopf in ihrem Schooß verbergend.

„Mein Edmund! Mein theures Kind!" sprach die

Mutter liebkosend. „Du meines Heinrich's Sohn und meines Herzens Freude! Wo warst du während der Dauer von zwei langen Stunden? Verzeihe mir, mein Herr und Gott! daß ich in meinem Schmerze mich arm und verlassen nannte; ich bin ja reich, sehr reich, ich habe mein Kind, mein liebes Kind! Sein Kind!"

Edmund sah zu der Mutter auf. Er kletterte auf ihren Schooß, sah sie mit seinen klaren Augen an und bewegte die Lippen, als ob er sprechen wollte; dann aber schlang er die kleinen Arme um ihren Nacken, und sie preßte ihn an sich, so fest, als wäre Jemand da, der ihn ihr entreißen wollte. Sie drückte ihn an sich mit einem überströmenden Gefühl von Wehmuth und Freude zu gleicher Zeit.

„Wo warst du, böses Kind?" fragte sie nach einer Pause, während sie ihn mit dem sanften Blick der innigsten Mutterliebe betrachtete. „Und wo hast du deinen Emanuel?"

Rasch deutete Edmund mit der Hand nach dem Eingange, wo ein Fischerknabe blöde, gesenkten Hauptes, den Hut in der Hand drehend, unbeweglich stand.

Es ist schwer zu sagen, ob es je einen Knaben gab, der häßlicher gewesen wäre, als dieser, der Emanuel hieß, und Edmund's Retter war. Keines seiner Gliedmaßen paßte zu dem andern, die größten Gegen-

sätze waren in seiner Gestalt bemerkbar, und wenn ma
in sein abschreckend häßliches Gesicht blickte, sah man ei
menschliches Wesen vor sich, das Lachen und Furcht zu
gleich erregte. Aber wie unbeholfen auch die einzelne
Körpertheile Emanuel's sein mochten, er war knochig un
stark, und wer mit ihm im Bösen anfing, konnte sich
auf eine Niederlage rechnen. Unter zwei buschigen Auge
brauen blitzten zwei große Augen hervor, und durch die
that man einen Blick in das Innere des Fischerknaben
es strömte eine Welt von Gutmüthigkeit daraus hervo

„Komm näher, Emanuel!" sprach die Dame. „Pfu
du mußt nicht so blöde thun! — Komm, und sage, ob du me
nen Edmund recht lieb hast, und ihm beistehen willst, wen
er größer wird und des Beistandes vielleicht bedarf?"

„Das will ich gewiß und wahrhaftig!" betheuer
Emanuel, und legte die Hand auf das Herz.

„Und du, Edmund! wirst du deinen Retter ste
lieben und ihm dankbar sein für seine Treue?"

Mit einem frohen Blicke sah der Knabe die Mu
ter an, und warf sich dann an die Brust Emanuel'
ihn herzlich umarmend und küssend.

„Gott segne Euren Bund!" sagte die Mutter gerüh
und legte ihre Hände auf das Haupt des Schönen u
des Häßlichen.

Siebentes Kapitel.

„So sehen wir uns wieder!"

Und ihr Gesicht ruhte an der Brust des ihr nun
ıtrissenen Freundes.

Mit männlicher Rührung stand Heinrich der von
)m geschiedenen Gattin gegenüber. In diesem Augen=
licke erwachte die Erinnerung an dasjenige, was er
lit ihr besessen und mit ihr verloren hatte, allmächtig
ı ihm, und sein Herz bebte.

Sara betrachtete ihn mit inniger, reiner Liebe, ihr
)les, großes Herz hatte längst das Opfer gebracht,
nd die Größe desselben vergessen. Freudig hatte sie
)r Glück dahingegeben, um dasjenige des geliebten
Nannes zu erschaffen; sie hatte dem Bunde mit ihm
ntsagt, um ihn seiner Pflicht, seinem Volke, seinem
Baterlande zurückzugeben. Ihr Zweck war erreicht; das
and des Geliebten war glücklich durch eine weise Re=
ierung, ein Erbe sicherte die Zukunft desselben, und
e durfte sich gestehen, es sei großentheils ihr Werk.
Dies Bewußtsein ließ sie nicht allein das dargebrachte
Opfer verschmerzen, es freute sie sogar. Sie zeigte
aher bei diesem ersten peinlichen Zusammentreffen weit
ehr Muth und Besonnenheit, als er, und als der

erste bittere Moment vorüber war, der ihr die ganze Größe ihres frühern Besitzthumes und ihres jetzigen unwiederbringlichen Verlustes zeigte, nahm sie die Hand des Freundes und führte ihn zu einem Sessel.

„Nehmen Sie hier, mir gegenüber, Platz, mein Freund," bat sie mit süßer Stimme. „Suchen Sie Ruhe und Fassung zu gewinnen, lieber Heinrich. Sie gestatten es mir doch, Sie so zu nennen? Sprechen Sie zu mir von sich, von Ihrer Gattin, Ihrem Sohne, Ihrem zweiten Sohne."

„Edmund! Mein Edmund!" rief Heinrich lebhaft erregt aus, „mein theures, geliebtes Kind! das süße Pfand eines unermeßlichen, für immer verlorenen Glückes! Wo ist der theure Knabe?"

„Sie werden ihn sehen, mein Freund; nachher! Sprechen wir zuerst von uns. Diese Zusammenkunft war Ihr Wunsch, Heinrich. Nach meiner Ansicht hätte sie nicht stattfinden sollen, aber Ihr Wille ist mir auch jetzt noch heilig. Gehen wir denn über die Vergangenheit hinweg, sie kann uns nur schmerzlich aufregen, und erzählen Sie mir von sich, was ich nur unvollkommen weiß."

„Was kann ich Ihnen sagen, theure Sara? Ich verließ Sie mit schwerem Herzen, mit einer trüben Ahnung, die nur zu sehr erfüllt werden sollte. Ich befand mich

an dem Sterbebette eines milden, gütigen Vaters und
erſprach, — was hätte ich ihm nicht verſprochen! —
erſprach ihm, das reinſte, edelſte Erdenglück hinzuwer-
en, um den blendenden Schimmer einer Krone. Aber
nan verlangte noch mehr von mir, man verlangte die
Trennung von Ihnen. Das hätte ich nicht vermocht;
ieſes Opfer hätte die Beredſamkeit der ganzen Welt
icht von mir zu erhalten vermocht."

„Das weiß ich!" antwortete Sara. „Und doch
nußte es gebracht werden; der Lehrer Ihrer Jugend,
er würdige, fromme Prieſter, ſetzte es mir auseinan-
er; ich erkannte die Nothwendigkeit des Entſchluſſes
n, und es geſchah, was mußte. Mein innigſtes, heißes
Gebet war nur, daß es zu Ihrem Frieden gereichen
möge. Und nun, mein Freund, erzählen Sie mir von
hrem Leben, von Ihrem Wirken für Menſchenwohl
nd Menſchenheil. Sagen Sie mir Alles; auch das
Geringſte erweckt meine Theilnahme."

Heinrich that es. Sein Herz wallte über und der
luß der Rede drang in ſeiner klaren und feſſelnden
Weiſe über ſeine Lippen. Er theilte der Geliebten
ie geheimſten Gedanken ſeines Herzens mit; er legte
or ſeine Pläne und Entwürfe vor; ja, manche, die
ur noch in dem erſten ſchwachen Umriſſe vor ihm
gen, gewannen in dieſer ſchönen Stunde Leben; er

wurde sich ihrer deutlich bewußt, zum Glücke aller Derer die ihre Zukunft davon erwarten sollten. Heinrich bemerkte es selbst und lächelte: „Ich wußte es wohl daß ich an Ihrer Seite besser, vollkommener sein würde und deswegen drängte es mich, diese Zusammenkunf mit Ihnen zu veranstalten."

„Und nur von Ihrer Gattin haben Sie noch nicht zu mir gesprochen, Heinrich. Sie haben mir nicht der Hausvater in dem Kreise der Seinigen geschildert, son dern immer nur den Fürsten. Geben Sie mir ein freundliches Bild Ihrer Häuslichkeit, Ihres Familien lebens."

„Habe ich eine Häuslichkeit? Kenne ich die Wonn des Familienlebens, seit ich von Ihrer Seite gerisse bin? Prinzessin Juliane ist eine edle, hochherzige, abe sehr stolze Dame. Sie ist durch Convenienz mit mi verbunden; es schmeichelte ihr, durch das Bündniß mi mir eine souveraine Fürstin zu werden. Geliebt hat si wohl nie. Ob sie weiß, daß ich vermählt war, ist mi unbekannt. Nach der Art und Weise zu schließen, wi man die Geheimnisse der Fürsten bewahrt, muß ich e glauben, doch hat sie sich nie, auch nur im Entfernte sten, eine Anspielung erlaubt, die mir Gewißheit dar über hätte geben können. Ihre Erziehung ward nac der strengsten Etiquette begonnen und vollendet, wie si

an dem Hofe ihres Vaters herrschte. Dieses ganze beläſtigende Formenweſen hat ſie auch bei uns nach und nach einzuführen gewußt, und wir ſind beide die erſten Sclaven deſſelben. Mein Sohn wird nach demſelben Syſtem erzogen; ich ſehe ihn nur bei beſonderen Gelegenheiten, weil das Geſetz der Etiquette, wie es an dem Hofhalt meiner Gemahlin beſteht, einen zwangloſen Umgang zwiſchen Eltern und Kindern für unzuläſſig erklärt. Das iſt die Geſchichte meines irdiſchen Daſeins, ermeſſen Sie daraus, wie glücklich und wie unglücklich ich bin."

Bewegt hielt der junge Fürſt inne, und fragte nach einer Pauſe wiederholt nach Edmund. Sara entgegnete, daß der Knabe ſchlafe, daß ſie aber den Vater alſobald zu ihm führen werde: „Für mich, mein lieber Heinrich, habe ich durchaus nichts von Ihnen zu erbitten," ſprach Sara ernſt. „Sie haben mir, ehe ich um etwas bat, Alles ſo reichlich gewährt, daß ich Sie bitten möchte, einen großen Theil deſſelben wieder zurückzunehmen, weil es mir überflüſſig iſt. Aber Ihren Sohn lege ich Ihnen an's Herz; ihm müſſen Sie einen Theil Ihrer Sorge widmen. Es iſt ein Mann, der der Welt und dem Leben angehört; wäre es ein Mädchen, ich dürfte Sie nicht beläſtigen. Aber ein Knabe muß eine männliche Erziehung genießen, er bedarf bei

seinem ersten Eintritt in das Leben eines kräftigen Führers. Sie können ihm dieser nicht sein, aber Sie werden ihm einen solchen senden. Ihnen vertraue ich, daß Sie für unsern Edmund sorgen, den das Schicksal hart prüfte, als es ihm bei jenem verhängnißvollen Ereigniß die Sprache nahm."

„Es bedarf der Zusicherungen nicht, meine theure Sara," entgegnete Heinrich. „Wenn Sie diese Schrift durchsehen wollen, werden Sie erkennen, was ich für unser Kind zu thun willens bin, und wie ich dessen Zukunft zu sichern denke."

Er übergab ihr das Papier und sie las es aufmerksam durch, während der Fürst mit den Blicken der innigsten Sehnsucht auf der Gestalt des schönen Weibes ruhte, die einst seine Gattin gewesen war. Thränen glänzten in ihren Augen, und mit bewegter Stimme sprach sie: „Ich danke Ihnen, Heinrich, mehr vermag ich Ihnen nicht zu sagen; aber Sie kennen mich noch genug, um zu wissen, was in meinem Herzen vorgeht."

Sie reichte ihm dann in tiefer Bewegung die Hand und sagte: „Kommen Sie, wir wollen zu Ihrem Sohn gehen."

Hand in Hand begaben sie sich in ein anderes Zimmer, wo Edmund, sanft schlummernd, auf einem Ruhebette lag. Heinrich trat heran, kniete nieder und haucht

inen Kuß auf die Stirn des Lieblings. Der Knabe rwachte und sah den fremden Mann fragend und mit roßen Augen an; dann winkte er der Mutter.

Diese kam herbei; Edmund faßte ihre Hand, seine ippen bewegten sich, er schien zu fragen: „Wer ist er Mann?"

Sara nahm schnell das Wort und sagte: „Diesen Mann mußt Du stets achten und lieben; er ist der Freund Deiner Mutter; er wird auch Dein Freund und Wohlthäter sein, mein Edmund."

Der Kleine lächelte und schlang seinen Arm um den Nacken des Fürsten. Er küßte ihn und drückte ihn an sich; dann ließ er ihn los und betrachtete ihn unverwandt mit der größten Aufmerksamkeit, als wollte er sich sein Bild tief in Herz und Gemüth einprägen; darauf winkte er der Mutter fröhlich zu, als wollte er sagen: „Verlaß Dich darauf, ich werde ihn jetzt niemals vergessen!"

„Und soll das Kind heranwachsen, ohne zu wissen, daß jemals ein Vaterauge auf ihm ruhte?" fragte Heinrich. „Soll er nicht wissen, daß ich es bin, dem er sein Leben dankt? Und wenn Sie ihm einst, wenn er herangewachsen ist, das Schicksal seiner Aeltern erzählen, soll ihm dann nicht die Erinnerung mein Bild zurückrufen und er sich sagen können: Das war mein

Vater? Nein, Sara, nein! Sie fordern zu viel von mir Ich kann Ihnen nicht gehorchen! Edmund! Mein Knabe Mein süßes, goldgelocktes Kind! Höre mich! Ich bin es Dein Vater! Dein armer Vater, der unglücklich genug ist von Dir stets getrennt leben zu müssen! Verstehst Du mich Edmund! Ich bin Dein Vater, der Dich über Alles liebt!"

Der Knabe sah den Fürsten mit klugen Augen an noch einmal ruhte sein Blick, wie forschend, auf den Mann, der in so leidenschaftlichen Worten zu ihm gesprochen hatte; dann aber warf er sich an die Brust des Fürsten, riß sich wieder los, zog die Mutter herbei, und schlang seinen kleinen Arm um Beide.

„Sara!" rief der Fürst leidenschaftlich. „Der Knabe vereinigt uns; er führt uns wieder zusammen, nachdem die eiserne Hand des Schicksals uns trennte. Ach, daß es nur für Augenblicke und nicht für die Dauer des Lebens ist. Sara! Edmund! Bei Euch ist mein Glück, meine Freude, meine Seligkeit! Außer Euren Bereiche ist trübe, finstre Nacht!"

Der Gewalt des Augenblickes vermochte die Mutter nicht zu widerstehen, in dieser Minute vergaß sie Vergangenes und Künftiges, nur die Gegenwart stand mit lebhaftem Entzücken vor ihr. „Heinrich!" jauchzte sie laut, „Heinrich! Edmund! Meine Welt!" Und in inniger Umarmung hielten sie sich umschlungen.

Eine Stunde und mehr war verstrichen. In ruhi-
em Gespräche saßen Heinrich und Sara neben einan-
er; der Knabe war auf dem Schooße des Vaters ein-
eschlafen. Noch einmal war Vergangenes und Künf-
ges besprochen, noch einmal gedachte man der seligen
Gegenwart, dann erhob sich Sara zuerst und sagte:
Und nun zum Scheiden! Ich bin vollkommen gefaßt
nd bereit! Lebe wohl, mein theurer Freund! Wir
heiden für immer. Nimm das Gedächtniß an diese
Stunde mit Dir, und Du wirst nie ganz unglück-
ch sein."

Heinrich reichte ihr die Hand: „Gott mit uns!
Wenn Du den Lauf der Geschicke verfolgst und ver-
immst, wie die Welt sich gestaltet, und welchen Theil
e Herren der Erde an dem Geschick der Völker neh-
en, so hoffe ich, Deiner nicht unwerth zu sein. Du
llst mit Zufriedenheit an den Mann Deiner Liebe zu-
ickdenken können."

Draußen ward ein Geräusch vernehmbar; der Fürst
ng selbst hin, um die Thür zu öffnen, und der ehr-
ire Oberalte von St. Nicolai, Herr Johannes Wel-
nberger, trat ein: „Eure Durchlaucht wollen zu hohen
naden halten!" sagte der ehrsame Bürgersmann; „aber
däucht mir an der Zeit zu sein, aufzubrechen, wenn
ir eben so unbemerkt uns entfernen wollen, als wir

hier angelangt sind. Der Anbruch des Tages ist nich
mehr fern."

„Ihr habt ganz recht, mein wackrer Freund!" sprach
der Fürst, „und Ihr seht mich bereit zu folgen. Eh
ich aber gehe, wiederhole ich Euch in dieser Dame Ge
genwart meinen Dank für alle Sorgfalt, welche Ih
derselben gewidmet, und ich bitte Euch dringend, auch
fernerhin so edel und rechtschaffen, wie bisher, zu sorgen."

„Eure Durchlaucht möge sich hierauf festiglich ver
lassen, wie auf die Wahrheit des Evangeliums. Ich
bin kein Mann von vielen Worten, aber die Solidität
meines Hauses ist erprobt auf den Handelsplätzen der
bekannten Welt. Es mag Eure Durchlaucht nicht be
fremden, daß ich diese Angelegenheit, nach den Ansich
ten meines Standes, mehr wie ein Geschäft behandle
sie ruht doch in guter Hand. Zum Schluß aber, d
ich Ew. Durchlaucht nicht wieder sprechen könnte, d
Sie Dero Reise sogleich antreten wollen, möchte ic
in dem Interesse eines andern Committenten gehorsam
fragen, was Sie in Betreff der Anfrage des nieder
ländischen Gesandten beschließen?"

Der Fürst stand einen Augenblick nachdenkend, dann
aber sagte er rasch: „Nichts davon! Meines Vater
landes Heil ruht nicht in einem Bündnisse mit den Ge
neral-Staaten. Ich weise die lockendsten Versprechunge

zurück, denn sie sind nur da, uns zu täuschen. Sagen Sie das mit andern Worten dem Herrn van Kraag und geben Sie ihm zu verstehen, daß ich die Einleitung officieller Unterhandlungen nicht gerne sehen würde."

„Dies soll mit all' der Genauigkeit bestellt werden, die die Wichtigkeit des Gegenstandes erheischt, und nun werde ich mit Ew. Durchlaucht Genehmhaltung den Reisewagen beordern."

Der Kaufmann ging. Noch ein kurzer, aber herzerschütternder Abschied fand statt, dann folgte die Trennung für's Leben. Der Fürst schwankte aus dem Zimmer. Als Sara einige Augenblicke nachher den fortrollenden Wagen hörte, sank sie auf die Kniee und hob die gefaltenen Hände empor: „Herr! Sei mit ihm auf allen seinen Wegen, jetzt und immerdar!"

Edmund weinte still.

Achtes Kapitel.

Es war der Geburtstag der Fürstin Juliane.

Auf dem platten Lande, wie in den Städten war dieser Tag ein allgemeines Fest. Wettrennen, Tänze im Freien, Stangenklettern, kurz, alle Lustbarkeiten, die das Herz des Volkes zu erfreuen vermögen, fanden in jedem Dorfe statt. In den Häfen flaggten alle Schiffe, die Kanonen donnerten ihren Gruß über das Meer hin, die Matrosen sangen und tranken. Reichverzierte Böte schwammen, von leichten Rudern getrieben, auf der krystallenen Fluth, lustige Musik erscholl aus den bewimpelten Gondeln und fröhliche Lieder erhöhten die allgemeine Lust. Als es Abend ward, entzündete sich Fackel an Fackel, von den höchsten Mastenspitzen der Schiffe erglänzten strahlende Laternen und bunte Lampen; die See glühte im Feuerglanz auf.

Auch in der Residenz selbst fanden Festlichkeiten statt; rauschendere, prächtigere sogar, als in den Landstädten, aber die Freude wollte nicht recht zum Durchbruch kommen. Der Fürst Heinrich, der eine kurze Reise nach einem benachbarten Staat angetreten hatte war nicht, wie es allgemein geheißen, zu dem heutigen Feste zurückgekehrt. Diesem Ausbleiben wurden di

verschiedenartigsten Motive unterlegt; es verbreiteten sich Gerüchte, die sich einander widersprachen. Einerseits sagte man, dieses Ausbleiben des Fürsten sei ein absichtliches; er sei mit der Fürstin gespannt, habe diese Reise als einen Vorwand gebraucht, um des Beisammenlebens mit ihr überhoben zu sein, und werde wohl sobald nicht wiederkehren. Diese Ansicht war die allgemeinere, und da der Fürst von dem größten Theile seiner Unterthanen herzlich geliebt wurde, so sprach sich für ihn das lebhafteste Bedauern aus, und die Aeußerungen, welche gegen die Fürstin laut wurden, zeugten nicht immer von den Sympathieen des Volkes gegen die Landesmutter. Zwar versuchten die Anhänger der Fürstin die Sache aus einem andern Gesichtspunkte darzustellen und alle Schuld auf den Fürsten zu schieben; aber der rastlosesten Bemühung wollte es nicht gelingen, irgend ein günstiges Resultat zu erzielen.

Glänzende Equipagen rollten von allen Seiten heran und fuhren im Schloßhofe vor. Es war Cour angesagt, und die Würdenträger des Staates, die Gesandten fremder Mächte, der hohe Adel, das Militair, die Notabilitäten der Kunst und der Wissenschaft, kurz Jeder, dem es vermöge Rang oder Geburt gestattet war, sich in dem Glanze des Thrones zu sonnen, drängte sich in die goldnen Säle, um von der hohen Gebieterin des

Landes einen Blick der Gnade, ein Wort der Gunst zu empfangen.

Aber dieser Stern, zu dem so viele Augen gläubig emporschauten, wollte nicht leuchten; eine Wolke des Unmuths ruhte auf der hohen, weißen Stirn. Das Ausbleiben des Fürsten war der gewichtige Grund. Fühlte sie sich auch nicht von Liebe zu ihm hingezogen, kränkte es sie doch, sich vernachlässigt zu sehen, und verletzter Stolz machte sie bitter. Die festliche Cour ward daher auch schneller beendet, als es sonst der Fall gewesen sein würde, und bald standen die stolzen Räume des Schlosses wieder leer. Sie blieben es auch für die fernere Dauer des Tages; denn der angekündigte, lange ersehnte Hofball ward, wegen eines plötzlichen Unwohlseins der hohen Herrin, unerwartet abbestellt. Als am Abend die ganze Residenz in einem Lichtmeer schwamm, bildete das hohe, düstre Schloß mit dem Glanze von außen einen traurigen Contrast, und bot dem Aberglauben oder der frommen Speculation willkommene Gelegenheit, nahe bevorstehendes Unheil zu prophezeihen.

In ihrem geheimen Kabinete befand sich die Fürstin Juliane und unterhielt sich angelegentlich mit einem jungen Cavalier, der in ehrerbietiger Haltung vor ihr stand.

„Sie berichten mir Unglaubliches, Baron!“ sprach die Fürstin, als jener seinen Vortrag geendet hatte. „Ich kann demselben unmöglich Glauben schenken.“

Der Cavalier, dem diese Entgegnung galt, war bei der Verheirathung der Fürstin aus dem Großherzogthum mit herüber gekommen und gehörte zu ihrer nächsten Umgebung. Ohne mit einem besondern Amte bekleidet zu sein, fanden sich für den Vertrauten aus der Heimath Geschäfte der mannigfachsten Art, und erst am heutigen Tage war er von einer geheimen Reise zurückgekehrt, deren Ergebnisse er so eben vorgetragen hatte. Als seine Herrin ihre Ungläubigkeit äußerte, zuckte er leicht die Achseln und antwortete: „Ich muß, so leid es mir thut, Ew. Hoheit widersprechen. Was ich Ihnen mitgetheilt habe, ist die strengste Wahrheit.“

„Mein Gemahl war also wirklich vermählt?“

„Er war es. Und die Frucht dieser sentimentalen Ehe ist ein stummer Knabe. Indessen ist die Ehe des Fürsten vor seiner Vermählung mit Ew. Durchlaucht in aller Form getrennt worden, und trifft den Fürsten von dieser Seite her kein Vorwurf.“

„Aber er steht fortwährend mit der Geschiedenen in Verbindung, sagte man mir. Ich hörte es von mehreren Seiten. Sie selbst sagen mir, daß er eben jetzt die Reise zu ihr antrat, während ich, und mit

mir das ganze Land, ihn im Interesse einer wichtigen Staatsangelegenheit entfernt glauben."

„Ich kann Ew. Durchlaucht das Unangenehme, was meine Aussage herbeiführt, nicht sparen. Es ist mir gelungen, den Aufenthaltsort jener Dame zu erforschen, ich habe sie gesehen, sie und den Knaben. Hieße es nicht, die Gunst der angebeteten Fürstin auf's Spiel setzen, ich würde sagen, sie muß eines solchen Gatten würdig gewesen sein. Kaum hatte ich mich zurückgezogen, als der Fürst kam. Es war bereits Abend; er blieb bis zum anbrechenden Morgen. Dann bestieg er den bereitstehenden Reisewagen. Nichts Fürstliches war daran zu sehen, der unbedeutendste Privatmann kann nicht einfacher reisen. Uebrigens hatte ich ziemlich sicher vernommen, daß die Reise direkt hier gehen würde, und ich kann nicht begreifen, wodurch die Ankunft des Herrn verhindert sein kann."

„Und von ihr sprechen Sie nicht weiter?" fragte die Fürstin, welche die letzte Mittheilung ihres Cavaliers kaum beachtet hatte. War auch in ihrem Herzen keine Liebe für ihren Gemahl vorhanden, so war sie doch Weib genug, um sich über die Neigung zu ärgern, die er einer Andern zuwandte, und die Fürstin Juliane ward in diesem Augenblicke die unversöhnlichste Feindin der unglücklichen Sara.

„Durchlaucht, jene Dame ist Ihnen am Ende wenig gefährlich . . . ."

„Herr Baron!" sagte die Fürstin erglühend, und der junge Mann erschrak heftig vor seiner unvorsichtigen Aeußerung. Er sah ein, daß die Fürstin sich verletzt fühlen mußte, da sie mit jener Frau auf eine Stufe gestellt ward. Auch sollte er sogleich die Folgen seiner Unbesonnenheit empfinden, denn die Fürstin sagte mit eisiger Strenge: „Ich denke, Sie überschreiten die Ihnen ertheilte Vollmacht, indem Sie Angelegenheiten zu berühren wagen, deren Vermittlung Ihnen nicht im Entferntesten aufgetragen war. Sie sind entlassen."

Der junge Mann entfernte sich, äußerst bestürzt über den Zorn seiner Gebieterin, die ihm bisher nur freundliches Wohlwollen gezeigt hatte, und ließ diese in einer sehr unangenehmen Stimmung zurück, die noch anhielt, als ihr der niederländische Gesandte gemeldet wurde, den sie auf der Stelle annahm.

Um diese Gunst erklärlich zu finden, ist zu sagen, daß an dem großherzoglichen Hofe das innigste Bündniß mit den General-Staaten bestand, und daß der Großherzog seine Tochter daher angewiesen hatte, all' ihren Einfluß bei ihrem fürstlichen Gemahl anzuwenden, um dessen Sympathieen ebenfalls für jenes Land zu wecken, indem man durch diese Tripel-Allianz einer andern

Macht des Nordens einen festen Damm entgegenzusetzen hoffte. Dieses Vorhaben, mit welchem die Fürstin indessen nicht sonderlich vorgeschritten schien, machte natürlich eine stete, geheime Verbindung zwischen ihr und dem niederländischen Botschafter nothwendig, der eben jetzt in dem Kabinete der Fürstin erschien.

„Ew. Durchlaucht wollen verzeihen, daß ich Sie heute zu stören wage, wo Sie sich, Ihres leidenden Zustandes wegen, in die Einsamkeit Ihres Kabinetes zurückgezogen haben," sagte der Diplomat. „Indessen sind die Umstände dringend, und haben jedes kleinliche Bedenken bei mir unterdrückt."

„Reden Sie, Herr Minister!" entgegnete die Fürstin rasch. „Welche Botschaft bringen Sie? Haben Sie Nachrichten von meinem Herrn Vater?"

„Ja, Ew. Durchlaucht!" sprach der Diplomat, „und mit diesen erhielt ich auch Nachrichten von unserm Kabinete, so wie von meinem vertrauten Agenten in London. Unsere Angelegenheit steht schlecht. Es ist nur wenige Hoffnung vorhanden, den gewünschten Traktat zwischen unsern drei Ländern zu Stande zu bringen, und mit dieser Hoffnung sinken zugleich die herrlichsten Pläne und Entwürfe in den Staub. Es bleibt nur noch ein einziges Mittel . . . ."

„Und dieses Mittel?"

„Sind einzig und allein Ew. Durchlaucht."

Die Fürstin schwieg und der Diplomat fuhr fort: „England geht langsam, aber sicher, und die Vorliebe Ihres Gemahls für jenes Land ist bekannt."

Die Dame erröthete, denn sie wußte wohl, daß die frühere Gattin ihres Gemahls aus jenem Lande stammte. Sie fühlte den Stich des Diplomaten und trug ihn in das Schuldbuch Sara's. Jener aber fuhr fort, als sei nicht das Geringste vorgefallen: „Die Haupttriebfeder dieser ganzen Intrigue ist, — man sollte es kaum für möglich erachten, aber meine Nachrichten sind zu bestimmt, — ist ein simpler Hamburger Kaufmann, ein Herr Johannes Wellenberger, welcher der Vermittler der ganzen Angelegenheit gewesen ist. Ja, Ew. Durchlaucht, wenn wir nicht die Frucht eines jahrelangen Strebens verlieren sollen, so müssen Sie uns Ihren kräftigsten Beistand leisten. Sie müssen den Fürsten für diese Idee gewinnen, und wenn Sie es ernsthaft wollen, wird es gewiß gelingen. In Ihrer Hand liegt jetzt viel."

„Ich vermag nichts über meinen Gemahl!" entgegnete die Fürstin schnell, dann aber verstummte sie, das raschgesprochene Wort bereuend. Vergebens suchte sie nach einem Ausweg, um eine Aeußerung zu mildern, die für ihren Stolz zu demüthigend war, und starrte vor sich hin. Der Minister entgegnete achselzuckend:

„Dann freilich sind alle unsere Hoffnungen dahin, und was wir so schön, so freundlich uns ausmalten, erbleicht vor unsern sichtlichen Augen. Fassen Eure Durchlaucht aber Muth. Der Fürst wird nicht säumen heimzukehren. Schon die nächste Stunde kann ihn bringen. Die Agenten unserer Gegner werden nicht ermangeln, ihm zu folgen, und wenige Tage dauert es nur, daß man uns das Schauspiel einer feierlichen Unterzeichnung des englischen Traktates gibt. Hier gilt es, rasch zu handeln; gelingt es auch nicht so schnell, den Fürsten für unsern Plan zu gewinnen, suchen wir mindestens Mißtrauen gegen England in ihm zu erwecken; der Abschluß verzögert sich und wir gewinnen Zeit."

Die Fürstin erhob sich: „Wir empfinden die ganze Wichtigkeit der uns gemachten Mittheilung und werden nicht ermangeln, den besten Gebrauch davon zu machen. Halten Sie sich überzeugt, daß Wir uns als eine treue Verbündete Ihres Landes ansehen, und aus allen Kräften dahin wirken werden, diese Sympathieen, welche zwischen den Fürstenhäusern besteht, auch den beiderseitigen Unterthanen einzuflößen."

Sie reichte dem Minister die Hand zum Kusse und dieser entfernte sich nach einer tiefen Verbeugung, aber mit einem stillen Lächeln; denn er wußte es bereits aus langer Erfahrung von dem Hofe des Großherzogs,

aß die Prinzessin stets einen besondern Ausdruck von
oheit annahm, wenn sie gerade sich am meisten
ath- und hülflos fühlte. Er sagte sich also mit ziem-
icher Bestimmtheit, daß von dieser Seite her wenig für
eine Pläne zu hoffen war, und daß er eilen müsse,
ndere Anknüpfungspunkte aufzusuchen.

Die Fürstin Juliane blieb in der That rathlos zu-
ück, und Thränen netzten ihre Wangen. Noch nie
atte sie einen Geburtstag so einsam, so freudenlos
ugebracht, und ihr Zorn kehrte sich gegen das unglück-
iche Weib, das sie für die Ursache ihres Ungemaches
ielt. Wäre diese Sara nicht gewesen, so würde sie
hren Gemahl ungetheilt besessen und ihn durch ihre
Schlauheit besiegt haben, während jetzt das Herz über
ie feinsten, berechnetsten Combinationen den Sieg davon
ragen mußte.

„Wenn ich sie einst mir gegenüber sähe, diese Ver-
aßte, die mir solches Weh bereitet!" sprach die Für-
tin vor sich hin. Dann schwieg sie, aber ihre Gedan-
en flogen nach allen Richtungen.

Aufgeregt zog sie die Klingel, und ließ den jungen
Kavalier zu sich entbieten, den sie erst kürzlich so
ungnädig entlassen hatte. Er erschien in ängstlicher
Besorgniß vor einem zweiten Ausbruche des Zornes
einer Gebieterin. Aber sie, die längst die Herrschaft

über sich gewonnen hatte, empfing den jungen Edelman mit freundlichen Worten, und ertheilte ihm einen Auftrag, der ihn veranlaßte, noch vor dem anbrechenden Morgen die Residenz wieder zu verlassen.

Neuntes Kapitel.

Am andern Morgen hatte die Fürstin den Erzieher ihres Gemahls, den würdigen Reinhold zu sich beschei den lassen. Der Greis war verwundert über diese Botschaft; denn noch nie hatte die Herrin von ihm die geringste Notiz genommen, während doch der Fürst seinen Erzieher, den treuen Führer der Jugend fortdauernd mit Achtung und Herzlichkeit behandelte. Er verneigte sich tief vor der hohen Dame, die ihn mit gnädiger Herablassung empfing.

„Ich habe mir längst eine Unterredung mit Ihnen gewünscht, ehrwürdiger Herr!“ redete sie ihn an, „und ich bekenne aufrichtig, dieses thut mir Leid, es bisher versäumt zu haben, eine solche herbeizuführen, die doch für mich nur von dem größten Nutzen sein konnte.“

Sie hielt einen Augenblick inne, als aber Reinhold stumm blieb, fuhr sie fort: „Ich fand hier ein neues Vaterland, das ich bereits innig liebe, das mir aber

noch zu wenig bekannt ist. Es genau kennen zu lernen und ihm dann alle meine Sorge widmen zu können, ist mein innigster Wunsch."

„Heil dem Lande, dessen Fürsten solche Wünsche hegen," sprach Reinhold. „Indem Ew. Durchlaucht einen so edlen Entschluß fassen, ahmen Sie nur dem hochherzigen Beispiele nach, was Fürst Heinrich Ihnen gibt."

Die Fürstin schien sichtbar erfreut, daß der Geistliche von selbst die Saite anschlug, die sie berührt zu sehen wünschte. Mit einem Eifer, der sie fast die angenommene Würde vergessen ließ, mittelst derer sie so gern imponirte, ging sie darauf ein. Bald war ausschließlich nur von dem Fürsten die Rede; der ehrliche Geistliche, der die feine Schlinge nicht bemerkte, die ihm gelegt worden, strömte über von dem Lobe des Zöglings, und malte mit den lebendigsten Farben. Die Fürstin hörte ihm nicht allein geduldig zu, sie ermunterte ihn sogar, ungescheut weiter zu sprechen, bis er nichts mehr zu verschweigen hatte. Als das Wort gesprochen war, ergriff ihn bittere Reue, eine Angelegenheit zur Sprache gebracht zu haben, die nach seiner Ansicht, der Fürstin ein tiefes Geheimniß war.

„Ich wußte das Alles längst," sprach die Fürstin nach einer Pause, „und dieses freut mich, es aus Ihrem

Munde bestätigt zu hören. Mein Gemahl war also vermählt? Mit einer britischen Edeldame vermählt?"

„Ja, gnädigste Fürstin! Mit einer wahrhaften Edeldame, die, wenn die Tugend allein einen Anspruch auf hohen weltlichen Rang gäbe, dem ersten Throne der Welt zur Zierde gereicht hätte."

„In der That! Bei dieser ungeschminkten Bewunderung, die Sie für jene Dame an den Tag legen, nimmt es mich um so mehr Wunder, daß Sie am lebhaftesten die Trennung dieser musterhaften Ehe betrieben haben. Oder bin ich in diesem Punkte falsch berichtet?"

„Es ist so, wie Ew. Durchlaucht sagt. Mein war das Werk der Scheidung. Mit blutendem Herzen habe ich diese Pflicht erfüllt, die ich Gott und dem Vaterlande schuldig war."

„Ich wäre neugierig zu erfahren, was gerade Sie bewegen konnte, hier handelnd einzugreifen. Konnten Sie dieses traurige Amt nicht einem Andern überlassen? Vermochte Ihr weiches Herz es über sich zu gewinnen, dem geliebten Zögling einen solchen Kummer zu bereiten? Wahrlich, ich möchte den Beweggrund kennen, der Sie bestimmte."

„Meine Pflicht als Priester war es, die höher steht, als die Pflicht, welche ich gegen einen Staubgebornen habe, und stände er meinem Herzen am nächsten: meine

höhere Liebe, die Liebe zu Gott, zu seiner heiligen Kirche, zu meinem reinen, unverfälschten Glauben. Um weltlicher Ehre und Vortheile willen hätte ich niemals ein Band zerreißen können, das mir von dem Himmel selbst geknüpft schien; aber die Kirche war in Gefahr, ihr drohte ein heftiger Schlag, und diesen mußte ich abwenden, selbst um den theuersten Preis. Es ist geschehn!"

„Verstehe ich Sie?"

„Ja, ich that es, mit tiefem Kummer, aber zugleich mit freudiger Erhebung. Wäre Heinrich mit jener Dame vermählt geblieben, er hätte sie nie als seine rechtmäßige Gattin betrachten dürfen, nach dem Gesetze hätte er als unverheirathet gegolten, und ob ihm gleich ein liebes Kind geboren wurde, er wäre doch ohne Leibeserben gestorben. Dann kam ein anderer Fürstenstamm an die Regierung; der designirte Erbe wäre der Herzog von W. gewesen, der einer andern Kirche angehört. Zwar ist mir wohl bekannt, daß der neue Fürst sich zur Landesreligion hätte bekennen müssen, aber es wäre ein Gelübde gewesen .... Fürstin! Oft leistet der Mund ein Gelübde wenn das Herz bereits ein anderes geleistet hat. Oeffentlich hätte jener Herrscher sich zu uns bekannt, heimlich hätte er seinem frühern Glauben jeden möglichen Vorschub geleistet. Diesen Schlag mußte ich von unserer Kirche abwenden."

Juliane war Fürstin, aber sie war auch Weib. E ärgerte sie, nur ein blindes Werkzeug höherer Plän gewesen zu sein. Zwar hatte sie Heinrich nie geliebt aber sie vergab es ihm nicht, eine Andere geliebt z haben, ja sie noch zu lieben, denn sie war durch ihr Spione gut unterrichtet worden. Gegen den Priester der ihr offen gegenüber stand, sich seines redlichen Wol lens wohl bewußt, regte sich ein bitterer Groll, und i leidenschaftlicher Erregung fragte sie: „Und hat di Kirche, die durch Sie so trefflich bedient wurde, es gu geheißen, daß die Geschiedenen nach der ihnen gebote nen Trennung den Umgang unbefangen fortsetzen? Zi tert Ihre Moral nicht bei dem Gedanken, ein Verhält niß fortbestehen zu sehen, das unter den jetzigen Um ständen ein doppelt strafbares genannt werden muß?"

„Fürstin, ich verstehe Sie nicht!" entgegnete Rein hold, und er sagte die Wahrheit; denn der Zweck de letzten Reise des Fürsten war ihm gänzlich unbekann geblieben.

„Sie verstehen mich nicht! Sie wollen mich nich verstehen! O, nein, Sie wissen natürlich nicht, daß mein Gemahl, nach wie vor, mit seiner Britin in den freundschaftlichsten Verkehr steht, daß er ihr Besuch abgestattet hat, daß er sich in dem Augenblicke, da wi sprechen, in ihrer Behausung befindet . . . ."

„Unmöglich!"

„Setzen Sie Zweifel in meine Behauptung!" rief
e herrisch. „Wollte Gott, alle Bemühungen und Be=
rebungen der Diener der Kirche wären so wahr, als
ie Worte, die ich zu Ihnen gesprochen. Diese Unter=
:dung mit Ihnen hat mir auf's Neue bewiesen, wie
:eine Stellung an diesem Hofe ist, und daß ich sehr
uf meiner Hut sein muß, wenn ich der Intrigue Stand
alten will."

Sie winkte dem Geistlichen, sich zu entfernen, und
berließ es ihm, sich von seinem Staunen und Schrecken
u erholen, da er auf einen solchen Ausgang der nicht
:betenen Audienz wenig gefaßt gewesen war.

Der mittelbare Gegenstand ihres Zornes hatte sich
ntfernt, aber dieser selbst gährte in ihrem Innern fort.
)er Fürst war ihr verhaßt, noch mehr jene schuldlose
rau, die sie nie gesehen, die ihr nie irgend ein Leid
igefügt:

„Zu ihren Füßen girrt er wie ein schmachtender
Schäfer; sie liebkost ihn, und Beide lachen über mich,
)otten meiner und fühlen sich wohl gar weit über mich
:haben. Aber ich empfinde diese Beleidigung und werde
e rächen! Mein Zorn soll jenes Weib vernichten, die
3 gewagt hat, ihre Hand nach einem Ziele auszustre=
en, von dem sie stets in ehrerbietiger Ferne bleiben

sollte. Sie soll es empfinden! Und er! Stellte
sich mir nicht immer dar, mit tiefem Ernst, mit philo
sophischer Ruhe, mit prunkenden Sentenzen, so daß i
fast Furcht empfand, wenn er sich mir nahte, und kau
den Muth hatte, mich ihm gleich zu stellen. Und doch
Aber er komme nur, und mit der tiefsten Verachtun
will ich ihn empfangen. O, es ist unerhört, so g
täuscht zu werden!"

Da brauf'te, gleich nach diesem finstern Entschluß
der Bote des Unheils heran. Auf schnellem Rosse stürm
ein Courier durch die Straßen der Residenz nach de
Schlosse. Als er vor dem hohen Portal anlangte, bra
das Thier unter ihm zusammen, er selbst war fast b
wußtlos. Man nahm sich seiner an und reichte ih
einen Becher Wein; die Nachricht, die er zum Dan
für diesen Labetrunk kund brachte, war zerschmettern
die Zuhörer stießen einen Schrei des Entsetzens au
Einige eilten hier-, andere dorthin; mit Blitzesschnel
verbreitete sich die eingegangene Trauerpost nach alle
Richtungen; aber Niemand wollte es wagen, sie d
Fürstin zu überbringen.

„Ich will es thun!" sprach Reinhold, tief erschü
tert von dem Ereigniß, welches er so eben vernomme
„Ich will es thun! Gott wird mir Kraft geben,
zu vollbringen!"

Er ging zu den Gemächern der Fürstin. Erst auf iederholtes, dringendes Mahnen und Bitten wurde er orgelassen. Sie war noch in voller Erregung des Zornes, und zürnend herrschte sie den Greis an, den enige Minuten ganz verwandelt hatten, und der es icht vermochte, der Thränen sich zu erwehren, die sich us seinen Augen hervordrängten.

„Wie durften Sie, nach der kaum unter uns be- ndeten Unterredung es wagen, aufs Neue vor mir zu rscheinen?"

„Gerade um dieser Unterredung willen. Aber ehe h es wagen darf, Ew. Durchlaucht die Ursache meines ommens mitzutheilen, erbitte ich mir eine Gnade."

„Sie? Von mir?"

„Ich bin mir bewußt, stets nach der Pflicht zu han- eln und Gott vor Augen zu haben; allein ich bin uch ein schwacher Mensch und leicht ist ein Fehltritt egangen. Wenn ich daher vorhin, freilich unwissent- ch, irgend etwas gethan und gesprochen habe, was ir das Mißfallen meiner Fürstin zugezogen hat, so tte ich hiermit demüthig, es mir zu vergeben mit ristlicher Liebe."

Die Fürstin schwieg.

„Und nun ich mich, um meiner irdischen Schwäche r Ihnen gedemüthigt, flehe ich Ew. Durchlaucht an,

die schwerkränkenden Worte zurückzunehmen, welche Sie gegen Ihren Herrn und Gemahl ausgestoßen haben. Lassen Sie den Geist der Liebe und Versöhnung in Ihrem Innern lebendig werden, und denken Sie, daß die ewige Barmherzigkeit und Milde niemals auf sich warten läßt, wenn wir ihrer bedürfen."

„Nein!" sagte die Fürstin hart.

„Sehen Sie mich zu Ihren Füßen, Fürstin! Diese Kniee, die sich bis heute nur vor Gott beugten, beugen sich jetzt vor Ihnen. Geloben Sie sich, um Ihrer selbst willen, Vergessenheit, und gedenken Sie Ihres Gatten in christlicher Liebe!"

„Zu kühn wird dieses Possenspiel! Soll ich mich von einem heuchlerischen Pfaffen beherrschen lassen? Soll ich das Spielwerk seiner Launen sein? Ja, wisse es, ich sehne mich nach der Heimkehr des Fürsten; aber nur um ihn meinen Zorn, nein, meine Verachtung fühlen zu lassen, und dann eine Rache zu nehmen, die ihn schwer treffen soll."

Der Priester hatte sich erhoben und sagte mit erhobener Hand: „Sie werden es nicht! Ohnmächtig ist Ihr Zorn!"

„Unerhört!"

„Fürst Heinrich gibt bereits einem höhern Richter Rechenschaft von seinem irdischen Wandel. Ich will

Ihr Herz zur Milde und Versöhnung stimmen, bevor ich Ihnen das Leid meldete, das dieses Land betroffen hat. Die Hand des Herrn trifft Sie schwer: Ihr Gatte ist todt!"

„Todt!" schrie die Fürstin entsetzt. „Todt! — Ja dann!" Sie war leichenblaß geworden, Fieberfrost durchrieselte sie.

Reinhold erhob betend die Hände: „Herr, der Du über Wolken thronst, und die Geschicke der Menschen förderst nach Deiner unendlichen Weisheit! Gib Kraft denen, die ihrer bedürfen; mir aber gib eine baldige Erlösung, denn nach diesem Schlage vermag ich nicht länger fortzuwirken zu Deiner Ehre!"

Eine tiefe Stille herrschte zwischen der von dem Unerwarteten hart getroffenen Fürstin und dem vor Schmerz gebeugten Priester. Da vernahm man im Vorsaal Geräusch; man harrte, welchen Erfolg die Botschaft des Priesters gehabt haben würde.

„Draußen vernahm ich Tritte! Fassen Sie sich, Ew. Durchlaucht. Es werden die Herren des Staatsrathes ein. Ich nehme in dieser Trauerstunde Abschied von Ihnen; mit dieser Minute hört mein Wirken in der Welt auf, ich ziehe mich in die Stille des Klosters zurück. Gott segne Sie und Ihr Kind, dem in der Wiege schon die Last einer Krone zu Theil wird. Gott er-

leuchte Sie und gebe Ihnen Kraft. Dies ist mein aufrichtiger Wunsch."

Reinhold entfernte sich, und nach einigen Augenblicken traten die Minister ein. Die Fürstin empfing sie mit ruhiger Würde und blieb mit ihnen in geheimer Berathung zusammen.

Mit Blitzesschnelle flog die Nachricht von dem Tode des Fürsten durch die Residenz. Der Eindruck war tief; denn der junge Herrscher war von seinen Unterthanen, gleich seinem Vater, innig geliebt worden. Man fragte nach den Einzelnheiten und erfuhr nur, daß der Fürst auf seiner Reise in die Heimath, kaum diesseits der Grenze, von einem Schlagflusse getroffen sei. Die einzelnen Ereignisse weiter auszumalen, werde nicht gefordert. Als die theure Leiche eintraf, wurde sie mit Thränen empfangen und in der fürstlichen Gruft beigesetzt.

Fürstin Juliane handelte mit festem Sinne, wie die Umstände es ihr geboten. Sie ernannte einen Regentschaftsrath, der bis zur Volljährigkeit ihres Sohnes die Regierungsgeschäfte leiten sollte, und stellte sich an die Spitze desselben. Ihre ersten Schritte zeugten von einem festen, unbeugsamen Willen, aber auch von Liebe zur Gerechtigkeit und von dem redlichen Streben, Gutes zu fördern und zu thun. Das Land harrte und hoffte

Zehntes Kapitel.

Wie ein Blitz aus heitern Höhen traf die Nachricht von dem Ableben des Fürsten die unglückliche Sara. Sie war niedergeschmettert. Erst noch vor wenigen Tagen hatte sie ihn begrüßt in Fülle der Kraft, und nun — sie verlor den treuen, bewährten Freund, Edmund den sorgsamen, liebenden Vater; er war nichts als eine arme, hülflose Waise, darauf angewiesen, sich mit eignen Kräften und Mitteln, so gut es gehen wollte, durch die Welt zu schlagen. Sie hatte für ihren Liebling eine Zukunft voll Glück und Freude ersehnt, erträumt, und mußte sich jetzt glücklich preisen, wenn ihm das bescheidenste Loos im Verborgenen fiel.

„Mein armer Edmund!“ sprach sie und schloß den schmeichelnden Knaben bewegt in ihre Arme. „Sie, die Stolze, die Herrische, wird nichts für Dich thun, sie wird eher, fürchte ich, Dich kränken und verfolgen. Du hast Niemand auf der Welt, als eine unglückliche Mutter, die nichts für Dich thun kann, als weinen und beten!“

Edmund liebkoste die Mutter, als wollte er sie trösten in ihrem Schmerz; sie beugte sich über ihn und weinte still.

Ein Scharren auf der Schwelle weckte sie aus ihrem Hinbrüten; sie sah auf und gewahrte einen stämmigen Burschen in der Matrosenjacke, der den Hut in beiden Händen haltend, sich linkisch verbeugte.

„Ei spare Sie Gott gesund, meine liebe Madame!“ begann der Bursch. „Bin mit des Himmels Hülfe glücklich von Amerika wieder angelangt und wollte mich doch hier zeigen bei Ihnen und dem kleinen Edmund.“

Edmund hörte nicht sobald seinen Namen nennen, als er dem jungen Seemanne entgegeneilte und ihn in großer Aufregung umschlang; der Knabe war kaum zu beruhigen. Sara trocknete schnell ihre Thränen und sagte freundlich: „Willkommen, Emanuel! Sieh nur, wie der Knabe sich freut; er hat Dich noch nicht vergessen.“

Bei diesen Worten der Mutter sah Edmund auf, er schüttelte mit dem Kopfe, als wollte er antworten: „Vergessen? Nie! Nie!“ und umarmte seinen Freund und Retter von Neuem.

„Ich habe denn auch, meine liebe Madame, mit Ihrer Erlaubniß, für den Jungen da allerhand Kleinigkeiten mitgebracht, wie sie der Seemann an fremden Küsten findet; denke wohl', Madame wird nichts dagegen haben, und der Edmund wird sich freuen.“ Damit begann er aus Hut und Taschen eine große Anzahl

länzender Muscheln und Steine zu holen und vor dem
Knaben auf dem Tische in Parade aufzulegen, der vor
Verwunderung die Hände zusammenschlug und seine
Freude durch Hüpfen und Springen zu erkennen gab.

Wie der große und der kleine Knabe sich in ihr
Spiel vertieften, beschlich Sara ein Gefühl der Bitter-
eit: „Das ist das Loos eines Fürstensohnes; so muß
r seine Freuden, so seine Freunde wählen, und ...."
Nein, sie dachte den Gedanken nicht zu Ende, und als
wollte sie sich selbst für ihre Ungerechtigkeit strafen,
rat sie zu Emanuel, reichte ihm die Hand und sagte
mit dem herzlichsten Tone ihrer Stimme: „Ich danke
Dir, mein lieber Emanuel, für die Freude, die Du
meinem Edmund machst. Es ist schön von Dir, daß
Du in der Ferne seiner gedacht hast; er wird es Dir
nie vergessen."

„O, Madame, das ist nichts, das ist gar nichts!"
otterte der junge Seemann verlegen. „Das will wenig
edeuten. Das liebe Gut liegt am Strande, und man
raucht es nur in die Tasche zu stecken. Aber es ist
mir doch lieb, daß es Ihnen recht ist. Und das gibt
mir Courage, denn ich habe da noch . . . ." Er faßte
t den Hut und brachte eine aus der Rinde einer Co-
osnuß geformte Trinkschale zum Vorschein, die mit sil-
erner Einfassung verziert war.

„Sehen doch Madame das Ding einmal an: solche Nüsse haben sie dort zu Lande, wo ich gewesen bin. Der Kern ist aber schon heraus. Sie brauchen sie dort, um daraus zu trinken, ich aber dachte, man könnte sie hierorts auch dazu gebrauchen, und es würde mir eine große Ehre sein, wenn Madame es ab und zu auch versuchen wollte; Sie würden dabei immer an einen armen Burschen denken, der Ihnen sein Fortkommen in der Welt zu danken hat, und mit nichts vergelten kann, als mit dem guten Willen."

„Ich danke Dir für Dein Geschenk, Emanuel, und will es Dir zum Andenken aufheben," sprach Sara gütig. „Aber nun erzähle uns doch, wie es Dir ergangen ist, und ob Du mit dem Stande zufrieden bist, den Du Dir selbst erwählt hast."

„Das will ich meinen!" rief Emanuel aus. „Es mag vielerlei Art und Weise geben, wie man auf der Welt sein Brod verdienen und dabei zu Ehren und Würden gelangen kann; ich aber kann mir nichts Schöneres denken, als das Leben zur See, und der best Stand, den ich auf Erden kenne, ist der, auf einem stattlichen Schiffe Meister des Kabelgats zu sein. Dahin denke ich es denn auch noch mit Gottes Hülfe zu bringen."

Er begann nun fröhlich zu erzählen und hatte an Sara und Edmund aufmerksame und theilnehmende Zu

hörer. Bereits schwamm er auf hoher See, sah die ferne Küste aus der blauen Flut emportauchen und wollte eben die seltsamen Wunder, die er gesehen, schildern, als er durch den Eintritt des Herrn Johannes Wellenberger unterbrochen ward.

„Bitte zu entschuldigen, daß ich so gerade zu hereintrete, aber ich fand keinen Dienstboten vor und meine Zeit ist sehr gemessen; auch ist die Nachricht, die ich bringe, von Wichtigkeit, und da wollte ich denn mit Eurem Wohlnehmen gebeten haben, mir einige Augenblicke Gehör zu schenken."

„Ich bin bereit!" antwortete Sara, nicht ohne Befangenheit, denn sie glaubte es dem alten Wellenberger anzusehen, daß er nichts Erfreuliches bringe.

„Wollte auch," fuhr Jener fort, „darauf aufmerksam machen, daß es besser sein möchte, mich ohne Zeugen anzuhören."

„Gewiß!" fiel Sara hastig ihm in die Rede, und hieß Emanuel sich mit dem Knaben entfernen, später aber wiederzukommen und seine Erzählung zu beenden, dann ließ sie sich nieder und sagte: „Redet! Gott wird mir Kraft geben, das zu tragen, was über mich verhängt ist."

„Ich will nicht daran erinnern, welch ein harter Verlust Euch betroffen hat, edle Frau, sondern nur

auf die Folgen aufmerksam machen, die derselbe für Euch herbeiführen wird, ja bereits herbeigeführt hat. Ich bin der Verwalter Eurer Angelegenheiten gewesen, und Ihr werdet mir das Zeugniß nicht versagen können, daß ich es mit Treue und Fleiß gewesen bin, und das Vertrauen Sr. Durchlaucht stets zu bewahren gewußt habe. Es thut mir nur über die Maaßen leid, daß ich das besagte Amt nach dem Tode des fürstlichen Herrn nicht länger fortsetzen kann."

„Und weshalb nicht, werther Herr?"

„Die Umstände verbieten es," fuhr der Kaufmann fort. „Ein Handelsmann muß bei so aufgeregten Zuständen vorsichtig sein. Was ihm zu einer Zeit Lob und Vortheil brachte, bringt ihm zu einer andern Schaden und üble Nachrede. Derentwegen bitte ich, daß mir gestattet werde, die Verwaltung des mir anvertrauten Vermögens niederzulegen und zu Dero Disposition zu stellen. Die nöthigen Vorkehrungen habe ich getroffen, und die Uebergabe kann morgen geschehen, wenn die edle Frau sich entschließen wird, den Sachwalter, den ich ihr vorschlage, anzunehmen. Der Mann ist solide, treu wie Gold und wird, da er nicht zu dem Commerzio gehört, von den politischen Vorfällen des Tages weniger berührt."

„Bleibt mir eine Wahl? Ich bin bereit, mich Eurem Vorschlage zu fügen."

„Das freut mich," sagte der Kaufmann, „und ich
in festiglich überzeugt, daß Ew. Gnaden dabei nicht
chlecht fahren werde. So trete ich denn jetzt vor der
Belt von Ew. Gnaden zurück, was ich aber in der
Stille zu Eurem und Eures Kindes Besten beizutragen
ermag, das soll redlich geschehen. Darum habe ich
uch bereits meinem Herrn Nachfolger, für den Fall,
aß Ihr ihn autorisiren würdet, ersucht, bei nächster
ünstiger Gelegenheit die dänischen Kammerbriefe loszu=
hlagen; denn es ist keinen Augenblick zu bezwei=
ln, daß diesem Papier eine ungünstige Conjunctur
evorsteht, von wegen der Wirrnisse, die zwischen die=
m Lande und den Beherrschern von Rußland und
chweden ausgebrochen sind."

„Ich verstehe wenig von diesen Dingen."

„Um so nöthiger ist also ein treuer Rathgeber,"
brach Herr Johannes, „und Ihr müßt denselben wohl
n Ehren halten. Wenn ich Euch also jetzt sage" —
ier hielt er einen Augenblick inne, sich nach allen
Seiten umsehend, und fuhr dann mit gedämpfter
Stimme fort: „wenn ich Euch sage, daß Euer fernerer
ufenthalt an diesem Orte nicht besonders zuverlässig
ehr ist, so thue ich eigentlich mehr, als ich nach der
lugheit sollte, aber ich thue es, um der Hochachtung
illen, die ich für Euch hege."

„Weh mir! Was ist das?"

„Bitte die edle Frau sehr, Ihr Staunen leiser auszudrücken, sintemal ich nicht darauf schwören möchte, daß ein Verräther in dem Bereiche unserer Stimme sei. Habt Ihr nicht gehört, daß die jetzt regierende Fürstin Juliane Kenntniß von Eurem Dasein hat, so erfahrt Ihr es heute durch mich. Sie hat Euch mit Spionen umgeben, die Alles erkundschaftet. Glaubt Ihr, daß sie einer Dame besonders freundlich sein wird, die ihr das Herz des Gatten entzog? Sie kennt die letzte Zusammenkunft, welche Ihr mit Eurem frühern Gemahl hattet; meint Ihr, sie werde Euch dafür auf Rosen betten? Also fort! Euer Gemahl hatte es mit dem kleinen Edmund wohl im Sinn, und wollte gleich nach seiner Rückkehr in die Residenz für dessen Zukunft sorgen. Er ist aber nicht dahin zurückgekehrt und hat seine menschenfreundliche Absicht nicht erfüllen können. Ihr seid also von dieser Seite aller Hoffnung bar, im Gegentheil von mancherlei Mißgeschick bedroht; denn das Weib bleibt — mit Vergunst — ein Weib, ob sie nun eine Fürstin oder eine Bettlerin ist. Darum laßt Euch Gutes rathen."

„Und wohin soll ich Aermste?"

„Die Welt ist weit!" sagte Herr Johannes gleichmüthig, „und es gibt auf derselben manches stille

Plätzchen, wo man in Ruhe wohnen kann, zumal wenn man ein Vermögen besitzt, das volle Unabhängigkeit sichert. Ihr seid eine Engländerin . . . ."

„Nein, nicht nach England."

„Schade, daß dies nicht sein kann. England ist ein sehr respectables Land und gerade für Euch eine Stätte, wo Ihr sicher wohnen könntet. Aber ich kann es Euch andererseits nicht verdenken, daß Ihr jenes Land, das Euch geboren hat, und wo Ihr so viele Bekannte, ja selbst Verwandte treffen müßtet, nicht als Ziel Eurer Zurückgezogenheit wählen mögt. So schlage ich Euch denn Spanien vor. Ein Schiff unter dänischer Flagge geht in diesen Tagen dahin ab, und wird vorerst in Cadix landen. Dorthin gebe ich Euch Empfehlungsbriefe an achtbare Häuser und zweifle keinen Augenblick, daß Ihr daselbst in aller Ruhe und Zurückgezogenheit leben werdet, wie Ihr es Euch nur irgend wünschen könnt."

„So soll ich auch von der letzten Freistatt mich verbannen? . . . ."

„Weil sie eine Freistatt zu sein aufhört!" sagte der Kaufmann bestimmt. „Ihr seid klug und weise, und werdet das wählen, was Ihr für das Beste haltet. Mein Rath dabei ist der, daß Ihr nicht unterlaßt, das pro und contra gehörig gegeneinander abzuwägen. Mor-

gen bei der Uebergabe des Vermögens werde ich Euch noch einmal sehen, und dann vernehmen, ob es mir vergönnt ist, Euch in dieser Angelegenheit den letzten Dienst zu leisten."

Der Kaufmann entfernte sich und ließ Sara in der größten Bekümmerniß zurück. Welche schwere Verluste hatte sie nicht bereits erlitten, und welche standen ihr noch bevor! Ein gränzenloser Schmerz durchwühlte ihre Brust; sie wollte ihn gewaltsam niederkämpfen, aber es gelang ihr nicht. „Heinrich! Heinrich!" rief sie aus. „Dahin kam es, und wohin wird es noch kommen?" Ihre Augen strömten über von bittern Leidensthränen, und sie sank in die Kissen ihres Ruhebettes, dem Gram und der Verzweiflung preisgegeben.

Eine geraume Zeit war vergangen, Emanuel hatte sich ein Paar Mal mit Edmund gezeigt, wenn er aber gewahrte, daß seine Gönnerin noch in ihrer trostlosen Lage verharrte, zog er sich schweigend wieder zurück. Jetzt aber vernahm man leichte Schritte im Vorsaal, sie näherten sich dem Ruhebette, und Sara vernahm eine bekannte Stimme, die ihr zuflüsterte: „Schlaft oder wacht Ihr, holde Schöne?"

Erschreckt fuhr Sara auf, und sah den jungen Herrn Adrian van Kraag vor sich stehen. Sie winkte ihm mit des Hand, sich zu entfernen.

Adrian van Kraag blickte in das blasse Leidensge-
cht der Dame, die umsonst in Gegenwart des Frem-
en sich zu fassen suchte, und wich zurück: „In der
hat, einen solchen Anblick vermuthete ich nicht, sonst
ürde ich es mir nicht erlaubt haben, einzutreten.
iese ungewöhnliche Aufregung, worin ich Euch, meine
höne Dame, finde, gibt mir die Ueberzeugung, daß
uch irgend Etwas, besonders Unglückliches, widerfahren
in muß, und ich biete Euch von ganzem Herzen meine
ienste an. Hätte es vielleicht irgend Jemand gewagt,
uch zu beleidigen, so sagt es mir, und er soll der
bührenden Züchtigung nicht entgehen."

„Nein, o nein!"

„Ich weiß, meine edle Frau! Ihr bedürft eines
eistandes, der Euch mit Rath und That zur Hand
, und nöthigenfalls auch den Muth hat, das Schwerdt
r Euch zu ziehen. Laßt mich diesen Ritter sein."

Sara erhob sich mit Hoheit: „Welche Vorgänge
rechtigen Euch zu einem solchen Erbieten?"

„Bitte Euch, edle Frau, verharrt auf Eurem Platze.
hr sprecht von Vorgängen. Aber doch wohl nur in-
fern, als Ihr Euch wundern könnt, daß sie mir
kannt sind. Bitte, erinnert Euch, wer mich bei Euch
ngeführt hat. War's nicht derselbe achtbare Handels-
d Börsenherr, der Euch vor ungefähr einer Stunde

verließ, nachdem er Euch keineswegs angenehme Eröffnungen machte? Hat nicht dieser ehrsame Herr Wellenberger tausend Verbindungen mit den Niederlanden, wie er Euch sagte, und bin ich nicht niederländischer Seeofficier und der Sohn des Präsidenten? Hiernach muß Euch doch klar werden, daß mir nichts, was Euch betrifft, unbekannt sein kann."

„So war ich mit Verrath und Verräthern umgeben!" rief Sara aus.

„Das wart Ihr nicht; erlaubt mir, Euch die ganze Sache klar zu machen. Ein Zufall führte mich vor geraumer Zeit in diese Gegend; ein Zufall ließ mich Euch im Garten entdecken. Ich blieb erstaunt stehen vor dem Unerwarteten; denn, sagt selbst, wie konnte ich in diesem abgelegenen Fischerdörflein hoffen, eine solche seltene Schönheitsperle zu entdecken?"

„Herr van Kraag!"

„Nochmals flehe ich Euch an, laßt mich zu Ende reden. Ist es beleidigend, daß ich Euch schön finde? Ich hatte Euch gesehen, und wußte nicht, wie mir geschah. Mein Herz gehörte Euch, meine Ruhe war unwiederbringlich verloren. Wer waret Ihr? Wer war so glücklich, Euch anzugehören? Das mußte ich ergründen, es koste, was es wolle. Den Zufall gab ich auf und handelte besonnen. Ich entdeckte, daß Herr Johan-

nes Wellenberger Euer Vertrauter sei, und von ihm erfuhr ich das Uebrige."

„Unmöglich!"

„Es ist, wie ich sage. Herr Wellenberger ist Kaufmann, wie alle sind. Er hat Euch nach seiner Weise so ehrlich behandelt, als nur immer möglich, und weiß sich nicht wenig damit. Aber die Conjuncturen haben sich geändert; da er Euch fernerhin nicht reel behandeln kann, und Euch nicht betrügen will, so sagt er Euch das offen und zieht sich zurück. Das ist mehr, als Ihr von einem solchen Manne fordern könnt. Er wird Euch statt seiner einen Nachfolger vorschlagen, der Eure Gelder verwaltet, für Euch Interessen erhebt und die Bedürfnisse Eures Hauswesens besorgt. Aber das ist nicht genug, Ihr bedürft eines Beschützers, eines Freundes ...."

„Kann nichts Euch bewegen, diesen Auftritt zu enden?"

„Nur noch wenige Worte, dann mögt Ihr entscheiden. Ich sah Euch und liebte Euch innig, aber ich schwieg; ich verbarg meine Leidenschaft, denn ich wußte, Ihr hieltet Euch nicht für frei. Die Ehe, worin Ihr lebtet, war aufgelöst, mit Eurer Zustimmung aufgelöst. Zwar hatte der Mann Eures Herzens sich anderweitig vermählt und lebte fern von Euch im fürstlichen Palaste; aber er lebte doch, und eine Schwärmerin, wie Ihr,

konnte sich noch immer gebunden glauben. Allein jetzt ist auch der letzte Vorwand geschwunden, der Eure Zurückgezogenheit vor der Welt rechtfertigt, einer Welt, worin Ihr zu glänzen bestimmt seid. Meine Liebe für Euch, die ich erstorben wähnte, weil ich sie mit Gewalt unterdrückte, ist mit erneuerter Stärke erwacht, und ich vermag nicht länger zu schweigen. Ja, edle Frau, ich liebe Euch, und kenne nichts Höheres, als mich des Besitzes Eures Herzens und Eurer Hand stets würdiger zu machen."

„Diesen Antrag mir?"

„Ja! Euch! Erstaunt Ihr? Mag sein, daß hundert Andere sich in diesem Falle bedacht haben würden; allein meine Liebe ist zu groß, um ein kaltes Bedenken zu erregen; ich setze mich über alle Vorurtheile hinweg, und biete Euch meine Hand. Wie vorurtheilsfrei auch Euer Verhältniß gewesen ist, die Welt urtheilt doch anders. Aber ich verachte jenes Urtheil und decke Alles mit dem Glanze meines Namens zu."

„O, mein Gott, mein Gott!" schluchzte Sara; aber sie vermochte dem bittern Gefühl, das in ihr erwachte, keine Worte zu geben; sie barg ihr Angesicht in die Kissen des Ruhebettes und weinte still.

Adrian van Kraag deutete diese Thränen zu seinen Gunsten; er näherte sich ihr und fragte schmeichelnd:

Darf ich die Erfüllung meiner Wünsche hoffen? Wer-
et Ihr das ersehnte Wort sprechen? Bedenkt es wohl,
ch bitte Euch sehr. Meine Stellung in der Welt, meine
amilie, mein Vermögen, sind drei Dinge, die sich Eurer
chönheit, Eurer Liebenswürdigkeit und Eurer Tugend
ohl entgegensetzen lassen. Nun, schöne Sara, darf ich bald
offen, das beglückende Ja von Euren Lippen zu vernehmen?"

Er ergriff ihre Hand, um sie an seine Lippen zu
ihren, aber sie entzog ihm dieselbe und rasch sich erhe-
nd, sprach sie ernst: „Ich ersuche Euch, Herr van
raag, mich sogleich zu verlassen."

„Wie?"

„Ich bitte Euch darum! Ich verlange es, und wünsche,
ß nie mehr ein ähnliches Wort an mich gerichtet werde."

„Ihr weist meinen Antrag zurück?"

„Jetzt und immer!"

„Schlagt die ehrenvolle Verbindung aus, die ich
ch antrage?"

„Wie ehrenvoll dieser Antrag Euch erscheinen mag,"
hr Sara fort, „mich reizt er nicht."

„Abgewiesen!" rief Adrian van Kraag, und eine
ühende Röthe bedeckte sein Gesicht. Je weniger er in
ner gränzenlosen Eitelkeit eine solche Antwort erwar-
: hatte, um so mehr mußte sie ihn aufregen. Er
r verstört und wußte nicht, was er antworten sollte.

„Es thut mir leid, Euch diesen Bescheid ertheile
zu müssen," entgegnete Sara sanft. „Tragt Ihr Eu
Schicksal, so gut Ihr es vermögt; es wird leichter sei
als das meinige."

„Ihr werdet also nicht meine Frau!" sprach Adria
und ein boshaftes Lächeln spielte um seinen Mun
„Gut, meine theure Donna. Glaubt aber nicht, daß i
meine Ansprüche auf Eure werthe Person aufgebe. D
Liebe, die Eure Schönheit mir eingeflößt hat, ist z
mächtig, als daß sie so schnell wieder verfliegen sollt
Ich liebe Euch, Ich werde Euch ewig lieben, und Ih
müßt mein werden trotz allen Teufeln!"

„Welche Sprache erlaubt Ihr Euch in meiner G
genwart, Herr van Kraag?" fragte Sara entrüste
„Ich befehle Euch, mich sogleich zu verlassen."

„Und Ihr könnt zugleich einen körperlichen Ei
darauf ablegen, daß ich diesem Befehl keine Folg
leisten werde!" entgegnete Jener scherzend. „Ei, wa
für ein schlechter Jägersmann müßte ich sein, wenn i
ein so kostbares Wild entschlüpfen ließe, das ich m
meinen Netzen umstellt habe."

„Ihr wagt das Unerhörte!" sagte Sara verächtlich
„Glaubt Ihr, ich fürchte die rohe Gewalt?"

„Hierauf muß ich meinerseits erwiedern: ich wei
es nicht. Aber seid außer aller Furcht, meine schö

ame; wie kann wohl, Euch gegenüber, von roher Ge-
alt die Rede sein? Bedarf es deren? Warum soll
ch mir mit Gewalt ertrotzen, was mir ohnehin werden
uß? Bitte Euch, beste Frau, erzürnt Euch nicht auf's
eue, sondern zwingt Euch, die Dinge für einen Au-
nblick zu betrachten, wie sie wirklich sind. Euer Loos
t sich seit kurzem sehr verschlimmert, es wandelte sich,
ie die Poeten sagen, der Tag in Nacht. Euer großer
eschützer ist gestorben, ohne seine Pflichten gegen Euch
d Euer Kind in ihrem ganzen Umfange erfüllt zu
ben. Es sollte gerade geschehen, als er starb. An
ne Stelle ist eine mächtige Feindin getreten. Die
rstin Juliane, die von Euch und Eurem Verhältniß
Ihrem Gemahl Kenntniß hat, vergibt es Euch nie,
ß der Fürst Euch liebte und sie nicht. Ihr steht allein,
affenlos einem gefährlichen Feinde gegenüber. Die
olgen dieses Ereignisses zeigen sich schon; Eure Freunde
llen von Euch ab, die Besucher sind aus Eurem
ause verschwunden, und selbst der ehrsame Herr Jo-
nnes Wellenberger, das Muster republikanischer Strenge,
ßt Euch fallen in Folge eines Allerhöchsten Winkes.
ier Besitzthum ist nicht bedeutend genug, um Euch
ie anständige Existenz, Eurem Sohne in Zukunft eine
tellung im Leben zu sichern. Hier deutet man Euch
, daß die bisher gewährte Freistatt für Euch keine

mehr sein werde, daß Ihr hier nicht bleiben könnt
ohne täglich, stündlich, einen Verrath fürchten zu müsse
und Ihr werdet gezwungen sein, den Pilgerstab zu e
greifen, um eine neue Heimath zu suchen."

„Ihr malt fürchterlich wahr. Aber mein Vertrau
auf Gott ist unendlich. Er wird mich schützen v
meinen Feinden."

„Dieser Schutz ist Euch nahe gewesen; ich bot il
Euch mit meiner Hand. Ihr wieset mich ab."

„Läßt sich Neigung erzwingen?"

„Mag sein, sie offenbart sich nur freiwillig. Al
Euch hätte die Klugheit lehren müssen, einen gering
Zwang zu tragen, um eines gewissen Glückes jetzt u
für die Zukunft theilhaftig zu werden. Ihr habt
nicht gethan. Ihr habt mich abgewiesen, und ich wer
diesen Schimpf nicht gleichgültig ertragen."

„Ihr seid ein Edelmann!"

„Weil ich es bin! Genug der Worte. Ihr mü
Euch eines Bessern besinnen, Ihr werdet es. Mein
unsinnigen Liebe zu Euch dankt es, daß ich Euch no
eine Bedenkzeit von drei Tagen lasse, ob Ihr mei
Gattin werden wollt. Bedenkt wohl, was Ihr
verlieren, was zu gewinnen habt. Ich verlasse Eu
jetzt, um Euch Zeit zur Ueberlegung zu gönne
Erwiedert meine heiße Liebe, schöne Sara, und I

ollt es wahrlich nicht bereuen. Also drei Tage Be=
enkzeit."

„Es bedarf dieser Zeit nicht; es bedarf nicht einer
Stunde, und gleich jetzt sage ich es Euch, daß ich Euch
icht lieben kann, nie lieben werde, und nie die Eurige
in will. Eure Drohungen aber, Euer kindisches To=
en, Eure ohnmächtige Wuth verachte ich."

Adrian van Kraag erblaßte. „Ha, genug und über
nug, um Euch in mir einen unversöhnlichen Gegner
erwecken. Jetzt sei Euch Rache geschworen, und ich
ill den Schwur in dieser Secunde mit einem Kusse
uf Eure schönen Lippen besiegeln!"

Er eilte auf sie zu; lautschreiend flog sie zur Thür.
drian vertrat ihr den Weg: „Gebt Euch keine Mühe.
Mir zu Liebe hat Eure Dienerschaft sich die Ohren
it Baumwolle verstopft; sie hört Euch nicht, Ihr
ögt rufen, so lange Ihr wollt!"

„Barmherzigkeit des Himmels! Ist Niemand hier,
r mich vor diesem Rasenden beschützt?" Ihr Blick
el durch's Fenster auf einen kleinen Bowlinggreen, wo
manuel und Edmund spielten. Sie stürzte nach dem
enster, drückte es auf und rief: „Emanuel!" Es war
n Ruf, laut und durchdringend. Der Gerufene horchte
uf; er sah die angstvolle Geberde seiner Beschützerin,
ud des Knaben nicht achtend, flog er dem Hause zu.

„Das soll Euch nicht gelingen, mir ungeküßt z
entwischen!“ rief Adrian van Kraag. „Ich erhalte vo
Euch dies, wie alles Andere!“

Er war ihr nahe, und sie nicht im Stande, ihn
zu ertrinnen; weinend, flehend, mit ausgestreckten Ar
men sank sie auf die Kniee, und Adrian neigte sich
um sie aufzuheben.

„Berührt mich nicht!“ schrie sie in Todesangst, un
zu gleicher Zeit fühlte sich Adrian von starker Hand in
Genick gepackt und weit weggeschleudert. Zwischen Bei
den stand Emanuel.

„Ich danke Dir, mein Freund!“ sprach Sara er
schöpft.

„Höll und Teufel!“ schrie Adrian sich von seinem
Sturze aufraffend. „Welcher Hund wagt es, sein
Hand an mich zu legen?“

Sara war ohnmächtig auf ihr Ruhebett gesunken
Emanuel stellte sich schützend davor und sagte kaltblü
tig zu Adrian: „Ich, Herr! Soll ich Euch Gutes ra
then, so seht Euch vor! Der Hund, wie Ihr mich
nennt, hat scharfe Zähne, und fürwahr, ich pack
ernsthaft an, wenn Ihr noch einmal wagt, diese
Dame auch nur mit einem lauten Worte zu nahe zu
treten.“

Adrian van Kraag sah scharf auf den vor ihm

ehenden Seemann, und rief sich denselben in das
edächtniß zurück. Plötzlich brach er in ein teuflisches
achen aus: „Ha! Ha! Ha! Herenbootsmann! Der
erenbootsmann!“

„Das ist der Name, den ich Eurer Niederträchtig-
it zu danken habe!“ entgegnete Emanuel. „Er hat
ch weit genug verbreitet, und jedes Mal, wenn ich
n höre, denke ich an Euch. Ihr seid mir also nicht
emd geworden, und könnt sicher darauf rechnen, daß
hr, für den Fall Eures unziemlichen Betragens, ge-
de so von mir behandelt werden sollt, als da ich
uch den Stein an den Kopf warf, den ich für die
aufgebühr bestimmt hatte.“

Adrian war in großer Aufregung. Jeden Augen-
ick wechselte er die Farbe und man sah es ihm an,
ie er sich anstrengte, um seiner Leidenschaftlichkeit Herr
werden. Endlich gelang es ihm, sich äußerlich einige
uhe anzueignen; er begann einzusehen, daß er in diesem
ugenblicke nichts ausrichten könne, da die Stärke seines
rmes der robusten Faust des Seemannes nicht gewach-
n war. Er drückte den Hut in die Stirn und sagte
it innerm Grimme: „Zum zweiten Male weiche ich
r Dir zurück, denn ich will meinen Officiersdegen
ht mit dem Blute des Bettlers besudeln. Aber wir
rden uns zum dritten Male sehen, und dann sollst

Du mich kennen lernen und meiner Rache zum Opfer fallen."

Er eilte hinaus, voll Zornesgluth, die er in seiner Brust hatte ersticken müssen. Sein Blut kreiste glühend in den Adern, seine Vernunft war gefangen, er kannte nur ein Gefühl: Rache! Da begegnete ihm auf der Schwelle der stumme Edmund, der gekommen war, um seinen Spielgefährten zu suchen, und nun furchtsam stehen blieb, als er den fremden Mann mit den rollenden Augen erblickte.

„Ha! Ihr Knabe! Der Abgott ihres Herzens!" rief er aus, und verstummte, denn ein teuflischer Gedanke flog in diesem Augenblicke durch sein Gehirn. „Wenn ich . . . . dann wäre der Sieg ja gleich mein, und ich dürfte nicht um ihren Besitz kämpfen, könnte vielmehr sogleich die Bedingungen vorschreiben, unter welchen ich mich großmüthig finden lassen wollte. Oho schöne Sara, jetzt fällt das Spiel zu meinen Gunsten aus, ich wäre ein Thor, wenn ich die Gelegenheit nicht benutzen wollte."

Er streckte seine Hand nach dem Knaben aus und riß ihn an sich. Dieser sträubte sich zwar, aber was vermochte ein Kind gegen den Mann? Schreien konnte er nicht, und die unglückliche Mutter ahnte nicht, welch' ein schreckliches Leid ihr in diesem Augenblick bereitet werde

„Still, Burſche, ſtill!“ flüſterte Adrian dem Kna-
ben zu, den er auf den Arm genommen hatte, und ihn
den Berg hinauf trug, der ſich hinter den Wohnhäu-
ern von Neumühlen erhebt. „Schreien kannſt Du nicht,
das in dieſem Augenblicke mir ſehr lieb iſt, aber hö-
en kannſt Du. So höre denn: Stellſt Du Dich un-
ebärdig und ſtrampfſt mit den Füßen, wie eben jetzt,
o werde ich Dich züchtigen und Du ſollſt Deine Mut-
r nicht wieder ſehen. Biſt Du aber artig, ſo verſpreche
ch Dir, daß Deine Mutter recht bald wieder bei Dir
in ſoll.“

Der Knabe hatte dies wohl verſtanden und nickte
it dem Kopfe. Von dieſem Moment an war er ſtill
nd geduldig, und Adrian konnte ihn ohne Beſchwerde
rtragen. Vor jeder Verfolgung war er ſicher, denn
ngſt barg ihn das hohe Gebüſch und Strauchwerk,
omit der Berg bedeckt war. Als er oben anlangte,
uf er ſich in den bereitſtehenden Wagen, der raſch
rtrollend den Weg nach der Stadt einſchlug.

Elftes Kapitel.

Allmählich kehrte Sara das Bewußtsein zurück, und mit demselben zugleich der Gedanke an die Beleidigung, die ihr widerfahren, und an die Gefahr, der sie entgangen war. „Ist er fort?"

„Ja, der ist fort!" entgegnete Emanuel, und setzte wohlgefällig hinzu: „Ich denke auch, er wird nicht sobald wiederkommen; wenigstens habe ich ihm zu verstehen gegeben, daß er nicht auf eine besonders freundliche Aufnahme rechnen könne. Er wird sich's wohl gesagt sein lassen, hoffe ich."

„Du bist ein braver zuverlässiger Freund!" sprach Sara schwach. „Bist es mir und meinem Sohne. Wie leid thut es mir, Dir Deine Hülfe nicht so vergelten zu können, wie Du es verdienst. Ach, der Mann, der es hätte können, ist nicht mehr."

„Davon Madame, müßt Ihr nicht sprechen!" sagte Emanuel rasch. „Es wird wohl eine gute Meile Zeit haben, ehe ich Euch das Alles vergelten kann, was Ihr für mich gethan habt, Ihr und der Mann, über dessen Tod Ihr so betrübt seid. Ich werde Euch ein dankbarer Diener sein, und so lange sich irgend ein Mensch in der Welt auf einen andern verlassen kann, so lange könnt Ihr auf mich bauen."

„Ich rechne auch auf Dich, Emanuel! Wer weiß, wie bald ich Deiner Dienste benöthigt sein werde. Du bist der Einzige, der mir geblieben ist, seit die Sonne meines Glückes unterging. Aber sprechen wir nicht mehr von den Schrecknissen dieses Tages. Er hat mir gezeigt, wie wenig ich mich auf meine Leute verlassen kann, weshalb ich gewilligt bin sie, noch in dieser Stunde zu entfernen. Willst Du Deine Wohnung in meinem Hause nehmen, Emanuel?"

„Mit Sack und Pack erscheine ich, sobald Ihr mich ruft!" antwortete dieser, „und wenn Ihr es erlaubt, will ich sogleich gehen und Anstalten treffen. Es wird bald gethan sein," setzte er lachend hinzu: „eines Seemannes Habe und Gut muß nicht großen Raum wegnehmen."

„Kehre denn bald zurück, und rufe mir vorher meinen Sohn herein."

„Der wird sich wohl noch lustig auf dem Rasen herum wälzen! Ich will ihm pfeifen, das hat er gern!" Er trat an's Fenster, als er aber den Knaben nicht dort erblickte, sagte er zögernd: „Er ist nicht mehr da!"

„Um Gotteswillen!" rief die Mutter. „Wo ist das Kind?"

„Nun, die Madame muß nicht gleich so erschrecken; es ist ja nichts. Ich sagte blos, Edmund liege nicht mehr im Grase bei den Blumen; er wird wohl nach einer

andern Stelle gegangen sein; ich will ihn sogleich holen."

Er ging rasch nach dem Garten, die Mutter folgte ihm aufgeregt. Man suchte den Knaben bald hier, bald dort, man rief seinen Namen, Emanuel pfiff fortdauernd, aber Niemand hörte ihn. Die Besorgniß steigerte sich mit jeder Minute. Bald war man aus dem Bereich des Gartens hinaus, und ging von Wohnung zu Wohnung längs dem Strande, ohne etwas zu finden.

Die Leute kamen aus ihren Häusern, um zu hören, was der armen Dame fehle, und erhuben ein lautes Klagegeschrei, als sie vernahmen, daß Edmund vermißt werde; denn Sara war in dem ganzen Dorfe, ihrer Wohlthätigkeit halber, nicht wenig beliebt, und den kleinen stummen Knaben trugen Alle auf den Händen.

Wenn in Neumühlen irgend ein Kind vermißt wird, wendet sich Alles zunächst nach dem Strande; denn dort kann man sich nichts Anderes denken, als daß das Kind mit den Muscheln hat spielen oder sich in einem Boote schaukeln wollen, und verunglückt sei. Dahin eilte auch jetzt die Menge, aber umsonst, nirgends war eine Spur zu entdecken, keiner der vielen dort arbeitenden Männer wollte Edmund gesehen haben. Er blieb verschwunden. Sara sank ohnmächtig zusammen und ward von einigen mitleidigen Weibern nach Hause gebracht.

Emanuel, der seiner Herrin auf dem Fuße folgte, orgte für die Sicherheit des Hauses, und ging dann ufs Neue fort, um Nachforschungen anzustellen. Zwei hrbare Frauen, die sich freiwillig erboten hatten, bei er Dame zu bleiben und den Dienst des Hauses zu bernehmen, erkannten bald, daß bei der unglücklichen Mutter eine Krankheit im Anzuge sei, und es ward in ie nahe Stadt geschickt, um einen Arzt herbeizurufen. Sara's zarte Organisation vermochte es nicht länger, en harten Schlägen zu widerstehen, die sie in der letz- n Zeit bedroht hatten; sie fiel in ein hitziges Fieber, as sie an den Abgrund des Grabes brachte, und von em sie sich nur langsam erholte.

Endlich gelang es der Kunst des Arztes, dem ver- ehrenden Uebel Einhalt zu thun. Langsam genaß sie, ber eine trübe Schwermuth hatte sich ihres ganzen Wesens bemächtigt, seit sie ihr Kind verloren hatte.

Todesmatt lag die vielgeprüfte Frau auf ihrem uhebette; ihr Auge brannte heiß, es hatte keine Thrä- en mehr. Sie hatte keinen Gedanken, als ihr verlor- es Kind, und die Ungewißheit über dessen Schicksal mach- n ihr die Dauer jeder Minute zur stundenlangen Folter.

Da trat Herr Johannes Wellenberger ein, und Sara, ie nur ihres Edmund's gedachte, rief ihm entgegen: Bringt Ihr mir Nachrichten von meinem Knaben?"

„Mitnichten, edle Frau! doch glaube ich, daß w
nicht jede Hoffnung schwinden lassen dürfen; denn d
Maßregeln, welche ich getroffen habe, sind von so un
fassender Art, daß der Verschwundene endlich aufgefu
den werden muß; es sei denn, er wäre, was auch nic
von der Hand zu weisen, in dem Strome verun
glückt."

„Ich flehe um nichts Anderes zu Gott," spra
Sara, „als mir dies Dunkel zu erhellen und dann mi
aus diesem Erdenjammer hinwegzunehmen. Heinrid
O, daß ich dort oben wäre bei Dir!"

„Solch' einen Wunsch müßt Ihr, edle Frau, nic
laut werden lassen, sondern in christlicher Geduld de
tragen, was der Himmel Euch auferlegt. Um Eure
Kindes willen, das ja mit Gott noch am Leben ist un
das, wenn wir es wiederfinden, Eurer Hülfe und Eure
Beistandes noch so sehr bedarf, müßt Ihr dem Kumm
keine so große Herrschaft einräumen. Ihr müßt sta
sein, und Ihr werdet es nur durch Gottvertrauen."

„Habt Geduld mit mir. Ich will Alles thun, wa
meinem Kinde frommt und keinen andern Gedanke
fassen. Aber mein Kopf ist geschwächt; mein Geist i
gelähmt; diese schwere Krankheit, welche ich überstande
hat mich so lange an diese Stube gefesselt, und es i
so viele Zeit seitdem verstrichen, daß mein armes Kin

s an das Ende der Welt von seinen Räubern geschleppt
n kann."

„Ueber das Alles vertrauen wir dem Herrn!" sprach
r Kaufmann. „Ich erscheine heute vor Euch, um Euch
zukündigen, daß während Ihr darnieder laget, die
bergabe Eures Vermögens in aller Ordnung vor sich
gangen ist. Hier überliefere ich Euch die darüber
rechenden Papiere, und kann Euch die Versicherung
ben, daß Alles in den besten und redlichsten Händen
; eine Versicherung, die mich sehr erfreut, da die
ständige es mir nicht mehr erlauben wollen, Euch den
thigen Beistand zu gewähren."

„Ich danke Euch sehr, lieber Herr."

„Diese Eure Krankheit hat überhaupt vieles verdor-
n. Ich hatte Euch gerathen, Euch, wenigstens für
nige Zeit, nach dem Auslande zu begeben, und schlug
ch Spanien vor. Es hat nicht sein sollen. Nun ist
Gelegenheit, dahin auf bequeme Weise zu gelangen,
rüber. Aber dennoch ist Euch nicht anzurathen, hier
nger zu verweilen. Während Ihr darnieder lagt,
nnte man nichts gegen Euch unternehmen, aber ich
eifle nicht, daß es geschehen wird, wenn Ihr wieder-
rgestellt seid."

„Was kümmert's mich, was mit mir geschieht, wenn
in Kind . . . ."

„Edle Frau! Ich habe fernerhin Euch keinen Ra
zu ertheilen," entgegnete Herr Wellenberger empfindlic
„und muß es Euch ganz und gar anheim stellen Euer Thu
und Lassen nach eigner Weisheit einzurichten; ich wünsch
dann nur um Eurer Selbst willen, daß Ihr stets d
Rechte wählen möget. Nur weil ich damals, als d
Uebergabe Eurer Angelegenheiten in andere Hände stat
fand, von Euch mich nicht beurlauben konnte, erschei
ich jetzt um dieser Pflicht zu genügen, um so mehr, a
ich genöthigt bin, in wichtigen Angelegenheiten ei
Reise nach dem Auslande zu unternehmen, die mi
lange von der Heimath entfernt halten kann."

„Ihr verreist?"

„Fast gegen meinen Willen. Allein die Umstän
fordern es und ich muß mich fügen. Lebt denn woh
edle Frau, und behaltet mich in gutem Andenken. S
lange es mir vergönnt war, für Euch zu arbeiten, bin i
mir bewußt, solches mit Fleiß und Treue gethan zu habe
Ich habe es freilich nicht umsonst gethan, denn jeder Arbe
ter ist seines Lohnes werth, aber ich war stets mit dem He
zen dabei. Lebt nochmals wohl, und gebe der Himme
daß Alle Wünsche Eures Herzens erfüllt werden mögen

„Ich habe nur einen!"

„Aber da denke ich noch zur rechten Zeit daran, da
eine weitere Botschaft auszurichten ist. Ei, ei! dergle

chen Gedächtnißfehler, deren mir in der letzten Zeit mehrere begegnet sind, deuten an, daß meine alten Tage nahe bevorstehen. Geschehe denn, wie Gott will. Diesen Brief empfing ich heute für Euch, und beeile mich, denselben in Eure Hände nieder zu legen. Der Absender ist mir unbekannt, aber eine pünktliche Ablieferung ward mir zur Pflicht gemacht, und Ihr könnt mir bezeugen, daß ich diese erfüllt. Möge er für Euch Erfreuliches enthalten."

Herr Johannes Wellenberger legte den Brief vor der Dame hin und entfernte sich dann, unter mehrfachen Bücklingen und wiederholter Versicherung seiner Ergebenheit.

Sara blieb allein, das Auge auf den Brief geheftet. Ihr ungestüm klopfendes Herz sagte ihr, daß er ihr irgend eine bedeutsame Nachricht bringe, daß sie nur die Hand nach demselben ausstrecken dürfe, um zu erfahren, was ihr bis jetzt noch ein Geheimniß sei, und doch hatte sie nicht den Muth, diesen Schleier zu heben. Tod oder Leben schlummert unter dem Schutze eines leichten Siegels, es wird gelöst, und Schrecken und Grauen, Wonne und Entzücken quellen aus demselben hervor. Endlich ermannte sich die geängstigte Frau, sie riß den Brief auf, und was sie las, versetzte sie in die höchste Aufregung.

Hier folgt der Brief, der auf das künftige Geschick

Sara's und Derjenigen, die ihr anhingen, einen mächtigen Einfluß ausübte.

„Der Schreiber Dieses hat sich eines großen Fehlers zu Schulden kommen lassen; er hat Euch bis in das Innerste gekränkt. Aber er hat auch das Mittel in Händen, all Euer Leid in Freude zu verkehren. Leider hatte Euch der Gram auf das Krankenbett geworfen, sonst hättet Ihr längst erfahren, was man Euch jetzt nicht länger vorzuenthalten gesonnen ist.

Tröstet Euch! Euer Sohn ist nicht verunglückt; er ist nicht in einen der Brunnen gestürzt; er ist nicht in dem Strome verunglückt; er lebt!

Euer Edmund wurde Euch geraubt!

Aber man bittet, man beschwört Euch, bei dem Worte Raub nicht an unterirdische Gefängnisse und grausame Kerkermeister zu denken. Das Kind ist wohlgehalten und Alles, was es zur Nothdurft des Lebens, so wie zu seinen Spielen gebraucht, wird ihm im reichlichen Maaße gewährt. Seid also ganz beruhigt.

Wollt Ihr Euer Kind wiedersehen, wollt Ihr es wieder in Eure Arme schließen und Euch nicht mehr von ihm trennen, so reist nach Amsterdam und begebt Euch, dort angelangt, nach der „Amsterstraat 17." In diesem Hause wohnt ein altes Weib „Brouw Greet" genannt. Sucht sie auf und fragt, ob sie Euch nicht

n Weg weisen könne zu dem Baume, der Blätter, lüthen und Beeren zu gleicher Zeit trägt. Ihr wer= t dann sehen, daß Ihr weitere gewünschte Auskunft langt. Aber diese nur dann, wenn Ihr verschwiegen id und das Geheimniß dieses Briefes nicht ausplau= rt. Geschieht das, so werdet Ihr in der Amsterstraat e Vrouw Greet nicht finden, und Euer Edmund ist Euch rloren. Blindlings müßt Ihr folgen."

Dieser Brief hatte die Mutter völlig umgewandelt. er Gedanke, ihr Kind, wenn auch erst nach langer, ühseliger Wanderung, nach vielen, schweren Opfern, ederzusehen, hatte neues Leben in ihre Adern gegos= n; belebendes Feuer durchströmte sie, und mit raschen chritten ging sie in ihrem Zimmer auf und ab. Es r nicht die Rede davon, ob sie die Reise überhaupt treten wolle, sie besann sich nur, wie sie am rasche= n auszuführen sei. Als sie mit sich einig war, rief Emanuel herbei, der nicht lange auf sich warten ließ.

„Du hast gehört, Emanuel," sprach sie schnell, und r Seemann, überrascht von ihrer plötzlichen Verwand= ng, sah sie verwundert an; „Du hast gehört, daß rr Johannes von mir Abschied genommen hat. Ich n jetzt auf Dich allein gewiesen; denn jenen Mann, r mir zum Geschäftsführer bestellt ist, kenne ich nicht, d habe Furcht, mich ihm zu vertrauen, jetzt wo es

sich um eine wichtige Angelegenheit handelt. Du versprachst mir Deine Dienste zu weihen. Kann ich noch auf Dich rechnen?"

„Im Leben und Tod!"

„Du würdest mich überall hin begleiten?"

„Ueberall hin!"

„Nicht fragen und klügeln, sondern das thun, was ich Dich heiße?"

„Das Denken ist Euer; ich gehorche blindlings, wie es Seemanns Pflicht ist."

„So wisse denn, daß wir eine Reise nach Amsterdam antreten müssen. Ich möchte den Weg nicht zu Lande nehmen, schon deshalb nicht, weil ich durch ein Land müßte, das ich unter allen Umständen nicht betreten kann. So eile denn, so schnell nur immer möglich, nach dem Hafen; erkundige Dich, ob dort ein Schiff segelfertig nach Amsterdam liegt, ob es uns als Passagiere aufnehmen will, und wann wir an Bord kommen sollen."

„Sogleich will ich's besorgen!"

„Treuer Bursche! Deinem guten Herzen wohlzuthun, will ich Dir sagen, was ich sagen darf. Ich habe eine schwache Spur von meinem Kinde gefunden! Mir dämmert eine entfernte Hoffnung auf, den Knaben wiederzufinden."

„Edmund!“ rief Emanuel jauchzend. „Schnell laßt mich gehen, ich brauche nichts weiter zu wissen!“

Und rasch war er auf dem Wege zur Stadt.

Sara begab sich mit Eifer an das Geschäft des Ordnens, um wo möglich, wenn die Umstände es erfordern sollten, bereits am nächsten Tage abreisen zu können. Schnell waren alle Maßregeln getroffen, und sie hatte sich durch diese ihr unangenehme Beschäftigung so sehr zerstreut, daß sie ihren Kummer für diese Zeit ganz vergessen hatte. War es doch die Sehnsucht, die jeden ihrer Schritte beflügelte, und Alles wohlgelingen ließ. Die Zeit war ihr so schnell verstrichen, daß sie ein leichtes Erstaunen nicht bergen konnte, als Emanuel, von seiner Sendung heimkehrend, wieder in das Haus trat und seine Herrin mit einem fröhlichen: „Hoi, Ahoi!“ begrüßte.

„Du bist schon wieder da, mein wackerer Junge!“ fragte sie, ihm entgegeneilend. „Geschwind, was bringst Du mir für Nachrichten?“

„Die besten, Madame!“ antwortete Emanuel. „Es sind ihrer drei bis vier Schiffe da, die in den nächsten Tagen nach Amsterdam abgehen; sie sind gut eingerichtet, und nehmen Alle Passagiere an Bord. Auch ist noch ein fünftes da; das geht aber bereits morgen Nachmittag mit Hochwasser ab.“

„Und wenn es in der nächsten Stunde ginge."

„Ich sprach mit dem Capitain. Er ist wohl geneigt, Euch mitzunehmen; doch ist sein Schiff zur Passagierfahrt nicht eingerichtet und seine Kajüte nur klein."

„Der spärlichste Raum genügt mir."

„Wenn Ihr mit ihm fahren wollt, will er Euch die Kajüte einräumen, und dies ist durchaus nothwendig, sonst geht es nicht an. Er wohnt dann während der Ueberfahrt im Zwischendeck, verlangt aber, daß Ihr für diese Bereitwilligkeit ein höheres Passagiergeld zahlen sollt."

„Er soll empfangen, was er fordert. Sind wir nun am Ende, Emanuel?"

„Weiter ist nichts zu bestellen. Sobald Ihr gesonnen seid, die Bedingungen des Mannes einzugehen, läßt er Euch freie Hand, mit Sack und Pack an Bord zu kommen. So will ich denn gehen und ihm sagen, daß Ihr nun seine Bedingungen annehmt, dann kehre ich zurück und wir richten Alles so ein, um morgen an Bord gehen zu können."

Schnell, wie er gekommen war, eilte er nach der Stadt zurück, bewilligte dem Capitain ohne Verzug die geforderte ansehnliche Summe und zahlte die Hälfte derselben in blanken Dukaten auf den Tisch; dann entfernte er sich, indem er seine Gebieterin morgen um die Mittagsstunde ankündigte.

Das bezeichnete Schiff war eine Kuff, nach den möglichst alten Formen, und ihr Führer bequemte sich dem Schiffe in allen nur möglichen Verhältnissen an. Diese Unterhandlungen, dieses schnelle Bewilligen eines hohen Preises, ohne einen Handel zu versuchen, waren seiner langsamen Natur, seinem niederländischen Phlegma so entgegen, daß er nicht einen Augenblick anstand, der Meinung seines Steuermanns zu sein, daß hier ungewöhnliche Dinge vorgingen, und daß es durchaus nothwendig sei, mit dem Agenten der Regierung deshalb zu sprechen. Voll dieser Pflicht eilte der Führer der Kuff in die Wohnung des ältern Herrn van Kraag und brachte sein Anliegen vor, indem er die Geschichte bis in das kleinste Detail vortrug.

„Allerdings wäre das unter allen Umständen verdächtig," sagte der Gesandte, „und Ihr habt wohlgethan, mir diese Anzeige zu machen. Indessen ist mir der Fall bekannt, und wenn auch ein Geheimniß obwaltet, so ist doch nichts von Hochverrath dabei. Nehmt also die Dame getrost an Bord auf, und denkt daran, daß mir ein Dienst damit geschieht, wenn Ihr sie mit aller gebührenden Artigkeit behandelt. Seid Ihr aber in Amsterdam angelangt, so laßt sie nicht eher an's Land gehen, bis ein Brief, den ich Euch an Bord besorgen lasse, durch einen zuverlässigen Boten bestellt worden ist. Geht nun mit Gott!"

Der Kuffschiffer ging, nicht ohne bedächtiges Kopfschütteln über eine Angelegenheit, die immer verwirrter zu werden drohte.

Zwölftes Kapitel.

Die Kuff schwamm bereits auf hoher See, westwärts von Helgoland, und steuerte der Maas zu. Das Wetter war still und ruhig, Alles machte sich von selbst, und doch hatten die Reisenden, Schiffer sowohl, als Passagiere, viel zu thun. Die Nordsee bot zu jener Zeit einen bunten, an Abenteuern reichen, wechselnden Schauplatz dar. Der Krieg, den die nordischen Mächte mit einander führten, hielt die Schiffe dieser drei Nationen stets in Bewegung; die Fregatten mit den blauen und rothen Splietflaggen, so wie mit der Standarte des Zaars kreuzten nach allen Richtungen, und das Begegnen war nicht immer mit einer Freudensalve begleitet. Ein englisches Linienschiff bahnte sich in ruhig-majestätischer Haltung einen Weg durch diese Wirren, und am fernen Horizont kreuzten einige Briggs unter der Flagge Altniederlands, um die unstäten Segler zu beaufsichtigen und die vaterländische Küste vor irgend einem möglichen Handstreiche zu wahren.

„Nur gut, ausnehmend gut," sprach der Kuffschiffer

n seinem Steuermann gewendet, beide Hände in die
Seite gestemmt und bedächtig den Rauch seiner Pfeife
on sich blasend, eine Lieblingsstellung aller alter und
euer Kuffschiffer; „nur gut, daß auch unsere Flagge
ö und zu hier gesehen wird, denn sonst müßte man
n beständiger Todesangst schweben."

„Darin müßte man jedenfalls schweben!" meinte
er noch bedächtigere Steuermann.

„England, wißt Ihr, ist auf unsere Provinzen mehr,
ls jede andere Nation, erpicht, und all sein Streben
eht darnach, an der Mündung der Maas und der
Schelde zu befehlen," fuhr der Kuffschiffer fort.

„Maas und Schelde!" sprach der Steuermann sei-
em Führer mechanisch nach; „es sind schöne Gewässer."

„Und wenn wir nun auch mit den Engländern fer-
g würden, denn, bei dem Andenken de Ruyters, die
Holländer sind brave Seeleute!"

„Das sind wir!" sagte der Steuermann, indem er
elbstgefällig mit der Hand auf die Steuerpinne schlug,
nd zählte sich im Herzen jenen braven Seeleuten bei,
bgleich er in diesem Augenblicke über einen halben
Strich nördlich von seinem eigentlichen Cours hinsteuerte,
nd die nicht genug angebraßte Breitfock zu killen be-
ann. Aber weder der Steuermann der Kuff, noch der
chmauchende Führer hatten im Geringsten Arges daraus;

denn ihre Seele war zu erfüllt von den lebendige
Scenen rings umher, welche die verschiedenen Kriegs
fahrzeuge ihnen während der Reise darboten, und zwi
schen welche hindurch die erschreckten Kauffahrer schlüpf
ten, wie der Tummler durch die aufgeregten Woge
schießt, oder wie der fliegende Fisch sich vor dem schnau
benden Delphin rettet.

„Und wenn ich nun denke," fuhr der Schiffer for
„daß auch die Schweden und Dänen Arges gegen un
im Schilde führen können; . . . ."

„Das können sie," sagte der Steuermann.

Diese Unterbrechung nicht achtend, fuhr der Schiff
in seiner Phrase fort: . . . „so wird mir angst und ban
hier auf offner See, nicht sowohl wegen der Ladun
die wir am Bord haben, da sie gut versichert ist, son
dern vielmehr der Passagiere wegen, die ich in der Ka
jüte habe, das bleiche Weibsbild mit dem dumme
Jungen."

Der ehrenwerthe Führer dieses gesegneten niede
ländischen Schiffes, so wie sein kundiger Steuerman
hatten indeß, ohne daß sie es selbst wußten, einen au
merksamen Zuhörer. In dem nahe gelegenen Stri
saß nämlich Emanuel und hörte die Unterhaltung be
der Männer Wort für Wort. Anfangs, als von d
fremden Schiffen und deren Absichten die Rede wa

orchte er mit dem Interesse, welches jeder Seemann mpfindet, wenn von wichtigen Begebenheiten in der Marine die Rede ist. Als aber das Gespräch sich auf eine Gebieterin wandte, und er sich selbst dabei auf ine nicht besonders freundliche Art erwähnen hörte, orchte er mit der gespanntesten Aufmerksamkeit hin; enn eine plötzliche Ahnung sagte ihm, er werde etwas ntdecken, das ihm, besonders aber dieser von Nutzen ein könne.

Längst war Emanuel von seiner Gebieterin in alle Verhältnisse eingeweiht. Nicht ohne Ueberlegung hatte Sara diesen Schritt gethan. Sie fühlte, daß sie allein nicht genug Kraft und Energie besitze, um im vorkommenden Falle so zu handeln, wie es die Nothwendigkeit erheische; daß sie dringend eines treuen Freundes, eines Beistandes bedürfe. Emanuel war der Einzige. Er hatte bereits zu verschiedenen Malen nicht ungewöhnliche Verstandesgaben gezeigt und war treu wie Gold. Sie theilte ihm Alles mit, was ihr in der letzten Zeit begegnet war; den schimpflichen Antrag des Adrian van Kraag, so wie den geheimnißvollen Brief, den sie empfangen und der sie zu dieser Reise veranlaßt hatte.

„Das ist nicht gut," sagte der Steuermann, und Emanuel horchte scharf hin; „aber wer weiß, ob Eure

Besorgniß nicht aus der Luft gegriffen ist. Mir sieht der Bursch wie ein dummes Thier aus, das nichts hat als seine Fratze von Gesicht, womit er leicht kleine Kinder erschrecken kann."

Emanuel ballte die Faust, aber er schwieg und horchte weiter auf die Unterhaltung.

„Das ist ein Irrthum," sagte der Kuffmann. „Sein für gewöhnlich sieht der Bursch dumm genug aus; aber wenn Ihr ihn genau darauf angesehen hättet, würdet Ihr finden, daß seine Augen manchmal aufblitzen und daß dann eine große Portion List und Verschlagenheit darin liegt. Auch ist's mir aufgefallen, daß dieser Emanuel, wie er sich nennt, so häufig mit der Dame im geheimen Gespräch verkehrt, und dabei stets die Thür der Kajüte verschließt, als gebe es besondere Geheimnisse. Ich habe darum auch, versteht sich, im Interesse des Schiffes und auf Befehl des Herrn Gesandten in Hamburg, mitunter an der Thür gehorcht, auch ohne daß sie es bemerkten in der einen Scherwand ein Loch gebohrt, aber ich habe nichts entdecken können."

„Was geht's den Gesandten an?" fragte der Steuermann, und der Schiffer setzte hinzu: „Mehr als Ihr denkt." Dann aber erzählte er seinem Steuermann, wie er sich, um die Zweifel seines Gemüthes zu beschwichtigen, zu dem Gesandten begeben, daß er den-

lben um Rath gefragt, und welchen Beſcheid er von
Nynheer erhalten habe. Auch daß der Brief zur rech-
n Zeit eingegangen ſei, wurde nicht verfehlt, und
eide zerbrachen ſich den Kopf darüber, was ein ſo
ornehmer Mynheer mit einer Vrouw Greet in der,
lmſterſtraat zu ſchaffen haben könne, wobei ſie die
iderſinnigſten Vermuthungen aufſtellten, endlich aber
och darin überein kamen, daß der Brief pünktlich beſtellt,
uch die Dame und ihr Begleiter nicht eher von Bord
tlaſſen werden müßten, bis man mit Sicherheit annehe-
en könne, daß der Brief in der Amſterſtraat bei der
rouw Greet angelangt ſei. Noch blieben den beiden
ackern Officieren dieſer ehrenwerthen holländiſchen Kuff
rei wichtige Fragen in dieſer Angelegenheit zu erörtern
brig, und zwar erſtens, wie man es eigentlich beginnen
olle, die Paſſagiere wider ihren Willen zurückzuhalten,
enn ſie gleich bei der Ankunft landen wollten und einen
er zahlreich umher rudernden Bootführer anriefen. Dem
teuermann blieb es vorbehalten hier den geeigneten
lusweg zu finden. Man wollte nämlich unter irgend
nem Vorwande eine Meile vor Amſterdam zu Anker
eben und dann beim Einbruch der Nacht den Boten,
on der Dunkelheit beſchirmt, fortſenden. Segle man
ann am andern Tage vollends nach der Stadt, ſo
önne man die Paſſagiere ohne Gefahr ſogleich ent-

lassen, denn der Brief müsse dann längst an Ort und Stelle sein. Beiden kam dieser Ausweg so ungemein günstig und einfach zugleich vor, daß sie nicht wenig erstaunt waren, wie ihnen irgend etwas Anderes hätte eher einfallen können, als gerade dies. Glücklich mit dieser Erörterung zu Stande gekommen, war es die zweite Frage, die sie nicht minder ernsthaft beschäftigte. Es handelte sich nämlich darum, wo der zuverlässige Bote zu finden sei, dem der Brief zur Besorgung übergeben werden solle, und hier waren gerade so viel getheilte Meinungen als Stimmen. Der Steuermann meinte, es müsse ein pfiffiger, verschlagner Bursche sein, durch welche Meinung er nun schon sich selbst ganz von der Sendung ausschloß; der Schiffer dagegen behauptete, die Botschaft werde am besten dem dümmsten Einfaltspinsel von der Welt übertragen; denn dieser werde nicht erst lange grübeln, weshalb und warum man ihn schicke, sondern er werde sein Geschäft, sobald als möglich und auf dem geradesten Wege beenden, wobei der Schiffer dunkel fühlen mochte, daß er, vermöge seiner geistigen Organisation, in vorkommenden Fällen ebenso gehandelt haben würde. Die Gewalt der Wahrheit verlieh dem Schiffer auch eine moralische Gewalt über seinen Steuermann, und bald stimmte dieser seinem Oberherrn darin bei, ein ächter dummer Schlingel sei am besten geeignet

die Commission zu besorgen und es sei nur zu bedauern, daß nicht Einer von ihnen den Gang wagen dürfe. Aber mit wunderbarer Uebereinstimmung fanden sie den Einzigen aus der Schiffsmannschaft heraus, der die Botschaft ohne Gefahr ausrichten könne, und das war Frèrk. Dieser Name erscholl zu gleicher Zeit von Beiden Lippen.

Frèrk war an Bord eine Art Faktotum. Er beherrschte die Combüse; das heißt er sorgte für die Thee- und Kaffekanne der Kajüte und für die Erbsensack der Leute. Er war der Packesel für Jedermann, aber zu gutmüthig, um die aufgebürdete Last zu empfinden; er ward von Allen geneckt, gehöhnt, gestoßen, aber zu furchtsam, sich offen zur Wehre zu stellen, nahm er alle Beleidigungen geduldig hin, und weinte still, wenn er sich in die Einsamkeit seiner Koje zurückzog. Hatte ihn Jemand zu hart beleidigt, und er wollte dies für die Zukunft vermeiden, so sann er nach, was er Jenem für einen guten Dienst erweisen könne, und that es dann wirklich, hoffend, ihn dadurch auf versöhnlichere Gedanken zu bringen. Das war gewiß der größte Beweis einer unbegränzten Dummheit, und wurde auch von der Mannschaft der Kuff als solcher aufgenommen; denn der arme Frèrk ward nach solchen Liebesdiensten ärger geneckt, als vorher, so daß er, mitten unter allem

Schelten und Stoßen, nicht selten glaubte, er habe wirklich großes Unrecht gethan, und zum Ergötzen seiner rohen Gefährten, diese obendrein um Verzeihung bat. Dieser bedauernswerthe Bursch, dessengleichen die frühere Kauffarthei-Marine, zur Schande derselben, nicht wenige aufzuweisen hatte, die aber bei der jetzigen humaneren Behandlung, welche dem Seemanne unteren Grades zu Theil wird, immer seltener zu werden beginnt, wurde zum Briefboten ernannt.

Als nun das Gespräch der beiden Officiere der Kuff sich von diesem Gegenstande ab- und andern Dingen zuwandte, die für Emanuel gleichgültig waren, zog er sich in das äußerste Ende des Roofs zurück, wo Frèrk ohne eine Ahnung von dem zu haben, was in seiner Nähe vorgegangen war, am Feuer saß, und sich mit den Vorbereitungen zur nahen Abendmahlzeit beschäftigte.

Emanuel war der einzige Mann an Bord, der den armen Frèrk nie neckte und stieß; er hatte für ihn stets ein freundliches Wort, und mitunter einen wärmenden Tropfen aus seiner wohlversehenen Kruke. Darum lächelte auch jetzt Frèrk dem Kommenden freundlich entgegen, und reichte ihm bereitwillig eine glühende Kohle dar, weil er glaubte, Emanuel wolle sich eine Pfeife anzünden, denn, wann näherte sich wohl ein Holländer dem Feuer, als um dieser Ursache willen?

„Laß es gut sein, Frèrk!" sagte er freundlich. „Ich mag vor dem Essen nicht rauchen. Aber ich will hier einen Augenblick sitzen, mich zu wärmen, und wenn Du willst, können wir uns etwas erzählen. Kommen wir nun doch bald nach Amsterdam, wo ich niemals gewesen bin. Du könntest mir wohl den Gefallen thun, und mir davon irgend etwas erzählen, denn wenn ich nicht irre, bist Du zu Amsterdam geboren. Ist es nicht so, Frèrk?"

„So ist's!" entgegnete dieser und versäumte nicht, zum geringen Nutzen für die Schmackhaftigkeit des auf dem Feuer brodelnden Abendessens, eine glänzende Schilderung von der weltberühmten Stadt Amsterdam zu machen, die Emanuel mit großer Geduld anhörte, ob sie gleich so verworren war, daß man sich nicht aus derselben vernehmen konnte. Als Frèrk geendet hatte, erhob sich Emanuel und sagte: „Ich danke Dir; Dein Amsterdam muß schön, sehr schön sein. Wenn wir dahin kommen, sollst Du mir Weg und Steg zeigen, so oft Du vom Bord kommen kannst, und wir wollen Beide recht vergnügt mit einander leben. Dabei bleibt es also."

Ohne weitere Antwort abzuwarten, oder das Staunen Frèrk's zu beachten, der sich gar nicht darüber beruhigen konnte, daß ein Schiffspassagier sich so vertraulich mit ihm unterhielt, verließ Emanuel den Roof, was er mit großer Sicherheit konnte, da Schiffer und

Steuermann sich längst von dem Eingange desselben zurückgezogen hatten, und schlüpfte in die Kajüte, um seiner Gebieterin Nachricht von Demjenigen zu geben, was er so eben erfahren hatte. „Ihr seht also wohl," schloß Emanuel, „was es mit diesem Briefe auf sich hat. Der holländische Gesandte steckt bei dieser Geschichte dazwischen. Was gilt's, dieser alte Herr van Kraag, und sein spitzbübischer Herr Sohn . . . ."

„Um Gotteswillen!" rief Sara aus.

„Bitte Euch, seid ruhig und weckt nicht die Aufmerksamkeit der Schiffsführer. So dumm sie sind, könnten sie doch Verdacht schöpfen, wenn wir uns blos geben und uns jeden Rettungsweg abschneiden, der uns bleibt, wenn wir uns selbst nur beherrschen. Jetzt dürft Ihr es nicht mehr bezweifeln, daß Adrian van Kraag, als er von Euch mit der ihm gebührenden Verachtung zurückgewiesen ward, den Knaben draußen fand und ihn raubte, um Euch auf diese Weise zu zwingen, ihm seinen Willen zu thun. Aber hört, was ich Euch mittheilen will, und wie es uns gelingen soll, den Schurken zu überlisten."

Emanuel sprach nun von dem Plan, den er ersonnen; Sara fand ihn so geschickt angelegt, daß sie keinen Augenblick an dem Gelingen desselben zweifelte, und mit Ungeduld den Augenblick herbeiwünschte, da man Amsterdam erreichen würde.

Dieser Moment ließ nicht lange auf sich warten. Ein frischer Wind hatte die Segel geschwellt und rasch ging es am Texel vorbei, durch den Zuyder-See, der altberühmten Stadt zu. Der Kuffschiffer und sein Steuermann hatten Alles so klug angefangen, daß die Sonne bereits den Horizont erreicht hatte, ehe man Amsterdam sehen konnte, und mit der ersten Dämmerung der Anker in die Tiefe rollte.

Dreizehntes Kapitel.

Als man mit all der Umständlichkeit, die den „Kuffmann, wie er sein soll," charakterisirt, für die Sicherheit des Schiffes Sorge getragen hatte, war es bereits finster geworden. Sara hatte leichthin den Wunsch geäußert, nach der Stadt gebracht zu werden, stand aber sogleich hiervon ab, als man ihr sagte, dies sei nicht mehr möglich. Die Mannschaft, froh, die Strapatzen der Reise überstanden zu haben, empfing befreundeten Besuch vom Lande her, und zog sich mit diesem in den Roof zurück. Der Schiffer und sein Steuermann waren im Zwischendeck, wo sie sich eine wohnbare Stelle eingerichtet hatten, und ertheilten dem blödsinnigen Frèrk genaue Weisung, wie er sich bei Abgabe des

Briefes verhalten solle. Der arme Teufel war gar nicht erbaut davon, nach einer mühseligen Reise noch eine beschwerliche Nachtwanderung antreten zu müssen; doch wagte er nicht, dies laut zu äußern, sondern nahm den Brief lässig hin, und wiederholte mechanisch die Anweisungen, die man ihm ertheilt hatte, zum Zeichen, daß er Alles wohl gemerkt habe. Dieser Moment schien Emanuel zu seinem Vorhaben günstig. Auf dem Verdecke befand sich Niemand als der Schiffshund. Diesen lockte er mittelst eines fetten Bissens in den Verschlag, damit das Thier bei Ankunft des Bootes nicht bellen sollte, das er herbeigewinkt hatte, sprang in dasselbe und ließ sich nach dem Lande rudern. Hier verbarg er sich hinter einer vorspringenden Mauer und harrte geduldig, bis die Kuff ihren Mann an's Land senden würde. Dieser ließ nicht lange auf sich warten; der Steuermann selbst setzte den erkieseten Boten an's Land und schärfte ihm nochmals die genaue Abgabe des Briefes ein. Mißmuthig schlenderte der Bursch nach der Stadt zu. Einige Zeit folgte ihm Emanuel schweigend, dann aber trat er an ihn heran und fragte gutmüthig: „Dir scheint's auch nicht recht zu sein, noch so spät am Abend nach der Stadt zu müssen."

Frerk schreckte aus seinem Hinbrüten auf; als er aber Emanuel neben sich sah, der ihm schon so viele

Beweise des Wohlwollens gegeben hatte, winkte er freundlich und sagte: „Ich muß wohl, sonst . . .“ und er machte die Pantomime des Schlagens.

„Nun,“ meinte Emanuel, „dem ließe sich wohl noch abhelfen, wenn Du gescheut bist. Aber dergleichen bespricht sich schlecht auf offner Straße mit leerem Magen. Hier liegt nahe vor uns, wie ich sehe, ein schmuckes Haus, wo man Wein und Bier schenkt; laß uns hineingehen und eine Herzstärkung zu uns nehmen.“

Arm in Arm traten sie in das „Geneverhuis“ und Emanuel bestellte Genever mit Zucker. Er schenkte seinem Gast fleißig ein, und hatte diesen bald dahin gebracht, daß er sich entschloß, hier bis gegen Morgen in aller Behaglichkeit auszuschlafen, und Emanuel den Brief zur Bestellung zu übergeben.

Wie der Wind flog Emanuel die Straße entlang, welche nach Amsterdam führte. Als er die Stadt erreicht hatte, fand er bald einen Boten, der ihn gegen guten Lohn an den gewünschten Ort brachte. Als er vor dem Hause in der Amsterstraat 17 stand, welches als die Wohnung der Vrouw Greet bezeichnet war, entfernte er seinen Begleiter, und schlug mit dem eisernen Klopfer gegen die Thür. Ein Schiebfenster oberhalb derselben öffnete sich, und eine keifende Weiberstimme fragte: „Wer unterfteht sich, zu so später Nachtzeit an meiner Thür zu lärmen?“

„Jemand, der dazu ein gutes Recht hat!“ sprach Emanuel mit lauter Stimme, „vorausgesetzt, daß ich mich nicht irre, und ich vor der Wohnung der Vrouw Greet stehe.“

„Ich bin Vrouw Greet und dies ist meine Wohnung,“ war die Antwort, „soll ich nun erfahren, welcher Unband sich unterstanden hat, meine Nachtruhe zu stören?“

„Freut mich ausnehmend, eine Frau gefunden zu haben, von der ich schon so vieles Gute hörte,“ sprach Emanuel.

Die Alte schien Komplimenten solcher Art nicht besonders gewogen zu sein, denn sie brummte vor sich hin, und sagte verdrießlich: „Bleibt mir mit Euren Dummheiten vom Halse und sagt Euer Geschäft, das ein sehr kurzweiliges sein muß, da es mitten in der Nacht abgethan sein will, sonst schließe ich mein Fenster und gehe wieder zu Bett, Ihr mögt lärmen und toben, so viel Ihr wollt.“

„Nun denn, Vrouw Greet, ich bin an Euch gesendet von Mynheer Adrian van Kraag.“

„Gott segne Mynheer,“ unterbrach ihn die Alte. „Es ist ein wackerer Herr. Was steht zu seinen Diensten?“

„Er hat mir eine Botschaft an Euch aufgetragen,

Myvrouw," antwortete Emanuel, „doch kann ich dieſe
nicht, wie Ihr ſelbſt begreift, von der Straße aus zu
Euch heraufſchreien, und Ihr müßt mir daher das Haus
ffnen laſſen."

„Das ſoll ſogleich geſchehen!" rief die Alte herab,
nd ſchloß das Fenſter. Nicht lange nachher hörte man
ren ſchlarrenden Tritt auf der Diehle und die Haus-
ür that ſich langſam auf. Emanuel ſchlüpfte herein.
in altes Weib im nicht beſonders reizenden Neglige,
it vergilbtem Teint, betrachtete ihn, die Hand vor
e Lampe haltend, mit verſchlafenen Augen, ſchloß die
hür ab, und führte ihn dann in ein Zimmer des
ſten Stocks, das allen Zeichen nach zu urtheilen, die
Bohnung der alten Hausunke war. Sie ſetzte die
mpe auf den Tiſch, ſtachelte ſie auf, daß ſie hell
annte, ſah ihren Gaſt noch ein Mal von oben bis
nten an und ſagte dann: „Nun Herr, was iſt Eure
otſchaft an mich?"

„Meine Botſchaft lautet buchſtäblich alſo," entgeg-
te Emanuel: „Geh zur Vrouw Greet und ſage ihr,
ß ſie Dich zu dem Baume führen ſoll, der Blätter,
lüthen und Beeren zu gleicher Zeit trägt."

Die Alte ſchlug die Hände zuſammen und betrach-
e ihren Gaſt mit lebhaftem Erſtaunen. „Hört, Ihr
ißt in großer Gunſt bei dem Herrn van Kraag ſte-

hen, daß er Euch das gesagt hat; denn wer dies Wor
weiß, der weiß Alles und schaltet nach Belieben. Sprech
also immer ohne Rückhalt, Herr, und nehmt mir mein
barsches Wesen von vorhin nicht übel, wie konnte ich
wissen, daß ich eine so wichtige Person vor mir hatte."

„Nehmt Euch das nicht zu Herzen, gute Frau!"
sagte Emanuel, ihr mit einer Art herablassender Ver
traulichkeit die Hand reichend, und vernehmt nun wei
ter, daß Ihr in längstens zwei Tagen dem Besuc
der Dame entgegensehen könnt. Wie wahr meine Bot
schaft ist, mögt Ihr daraus sehen, daß ich hier ei
Schreiben des älteren Herrn van Kraag an eine beder
tende Person hiesiger Stadt bei mir führe, wie Ih
aus dem Siegel Derer van Kraag entnehmen könn
womit jener Brief geschlossen ist." Er zeigte ihr b
diesen Worten die Rückseite des Briefes, der an i
selbst gerichtet war, und die Frau, sich unwillkührli
vor dem Siegel Desjenigen neigend, der ihr ein G
waltiger war, sagte unterwürfig: „Ich habe glei
erkannt, daß Ihr ein Bote meines gnädigen Her
wäret; aber wenn noch irgend ein Zweifel hätte obwe
ten können, so müßte er bei diesem Anblicke schwinde
Ihr seid ein hochbetrauter Mann, und ich werde Eur
Anordnungen genaue Folge leisten. Was nun die Da
anlangt, so kann sie zu jeder Stunde kommen;

ist Alles bereit und sie soll gebührend empfangen werden."

„Das wird Herrn van Kraag sehr lieb zu vernehmen sein. Bereitet Euch demnach, mich zu dem stummen Knaben zu führen. Es ist der Wille des Herrn, daß die Mutter denselben hier nicht antreffen soll."

„Sonderbar. Mir sagte er doch noch gestern ..."

„Recht. Aber guter Rath kommt über Nacht, und ich kann wohl sagen, daß ich bei dieser neuen Anordnung unseres Herrn nicht ganz ohne Einfluß gewesen bin. Versteht mich nur: wenn die Mutter kommt und findet sogleich das Kind und Alles, was das Herz wünscht, kann man wohl erwarten, sie werde für diese Wohlthaten dankbar sein, und sie dem Herrn vergelten, wie er es verdient? Ich meine nicht; sie wird vielmehr störrisch und eigensinnig sein, und Herr Adrian van Kraag wird Gelegenheit haben, seine Großmuth zu bereuen. Wenn aber das Kind nicht hier ist, sondern nur einige untrügliche Zeichen, so kann sie leicht veranlaßt werden, den verlangten Lohn im Voraus zu bezahlen. Darum muß der Knabe aus dem Hause und ich soll ihn anderweitig unterbringen."

„Und wohin soll denn der arme Wurm mitten in der Nacht?" fragte die Alte.

„Wenn Ihr es wissen wollt, so fragt den Herrn

selbst," entgegnete Emanuel rasch. „Ich bin nicht beordert, Euch das zu sagen," und noch einige andere Fragen fürchtend, deren Beantwortung ihm mancherlei Verlegenheiten bereiten könnten, setzte er barsch hinzu: „Bringt mich nun unverweilt zu dem Knaben, denn Ihr sollt wissen, daß unser Gebieter ungeduldig meiner Rückkehr harrt."

Die Alte griff nach der Lampe, schritt vor ihm her nach einem der Hinterzimmer des Hauses und sagte: „Aber das Kind schläft. Ihr müßt mir es nicht jählings aus dem Schlafe reißen."

„Wo denkt Ihr hin?" entgegnete Emanuel. „Dem Kinde soll kein Leides geschehen; es soll vielmehr sanft und freundlich behandelt werden! Ich habe auch am Ende der Straße einen Wagen stehen und ihn nur deshalb nicht mitgebracht, um alles Aufsehen zu vermeiden."

„Ihr seid ein schlauer Patron," sagte die Alte schmunzelnd die Thür öffnend, „da liegt der klein Prinz!" dabei lachte sie leise, als wolle sie andeuten, daß sie sehr gut von allen Verhältnissen unterrichtet sei.

Als Emanuel seinen kleinen Liebling so ruhig schlummernd vor sich sah, vermochte er kaum seine innere Bewegung zu unterdrücken, doch preßte er gewaltsam die Hand auf das mächtig schlagende Herz, um

sagte zur Alten, die die Lichter anzündete: „Es ist gut, Mutter Greet; ich will den Jungen mit so viel Säuberlichkeit wecken, als mir zu Gebote steht; Ihr könnt mir unterdessen einen großen Gefallen thun, wenn Ihr mir ein wenig Brod und Wein reicht, ich bin erschöpft und habe einen langen Weg vor mir."

„Ihr sollt sogleich bedient sein!" sagte Mutter Greet und begab sich auf den Weg zur Speisekammer, um das Verlangte herbeizuholen. Als Emanuel sich überzeugt hatte, daß sie weit genug entfernt war, flog er nach dem Bette seines Edmund, ihn mit Küssen und Schmeichelworten weckend. Der Knabe erwachte, seine Brust arbeitete heftig, als er den bewährten Freund sah, seine Lippen bewegten sich, aber er vermochte nicht, das Band der Zunge zu lösen; mit krampfhaftem Schluchzen warf er sich in Emanuel's Arme. Dieser drückte den Knaben fest an sich und flüsterte ihm zu: „Edmund! Höre auf mich! ich bin gekommen Dich zu retten!"

Der Knabe drückte ihn fest an sich.

„Wir müssen aber vorsichtig sein, sonst mißlingt es. Gib wohl Acht, Edmund, was ich Dir sage. Wenn jene alte Frau wiederkommt, darfst Du Dich ja nicht merken lassen, daß Du mich kennst. Hast Du mich verstanden?"

Der Knabe ließ seinen Freund los und nickte mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß er ihn verstehe.

„Du sollst zu Deiner Mutter kommen, Edmund, aber Du mußt selbst dazu thun, daß wir es glücklich vollbringen. Kenne mich nicht, sondern stelle Dich vielmehr verwundert und ängstlich, daß ein fremder Mann bei Dir ist. Wenn Du dann von mir, oder von der Alten hörst, daß Du mit mir gehen sollst, so bedeute uns, daß Du nicht willst, und gib in jeder Weise Deinen Widerwillen gegen mich zu erkennen. Sei ja vorsichtig, gutes Kind."

Edmund gab durch abermaliges Kopfnicken zu verstehen, daß er Alles wohl begriffen habe, und thun wolle, wie ihm geheißen werde; Emanuel aber sagte: „darauf verlasse ich mich, nun aber sei so gut und lege Dich ruhig wieder hin, als ob nichts geschehen wäre; ich vermuthe, die Alte kommt zurück."

Gehorsam legte sich Edmund auf sein Bette zurück und schloß die Augen. Emanuel trat an's Fenster und öffnete den Laden, um das Terrain etwas genauer zu erkunden, falls ihm etwas mißlänge, und er genöthigt sein werde, sich auf einem Schleichwege zu entfernen.

Er blickte auf einen engen Hof, der bis zu einem der vielen Kanäle führte, von denen Amsterdam durchschnitten wird. Da unterdessen der Mond hinter den

Wolken hervorgetreten war, gewahrte er auf dem Waſſer ein leichtes Boot, das an einer dünnen Leine vor der Ebbe lag. Der Hof ſelbſt war von dem Fenſter aus leicht ſpringend zu erreichen, und um für den nöthigen Fall keinerlei Aufenthalt zu haben, wirbelte er das Fenſter auf.

Kaum hatte er dieſe Arbeit gethan, als er Vrouw Greet zurückkommen hörte, und raſch ſprang er nach dem Bette, auf welchem Edmund, dem Anſcheine nach, im feſten Schlafe lag. Die Alte kredenzte ihrem Gaſte einen Becher mit ſüßem Weine, und ſchickte ſich dann an, den Knaben vorſichtig aufzuwecken.

Sie richtete ihn liebkoſend auf und kleidete ihn raſch an, während er verwundert umherblickte. Als er Emanuel gewahrte, wehrte er dieſen mit der Hand von ſich ab.

Vrouw Greet gab dem Kinde, dem ſie ihre ganze Neigung zugewendet hatte, die freundlichſten Worte, und ſagte zu ihm, daß jener Mann gekommen ſei, ihn abzuholen, um ihn zu ſeiner Mutter zu bringen. Die Alte ſprach irgend etwas auf's Gerathewohl hin, um das Kind zu beruhigen, und ahnete nicht, daß ſie in dieſem Augenblicke die Wahrheit ſagte.

Edmund ſtreifte ſeinen Freund mit klugem Auge, dieſer aber machte eine verneinende Bewegung, worauf

Edmund sich nur noch ungebehrdiger, als früher, stellte, und nach Emanuel schlug, der sich ihm jetzt rasch näherte.

„So mögt Ihr denn sehen, wie Ihr mit dem kleinen Trotzkopf fertig werdet!“ sagte Vrouw Greet und ließ den Knaben in Emanuel's Arme gleiten.

In diesem Augenblicke schlug der eiserne Klopfer draußen so mächtig gegen die Thür, daß es durch das ganze Haus schallte.

„Guter Gott, was ist das?“ rief Vrouw Greet und Emanuel starrte das Blut in den Adern. Sollte er so nahe dem Ziele scheitern?

Der zweite Schlag machte das ganze Haus erdröhnen.

„Wenn ich nicht glauben müßte, ich träume, so wollte ich sagen . . . . aber nein! Ihr seid ja von dem Herrn gesandt, wie käme er denn selbst? Aber dies ist gewiß und wahrhaftig sein Zeichen! Er ist's!“

„Possen! Possen!“ entgegnete Emanuel, aber er entfärbte sich und der Angstschweiß perlte auf seiner Stirn.

Die Alte bemerkte es und schrie: „Hier ist nicht Alles, wie es sein sollte! Erbarme sich Gott! Er wußte die Losung und trägt das Siegel bei sich!“

Ein dritter noch heftigerer Schlag unterbrach sie in

hrem Gedankengange: „Das ist gewiß und wahrhaftig
er Herr! Nun seht Euch vor, wenn Ihr ein Verräther
eid! Er jagt Euch den Degen durch den Leib, so wahr
ch eine ehrliche Frau bin! Gleich! Gleich!" Und mit
iesen Worten nahm sie ihre Lampe und rannte zur
Thür hinaus. Kaum war sie fort, als Emanuel sei-
nem Liebling zurief: „Nun ist es Zeit!"

Brouw Greet konnte nicht schnell genug nach der
Hausthüre kommen, die Schläge wiederholten sich, wäh-
end sie öffnete, und als der letzte Riegel zurückgeschо-
en ward, trat Adrian van Kraag mit lautem To-
en ein.

„Haltet mir's zur Gnade, Herr Baron!" sprach die
Alte, aber ich konnte nicht so schnell herbeikommen, da
ch eben mit Eurem Boten zu schaffen hatte."

„Mein Bote?" entgegnete Herr Adrian rasch. „Ich
habe nicht daran gedacht, Euch eine Botschaft zu senden.
Von wem habt Ihr alte Gans Euch übertölpeln lassen?"

„Ihr habt nicht geschickt?" kreischte Brouw Greet.
„Ja, dann war es gewißlich ein Betrüger. Ach Gott,
und der Kerl wußte die Losung und Alles! Aber noch
ist es Zeit, noch ist nichts geschehen; eine Viertelstunde
später und er wäre auf und davon gewesen. O, über
den Satan! Ich kratze ihm die Augen aus, dem Be-
trüger!"

„Haltet ein mit Eurem Gewimmer! und erzäh
vernünftig, was geschehen ist!“ schalt van Kraag un
Brouw Greet bemühte sich nun, der Reihe nach deu
lich zu erzählen, was seit der letzten Stunde im Hau
vorgegangen war. „Und wie gut, daß Ihr kommt!
schloß sie, „sonst wäre er jetzt mit dem Knaben a
und davon!“

„Hier ist Spitzbüberei im Spiel!“ schrie Herr Adria
„und Dir, Alte, gnade Gott, wenn Du irgend eine
Theil daran hast. Schnell, voran! Wo hast Du de
Schurken verlassen?“

Keuchend und schreiend eilte Brouw Greet vora
und der junge Edelmann ihr nach. Sie rüttelte an d
Thür: „sie ist von innen verriegelt!“

Adrian stieß mit dem Fuße dagegen und der leich
Riegel gab nach. Die Stube war leer, das Fenst
geöffnet.

„Sie sind fort!“ schrie die Alte.

„Du hast ihnen fortgeholfen!“ wüthete Adrian va
Kraag und knirschte mit den Zähnen. Er hatte
nahe am Ziele gestanden und befand sich nun so hin
melweit von demselben entfernt. Er raste im Zimm
auf und ab. Brouw Greet benutzte diesen Moment d
Aufregung, um sich aus der Nähe des erzürnten G
bieters zurückzuziehen. Kaum hatte sie den Flur erreic

ls abermals gegen die Thür geschlagen wurde. Dies
Mal war es der vertraute Diener des Herrn Adrian
an Kraag. „Ist der Herr hier?"

„Ja, Jan Voorst!" sprach die Alte, „und gebe Gott,
aß Ihr etwas Gutes bringt, denn er ist zornig über
lle Maßen und bedürfte wohl ein beruhigendes Mittel."

„Dann habe ich es schwerlich bei mir!" antwortete
an Voorst; „denn dies hier ist ein Schreiben der Ad=
iralität, welches dem Herrn so schnell als nur irgend
öglich zu behändigen ist. Was aber diese Herrn in
ller Eile den jungen Lieutenants zu verkünden haben,
t in der Regel nicht besonders nach deren Sinn. Ich
uthmaße, daß wieder von irgend einem Kreuzzuge
ie Rede ist. Mir recht: da werden wir den jungen
nband für eine Zeitlang aus dem Hause los." Dies
tzte sagte er in flüsterndem Tone und ging dann nach
er Stube, die ihm von Mutter Greet bezeichnet wurde,
nd wohin sie langsam und mit stillem Seufzer nach=
olgte.

Emanuel hatte seine Flucht rasch vollendet, aber
icht besonnen genug, den Brief fallen lassen, den er
rerk abgenommen, und den er seiner Gebieterin ein=
ändigen wollte. Adrian van Kraag fand ihn, und
achdem er voll Staunen die Handschrift seines Vaters,
o wie das Wappen des Hauses erkannt, auch die Adresse

an Vrouw Greet gelesen hatte, erbrach er dasselbe i
Eile.

Adrian schloß richtig, daß der Unbekannte, der sü
mittelst der Parole in's Haus geschlichen, den Kn
ben geraubt hatte und diesen Brief verlor, nothwendi
von seinem Vater hierher gesendet und mit dieser En
führung beauftragt sein müsse. Nicht, daß der Vat
von der neuen Liebschaft seines Sohnes Kenntniß hatt
befremdete ihn; denn die Herren van Kraag waren i
dieser Beziehung vollkommne Männer von Welt; s
hatten keine Geheimnisse solcher Art vor einander un
das Hotel der Vrouw Greet in der Amsterstraat w
der verschwiegne Zeuge aller ihrer leichtsinnigen un
schlechten Streiche. Aber was der Vater in diesem Fa
hätte wollen, konnte er nur ergründen, wenn er de
Schreiben so schnell als möglich öffnete. Es enthielt n
wenige Zeilen. Der ältere van Kraag befahl Vrou
Greet, die Dame, welche bei ihr erwartet werde, samn
ihrem Knaben unter irgend einem wahrscheinlichen Vo
wande, so bald es sich nur thun ließe, in einen Wage
zu locken und sich mit ihr nach dem Haag zu begeben
es aber ja zu verhüten, daß sein Sohn, für dessen En
fernung er Sorge tragen werde, von dieser Angelegenhe
nicht die geringste Kenntniß erlange. Derselbe müsse vie
mehr glauben, daß die Dame von Deutschland no

ir nicht eingetroffen sei. Im Haag angelangt, sollte sie
·i dem Baron X., Gesandten des großherzoglichen Ho-
s vorfahren lassen, die Dame und das Kind dem
aushofmeister desselben anvertrauen, und das hier bei-
schlossene Schreiben sogleich an Sr. Excellenz gelan-
in lassen. Weiter habe sie bei dieser Angelegenheit
chts zu thun und könne getrost nach Amsterdam zu-
ckkehren. Die Verantwortlichkeit wäre sein.

Hätte die Alte dies Schreiben empfangen, sie wäre
eifelsohne in die entsetzlichste Verlegenheit gerathen.
eilich war der ältere Herr van Kraag das Haupt des
auses und ihr eigentlicher Gebieter; aber der junge
err befand sich in ihrer unmittelbaren Nähe und dessen
efehlen sollte sie hiernach gerade entgegen handeln.
urch Emanuel's Unvorsichtigkeit war sie dieser kritischen
ngelegenheit überhoben, und Herr Adrian van Kraag
wann dadurch ebenfalls Gelegenheit, einen Blick in
e Politik seines Vaters zu thun.

„Mynheer macht sich also kein Gewissen daraus,"
gte Herr Adrian mit einem spöttischen Lächeln vor
h hin, „einem ernsthaften Attachement seines Sohnes
ndernd in den Weg zu treten, um sich bei dem groß-
rzoglichen Hofe einzuschmeicheln, indem er ihm die
pur einer Dame verräth, welche die Fürstin Juliane
it ihrem Hasse zu beehren geruht? Der nahe bevor-

stehende Besuch der jugendlichen Fürstin am Haag
Hofe hätte dem großherzoglichen Gesandten leicht
Gelegenheit verschafft, der durchlauchtigsten Frau
arme Sara in einer demüthigen Lage gegenüber
stellen. — Aber was kümmert mich das Alles?" unte
brach er sich selbst, „sehe ich doch hieraus nur, daß i
doppelt hintergangen worden bin. Verdammtes Lab
rinth, worein ich gerieth. War der Bote, der dies
Brief an Vrouw Greet überbringen sollte, ein Bo
meines Vaters, warum gab er den Brief nicht sogle
ab, und warum stahl er den Knaben? Wohin brach
er ihn? Das ist Betrug! Jener Brief ward dem eigen
lichen Boten entfremdet. Aber zu welchem Zweck? Hö
und Teufel! Ich gerathe immer mehr in Verwirrun
je klarer ich zu sehen glaube!"

Jan Voorst hatte schon einige Zeit auf der Thü
schwelle gestanden, als das Auge des Herrn ihn streif
„Was willst Du?"

„Halten zu Gnaden!" antwortete Jan Voorst,
Depesche der Admiralität hoch emporhaltend. „Ich hä
es nicht gewagt; aber es wurde so dringend gemac
und dann das große Siegel . . . ."

Mürrisch entriß Adrian seinem Diener das Schr
ben der hohen Admiralität und schlug es auseinande
„Verdammt!" rief er nach einer Pause. „Das kom

ir von meinem Vater! O, verdammt! Dreimal ver-
ammt!" Der junge Seeofficier knirrschte mit den
ähnen.

Es war ein Befehl der Admiralität, sich Angesichts
esels nach dem Texel an Bord der Staatsbrigg „Kai-
an" zu begeben und den Anker zu lichten; die beige-
igte Ordre aber erst drei Meilen seewärts vom Texel
eröffnen.

Dem Befehle mußte gehorcht werden.

Indessen war auch Vrouw Greet zurückgekehrt.
drian ergriff sie beim Arme und befahl ihr, den Bo-
n zu schildern, der den stummen Knaben entführt
atte. Die Frau that es; sie hatte Emanuel genau be-
achtet und malte Zug um Zug. Adrian hörte auf-
erksam zu; je genauer sie beschrieb, um so größer
ard seine Spannung. Als sie geendet hatte, starrte er
nen Augenblick lang gedankenvoll vor sich hin, dann
eischte er laut auf: „Hexenbootsmann!" und schlug
ch mit der geballten Faust vor die Stirn.

Vierzehntes Kapitel.

Kaum hatte vorhin die alte Greet das Zimmer ver
laſſen, um dem ungeduldig pochenden Herrn die Thü
zu öffnen, als Emanuel, der wohl begriff, daß hier kei
Augenblick zu verlieren ſei, raſch die Thür verriegelt
und dann, Edmund feſt in ſeinem Arme haltend, ſic
auf die Fenſterbrüſtung ſchwang. An dem Spalie
welches von dem Hofe aus bis zum erſten Stock empor
reichte, kletterte er raſch hinab, er eilte dem Bote zu
deſſen dünne Fangleine er mit ſeinem Meſſer ſchnell durch
ſchnitt und griff nach den Rudern. Nur wenige Augen
blicke und er ſchwamm in Sicherheit auf dem großen
Kanal. Aber wohin nun weiter? Sollte er irgendw
an das Land ſteigen und den Weg bis zu dem Wirths
hauſe, wo Frèrk ſich befand, fortſetzen, auf die Gefah
hin, daſſelbe nicht wieder zu finden; denn bei ſeinem
Eintritt in die Stadt hatte er eher auf alles Ander
als auf den Weg geachtet. Einen ſichern Boten abe
jetzt zu bekommen, wo die Stadt im tiefen Schlafe la
ſchien unmöglich, dagegen war es leicht, den Verdach
eines Wächters zu erregen, wenn er mit einem Knaben
der überaus feine Kleider trug und ſo augenſcheinlic
nicht zu ihm gehörte, in den Straßen umherirrte, ohn

irgend einen Ausweis, aber mit vielem Gelde versehen. Bei einer genauern Untersuchung würde ein Verdacht dem andern gefolgt sein.

Darum hielt Emanuel es für besser, auf dem Strom zu bleiben, wo er leichter und unbekannter durchzukommen hoffte. Aber auch hier boten sich mancherlei Schwierigkeiten dar. In den Kanälen von Amsterdam liegen die verschiedenartigsten Fahrzeuge nahe bei einander in ununterbrochener Reihe und die Durchfahrt ist oft so schmal, daß man nicht vorüber fahren kann, ohne anzustoßen. Dann fährt der nimmer schlafende Hund aus seiner Hütte mit lautem Gebell an den Reiling, die andern der nahe gelegenen Schiffe fallen plötzlich ein; die lärmenden Hunde wecken die mürrischen Matrosen; nicht wissend, was sich ereignet, stürzen diese auf das Verdeck und die Officiere kommen die Kajütstreppe hinauf. Wehe dem Fahrzeuge, das dann vorüberfährt und auf den ersten Anruf nicht genaue Antwort geben kann. Schlimm wäre es Emanuel gegangen, wenn er sagen mußte, wohin er führe, und er hätte einen falschen Weg angegeben, da er die Richtung nicht kannte und nicht wußte, wie er auf den freien Strom hinausgelangen sollte. Da fiel ihm ein, daß in dem Augenblicke, wo er das Schiff und seine Gebieterin verlassen, die Ebbe eingetreten sei. Ein Blick auf seine Uhr

belehrte ihn, dieselbe sei noch nicht verstrichen, und er brauchte jetzt nur sein Boot von dem Strome forttreiben zu lassen. Rüstig half er in geeigneten Augenblicken mit dem Ruder nach, immer weiter wurde das Fahrwasser und rasch sah er sich von der Strömung auf den freien Fluß hinausgetragen. Das Glück war mit ihm und nicht lange darauf befand er sich nahe vor dem Wirthshause, wo er den geistesschwachen Frèrk zurückgelassen hatte.

Sogleich trat er mit der Wirthin des Hauses in Unterhandlung, und vermochte sie, gegen gute Bezahlung, für Edmund zu sorgen, und dem zarten Knaben der auf Emanuel's Armen eingeschlafen war, eine Ruhestätte zu bereiten. Als er darauf das Haus genauer in Augenschein nahm, fand er es wohl geeignet, seine Gebieterin für einige Zeit aufzunehmen, bis sie selbst über ihren künftigen Aufenthaltsort etwas bestimmt habe, und miethete sogleich ein Paar Stuben, die hinten heraus lagen, weil daselbst keine Störung zu befürchten war. Dann aber ging er in die Wirthsstube hinab wo Frèrk auf der Ofenbank ruhig schlief.

„Gott segne Deinen Schlaf!" sagte er gutmüthig lachend, als er den blödsinnigen Burschen mit einiger Mühe erweckt hatte. „Nun, bleibe nur ruhig stehen. Dein Auftrag ist besorgt. Der Brief ist in die richtigen

Hände gelangt, und der Empfänger schickt Dir als Bo-
enlohn diese drei Gulden, wobei er sagen läßt, der eine
ei für die Blätter, der zweite für die Blüthen, der
ritte für die Beeren des gesegneten Baumes, und kei-
erlei Hinderniß liege mehr im Wege. Diese Worte
agst Du genau dem Schiffer und dem Steuermann und
eigst ihnen die Gulden. Wollen sie Dir das Geld
bnehmen, so gib es hin, Du sollst von meiner Dame
nderes bekommen." Frèrk hatte genau zugehört; er
iederholte mechanisch die ihm vorgesagten Worte und
ickte dann freundlich mit dem Kopfe, zum Zeichen, daß
r Alles wohl begriffen habe.

Emanuel überlegte unterdessen, ob es nicht gut sein
würde, während der ersten Anwesenheit in Amsterdam,
das ihnen Beiden gleich fremd war, irgend einen zuver-
lässigen Menschen um sich zu haben, der in der Stadt
wohl Bescheid wisse. Ein solcher Bursche war Frèrk;
hatte dieser auch keine glänzende Verstandesgaben, so
war er doch treu. Emanuel fragte ihn deshalb, ob er
wohl Lust habe, den Schiffer und seine Kuff zu verlassen
und bei der vornehmen Dame in Dienste zu treten, die
von Hamburg als Passagier mit ihnen gekommen sei.
Als Frèrk sich hiermit einverstanden erklärt hatte, sprach
Emanuel: „Es ist gut. Merk auf, was ich Dir sage.
Der Tag dämmert und ich kehre an Bord zurück. Du

bleibst noch eine Stunde hier und gehst dann auch a
Bord, um Deinen Auftrag auszurichten, genau so, wi
ich es Dir gesagt habe. Wenn Du aber mit mir ar
Bord zusammen triffst, so gib weder durch Worte noc
durch Winke irgendwie zu verstehen, daß wir uns die
Nacht gesehen haben, oder daß Du mich kennst."

Der Blödsinnige nickte mit dem Kopfe, zum Zeiche
daß er Alles begriffen und machte sich dann über ei
Frühstück her, das ihm bereit gestellt worden. Emanue
aber eilte nach dem Boote, fuhr mit demselben seitläng
der Kuff und ließ es dann treiben. Noch war di
Dämmerung nicht zum Durchbruch gekommen, und e
gelang ihm, das Verdeck zu erreichen, ohne daß Jeman
ihn gewahrte. Kaum aber hatte er des Steuermanne
Kammer im Roof, die ihm zur Wohnung diente, erreich
als der Schiffer und sein Steuermann auf das Verde
kamen, und wegen des langen Ausbleiben Frèrks i
Sorgen geriethen.

„Wenn der Tag vollends anbricht," sagte der Schiffe
„haben wir keinen Grund die Passagiere länger zurüd
zuhalten, und doch lautet die Ordre, sie am Landen z
verhindern, bis uns die Nachricht zugeht, daß der Bri
an Ort und Stelle angelangt ist."

„Finden sich wohl Mittel und Wege, sie im Gute
oder Bösen eine Zeitlang aufzuhalten," antwortete d

Steuermann. „Dürfen nur sagen, das Passagiergut sei aus Versehen zwischen den andern Waaren gepackt, und es ließe sich nicht so schnell finden. Ohne das Gepäck aber werden sie das Schiff von selbst nicht verlassen wollen."

Die beiden würdigen Befehlshaber der Kuff machten noch manche Pläne, als Frèrk erschien und genau so sprach, wie es ihm Emanuel gesagt hatte. Der Schiffer nahm sogleich die drei Gulden in Empfang, da es ihm aber im Entferntesten an einen Vorwand fehlte, sich das Geld seines Dieners anzueignen, so ergriff er die Waffe, welche die Unverschämtheit immer zur Hand hat, nämlich die Lüge und die Grobheit, und sagte: „Das ist alles verkehrt bestellt, und kein Teufel wird klug daraus, sonst wäre ja auch der Botenlohn weit besser ausgefallen! Dich unnützen Burschen soll der Teufel holen, und am besten ist, ich thue Dich sogleich vom Schiffe, dann kannst Du am Lande verhungern."

Frèrk wußte nicht nicht sogleich, was er sagen sollte. Er wäre wohl gerne von diesem tyrannischen Schiffer befreit gewesen, auch erinnerte er sich dunkel des Anerbietens, das Emanuel ihm gemacht, aber er hatte nicht den Muth, ein lautes Wort zu sagen, sondern begann zu weinen.

„Du weinst, Hund?" schrie der Schiffer erbost, der

eine glückliche Manier hatte, sich um seiner eigne Schlechtigkeit willen, in Wuth zu versetzen. „De Augenblick sei still, oder ich stoße Dich nicht allein vo Bord, sondern auch über Bord! Pack Dich, unnütze Brodfresser!"

Emanuel trat zwischen ihn und den Blödsinnigen sonst wäre dieser abermals um Nichts gemißhandelt wor den: „Laßt doch den Jungen gehen, Herr! Zumal d Ihr ihn nicht länger an Bord haben wollt. Sagte Ihr nicht so?"

„Ja, zum Teufel, sagte ich so!" entgegnete de Schiffer, der sich nun wirklich in Zorn gesprochen hatte „Er soll fort, und jetzt gerade, wo Ihr nach Eure gewöhnlichen dummdreisten Weise, Euch wieder in Dinge mengt, die Euch nichts angehen. Ich sehe es Euch an, Ihr wollt ihn wieder anbetteln, aber gerade Euch zum Trotz soll er fort, noch ehe die Sonne vollends heraus ist!"

„Wenn's so steht, armer Frèrk," wandte sich Emanuel an diesen, „so hast Du nichts Eiligeres zu thun, als Dein Inventarium abzugeben und Deine Kiste zu packen. Du kannst dann mit uns an's Land fahren."

Frèrk nickte mit dem Kopfe und verlor sich unter Deck, der Schiffer aber wurde kirschbraun vor Bosheit und brummte vor sich hin, es sei gut, daß ein solches hochnasiges Passagiergut von Bord komme; wenn es

noch lange bleibe, werde er auf seine Weise dazwischen fahren.

Emanuel hörte nicht auf diese rohe Aeußerung des Zorns, sondern beauftragte die Matrosen, unter Zusicherung eines guten Trinkgeldes, das Gepäck aus dem Raum in das Boot zu befördern und ging dann zu seiner Gebieterin, die ihn mit Ungeduld erwartete, um ihr Bericht über die Ereignisse der letztverwichnen Nacht abzustatten.

Eine halbe Stunde später erschien die Dame mit ihrem treuen Diener auf dem Verdecke, um sich an's Land zu begeben. Der Schiffer hatte den bedungenen Lohn und darüber bekommen, der Steuermann, so wie die Leute empfingen ein ansehnliches Trinkgeld. Das Gepäck lag nahe dem Fallreep durcheinander, und mitten darunter Frèrk's Kiste. Dieser stand daneben.

Als der Schiffer sah, daß es mit dem Abzuge des Burschen Ernst wurde, der ihm so wenig kostete und so Vieles thun mußte, wollte er Protest einlegen; aber Emanuel trat vor und sagte, er habe vor Zeugen den Jungen entlassen, worauf derselbe in den Dienst seiner Gebieterin übergegangen sei. Die Mannschaft, in eine günstige Stimmung für Emanuel durch das reichliche Trinkgeld versetzt, rief: „Ja! Ja!" und der Schiffer, mit den Füßen stampfend, schrie: „Soll mich der Teufel holen,

wenn ich den Jungen von Bord lasse, ehe er sein Schuldigkeit erfüllt hat, und wenn Ihr Euch Alle den Hals abschreit!" Da er sah, daß er sich den Jungen nicht erhalten konnte, wollte er doch so lange als möglich von demselben Nutzen ziehen: „Das halbe Küchen-Inventarium ist verschleudert und die andere Hälfte ist zerbrochen. Um Alles wieder anzuschaffen, geht nicht nur darauf, was der Taugenichts an Gage zu gute hat, sondern es bleiben wenigstens noch zehn Gulden zu decken. Bis er diese bezahlt hat, setzt er keinen Schritt über den Fallreep."

Frèrk sah bei dieser Nachricht äußerst betrübt aus. Obwohl er es sich bewußt war, alles ihm anvertraute Gut wohl in Acht genommen zu haben, begriff er doch, daß der Schiffer seinen Willen durchsetzen würde. Emanuel hatte unterdessen einige Blicke mit seiner Gebieterin gewechselt und trat zu dem Schiffer, dem er die Hand auf die Schulter legte: „In Wahrheit, Meister Kuffmann! Wenn man die Habsucht und den Eigennutz recht wohl genährt vor sich sehen will, darf man nur die Blicke auf Euch richten. Ihr seid dem armen Jungen da ein Betrüger gewesen, so lange er am Bord bei Euch war; bliebe mir die Zeit, es nachzurechnen, ich wollte es Euch auf Stüber und Deuten beweisen. Aber Euren Willen setzt Ihr nicht durch, und um Eure

Tyrannei diesen unglücklichen Burschen zu entreißen, wird meine Dame gerne auch noch die so widerrechtlich verlangten zehn Gulden hingeben. Da nehmt das Geld und schämt Euch Eurer Armseligkeit, insofern Euch das noch möglich ist."

Er warf dem Schiffer die zehn Gulden in dessen aufstehende Jacke, und hatte gewonnen Spiel, denn alle Lacher waren auf seiner Seite. Der Schiffer ging in die Kajüte, um nach längerer Zeit wieder von derselben Besitz zu nehmen und seinen Aerger in einem Becher Genever zu ertränken.

Eine Stunde nach diesem Auftritte befand sich Sara in der stillen, abgelegenen Wohnung, worin sie ihr höchstes Erdenglück, ihren Edmund fand, den sie an ihr lautklopfendes Herz drückte und mit ihren Thränen benetzte.

Gegen Abend, als Mutter und Sohn sich beruhigt hatten und mit stiller Seligkeit anschauten, überlegte man, was für die nächste Zukunft anzufangen sei. Es ward beschlossen, die gegenwärtige Wohnung beizubehalten, und dort so eingezogen, wie nur immer möglich, zu leben, um jedes Aufsehen zu vermeiden. Auf die Frage der Wirthsleute hatte sich Sara für eine Dame aus Deutschland ausgegeben, deren Mann sich in Batavia befinde, und mit der ehesten Gelegen-

heit von dort zurückerwartet werde. Um sobald als möglich mit ihrem Manne zusammenzutreffen, habe sie es vorgezogen, sich hierher zu begeben, um die Schiffe die von Java kämen, schneller besuchen und ihren Mann auffinden zu können.

Sara hielt es für das Beste, nachzuforschen, welches der Name des englischen Gesandten sei, der in Haag residire, und wenn dieser, der unstreitig zum hohen englischen Adel gehöre, ein Mann wäre, dem sie sich anvertrauen könne, wolle sie in ihrer höchsten Noth ihre Zuflucht zu ihm nehmen. Diesen Namen fände man am leichtesten in dem Hof- und Staatskalender, und Emanuel unternahm es, bei der Wirthin anzufragen, ob sie ein solches Buch besitze oder herbeischaffen könne.

Als er sich der Wirthsstube näherte, ward laut in derselben gesprochen. Ein Ton schlug an Emanuel's Ohr es war eine Stimme, widerlich bekannt, die er hier plötzlich und unerwartet vernahm. Sein Blut gerann zu Eis, das Haar sträubte sich; er empfand einen Augenblick lang Todesangst, nicht um seinet-, sondern um seiner schon so vielfach geängstigten Gebieterin willen. Er hielt seine Schritte sogleich an, lehnte sich gegen die Mauer und horchte scharf auf. Als die Stimme sich wieder vernehmen ließ, zweifelte er keinen Augenblick

ehr, daß es Adrian van Kraag sei. Aus dem Ge-
räche, welches Jener mit der Wirthin führte, entnahm
bald, daß Herr Adrian im Begriff sei, mit einem
reits segelfertigen Fahrzeuge sich nach dem Texel zu
geben, indem es seinen dringenden Bitten gelungen
, vierundzwanzig Stunden Aufschub zu erlangen, die
er fast nutzlos für ihn verstrichen waren. Es ergab
h ferner, daß die Wirthin früher in Diensten des
auses van Kraag gestanden hatte, und von der Herr-
haft nicht mit ungünstigen Augen angesehen ward,
ofür das hübsche Etablissement, welches man ihr
r Aussteuer überwiesen, so wie das gegenwärtige
ertrauen des jungen Herrn ein vollgültiges Zeugniß
legte.

„Ach, mein lieber, gnädiger Herr, das beklage ich
sehr," entgegnete die Wirthin schelmisch lächelnd,
aß Euch ein böser Kobold solchen Streich spielt, und
hr nun fort müßt, zur See, ehe es Euch gelungen
, das schöne Weib zu empfangen, das Ihr so listig
's Garn zu locken wußtet. Wie wird das arme
ing Euch nun hier suchen und es laut beklagen, Euch
icht zu finden."

„Darum, Myvrouw, bin ich zu Dir gekommen, da-
it Du, nebst Deinem Schlaukopfe von Mann, die
ummheiten Deiner Base, der Mutter Greet, wieder

in's Geleise bringst. Gib wohl Acht auf Alles und l
keine Maus durchschlüpfen."

„Sehr wohl, mein gestrenger Herr!" entgegnete d
Wirthin, „wir werden Alles thun, Pieter und ich, w
Euch angenehm und nützlich sein kann. Indessen beda
es doch irgend eines Wegweisers, und da Ihr wah
scheinlich nicht die Bildnisse der betreffenden Perso
bei Euch führt, so wäre es gut, wenn Ihr uns ei
deutliche Beschreibung derselben geben wolltet."

„Das soll geschehen!" entgegnete Adrian, „und d
Genauigkeit, womit ich ihr Bild entwerfe, mag zu
Zeugniß dienen, wie tief es mir im Herzen sitzt. Lac
nicht, Myvrouw, ich bitte Dich, lache nicht! Es i
wahr und wahrhaftig Ernst mit meiner Liebe, und i
glaube, wenn sie auf keine andere Weise zu erringe
wäre, ich könnte ihr auch jetzt noch meine Hand biete
und sie zum Altare führen."

„Heilige Mutter von Delft!" rief die Wirthin m
komischem Staunen. „Euch hat die Liebe arg mitg
spielt, weit ärger, als zu jener Zeit, da Ihr mir a
den Knieen schwurt, Ihr könntet ohne einen Kuß vo
meinen würzigen Lippen keine Stunde mehr leben, ei
Schwur, den Euer gnädiger Vater Tages vorher eber
falls abgeleistet. Aber geschwind, gnädigster Herr, ma
mir jene kleine Hexe Zug um Zug, damit ich sie s
gleich erkenne, wenn sie mir von ungefähr in den We

laufen sollte. Sprecht, edler Ritter, und nehmt die Beruhigung mit Euch zur See, daß ich während Eurer Abwesenheit Alles thun werde, Euer Liebchen ausfindig zu machen und sie bis zu Eurer Zurückkunft wohl zu bewahren."

Adrian van Kraag gab der horchenden Wirthin eine so genaue Schilderung der schönen Sara Effingham, daß die Frau, die anfänglich nur oberflächlich hinhörte, immer aufmerksamer ward, und endlich mit großer Lebhaftigkeit ausrief: „Adrian van Kraag! Ihr seid ein geschickter Maler! Was gebt Ihr mir, wenn ich Euch zu Eurem Liebchen verhelfe?"

„Wie, was sagt Ihr?"

„Daß eine Dame, genau aussehend, wie Ihr mir Eure Herzallerliebste beschreibt, in meinem Hause wohnt; und da es nicht möglich ist, daß zwei Weibspersonen sich so sehr ähnlich sind, muß es die rechte sein."

„Geschwind," rief Adrian erregt. „Wo? In welchem Theile des Hauses wohnt der reizende Engel? Führe mich zu ihr, damit ich mich überzeuge, ob es die rechte ist!"

„Sachte, sachte, Ihr wilder Gesell! Erst müssen wir doch von der Dame erfahren, ob sie geneigt ist, zu so später Abendstunde Euch zu empfangen. Und dann, Herr van Kraag, die Zeit drängt und der Schooner wartet, der Euch nach dem Texel führen soll."

„Scherzet nicht. Mir bleibt noch eine Stunde Zeit; das ist mehr als genug, um sie zu sehen, zu sprechen und ihr begreiflich zu machen, daß sie nur mit meiner Bewilligung dieses Haus wieder verläßt, das sie ohne diese betreten hat. Denn nicht wahr, Myvrouw, ich darf doch auf Euren Beistand rechnen in dieser Angelegenheit?"

„In dieser sowohl, als in jeder andern, Mynheer!" sprach die Wirthin mit einer Verneigung. „Aber, guter Herr, es ist damit nicht abgethan, denn die Dame hat einen mißgestalteten Kerl mit abscheulichen Fäusten ..."

Emanuel hörte nichts weiter. Das Gespräch wurde leiser, als fürchteten Beide, behorcht zu werden; sie flüsterten angelegentlich zusammen, und ein Plan wurde sicher geschmiedet, wie man Sara am leichtesten verderben könne. Ueberzeugt, hier nichts weiter zu erfahren, und daß jede Minute Zögerung zum Schaden für seine Herrin ausfallen könne, flog er in großer Aufregung nach dem Zimmer derselben und erzählte das Vorgefallene.

„Hier ist keine Zeit mehr zu verlieren!" rief er. „Wir müssen sogleich durch die noch offne Seitenthür das Haus verlassen, sonst seid Ihr in der Gewalt Eures Feindes. Laßt uns rasch den Weg nach der Stadt einschlagen. Bitte Euch, erschreckt nicht, zögert nicht, sonst ist Alles hin! Ich bin da, Euch mit meinen Hän

en zu beschützen, so lange noch ein Tropfen Blut in einen Adern fließt. Das habe ich Euch versprochen, as halte ich Euch! Geht voraus, ich gebe auf den Feind Acht und Frèrk soll uns führen!"

Frèrk gab durch Zeichen seine Bereitwilligkeit zu rkennen und Sara, die den ersten Schrecken muthig berwindend, die Nothwendigkeit einer schnellen Flucht egriffen hatte, erklärte sich bereit, das Haus sofort zu erlassen. Sie raffte ihre wichtigen Papiere, so wie die Baarschaften zusammen, welche die Flüchtigen unter ch vertheilten, und hüllte sich in ihren Mantel.

„Nur schnell!" sprach Emanuel, „schnell und vor llem leise! Ich bitte Euch, Herrin, macht kein Ge= äusch. Es ist schon still im Hause und der leiseste Ton ird überall vernommen. Der Spitzbube hat noch Zeit, nd man wird warten, bis man Euch eingeschlafen ähnt, um Euch dann desto sicherer zu überfallen. Diese urze Frist müssen wir benutzen!"

„Ich bin bereit!" sprach Sara.

„Frèrk soll Euch zur Seite gehen und den Knaben uf den Arm nehmen, während ich, mit dieser Ofen= abel bewaffnet, Euch den Rücken decke! Fort jetzt!"

Aber der Knabe war nicht zu bewegen, von dem Blödsinnigen sich tragen zu lassen. Er lief in eine Ecke er Stube und streckte beide Hände vor sich hin, indem ich Todesangst auf seinem Gesichte malte. Die Mutter

sah mit Entsetzen den Zustand ihres Kindes und sprach
„Ihr tödtet ihn! Er stirbt vor Furcht, wenn er di
Berührung dieses Menschen dulden muß. Wer weiß
ob nicht eine Ahnung in seiner Brust erwacht und o
nicht der Verrath . . . ."

Ihr Auge streifte den unglücklichen Frèrk, der mi
seinem dummehrlichen Gesicht vor ihr stand, bereit der
von Emanuel ihm ertheilten Befehle zu gehorchen, un
nun bei der Abneigung des Knaben, die ihm nicht ent
ging, sich ebenfalls scheute, diesen zu berühren.

„O, mein Gott! Was soll daraus werden?"

„Euer Verderben, wenn Ihr Euch noch zu irgen
einer Zögerung verleiten lasset. Geschwind Frèrk! Eil
mit der Frau voraus. Ich will den Knaben nehmen
Gebe Gott, daß uns Niemand angreift, denn ich wüßt
nicht, wie ich zugleich das Kind beschützen und un
vertheidigen sollte."

Man verließ das Zimmer. Draußen hielten di
Flüchtlinge einen Augenblick an. Um zu der Seitenthü
zu gelangen, durch welche die Flucht bewerkstelligt wer
den sollte, mußte man einen Gang durchschreiten, a
welchem die Küche lag. Das Feuer auf dem Heerd
war bereits erloschen, nur eine Lampe warf noch eine
düstern Schein von sich, und an der Thür stand ein
schläfrige Küchenmagd, die mit Sehnsucht harrte, vo
ihrer Herrschaft die Erlaubniß zu erhalten, sich schlafe

legen. Als die Magd, aus dem Schlafe auffahrend, e Flüchtlinge plötzlich so nahe vor sich sah, schlug sie e Hände in einander und wollte laut aufschreien. ara beschleunigte ihre Schritte; Emanuel aber legte r Magd die Hand auf den Mund und, sie in die Küche rückdrängend, flüsterte er ihr zu: „Wenn Du binnen ner Stunde den Mund öffnest, so schlage ich Dich dt!"

Die Magd sank auf die Kniee und flehte inbrünstig m Himmel, daß er sie doch vor dem leibhaftigen Sa= n bewahren möge, denn einen Geringeren glaubte sie der Person Emanuel's nicht erblickt zu haben.

Die Flüchtlinge waren indessen auf offner Straße ngelangt. Sie umgingen das Haus und befanden sich tzt an dem Haupteingange. Die Fenster der Gaststube länzten hell, Emanuel warf einen flüchtigen Blick durch ieselben und sah, wie Adrian van Kraag dieselbe erließ, begleitet von der Wirthin, die ihm mit einer aterne leuchtete.

„Nun ist es die höchste Zeit unsere Schritte zu be= hleunigen. Wenige Augenblicke reichen hin, unsere Flucht u entdecken, und dann haben wir die Verfolger auf er Ferse. Schnell! Schnell!"

So sprach Emanuel, während er den Knaben an ch drückte und die eiserne Waffe mit seiner Hand fest mkrallte. Wie flüchtige Schatten schlüpften sie längst

der Häuserreihe hin. Ueberall herrschte tiefe Ruhe u
kein Lichtstrahl drang durch irgend einen Fensterspa
Als sie nach einiger Zeit anhielten, um einen Auge
blick auszuruhen, blieb es still.

„Es geht gut!“ sprach Emanuel fröhlich, „laßt u
jetzt eilen, damit wir die Stadt erreichen!“

Und sie setzten ihren Weg fort, eine der seltsamst
Gesellschaften, die der Zufall zusammengebracht hatt
Eine Unglückliche, ein Mißgestalteter, e
Blödsinniger und ein Stummer!

Fünfzehntes Kapitel.

In einer der abgelegenen Straßen Amsterdam
welche in dem westlichen Theile derselben belegen sin
und wo nur Leute aus den geringsten Ständen wo
nen, die ihren Unterhalt bei den Hafen-Arbeit
und den Schiffen finden, trifft man mehrere Wirth
häuser an, die von dieser Klasse des Volkes besu
werden, und Mehreren derselben, in Ermangelung ein
andern Wohnung, zum beständigen Tummelplatze dien

An dem Ende einer düstern, unheimlichen Stra
lag das Wirthshaus „zum Javafahrer,“ größer u
ansehnlicher, als seine Nachbarn, mit einem glänzend
Schilde über der Thür, worauf ein lustiger Ostindie

ann in hellen Farben prangte, der eine gefüllte Ge-
verflasche hoch empor hielt. Dort fand sich allabend-
h eine bunte Gesellschaft von Hafen-Arbeitern, frem-
n Matrosen, verunglückten und arbeitsscheuen Schiffs-
ndwerkern, hausirendem Gesindel und Schenken-Aben-
irern zusammen, die ein gar seltsames Quodlibet
deten. Vorzugsweise erschienen mit wenigen Ausnah-
n täglich einer oder mehrere jener höllischen Agenten,
e unter den verschiedensten Masken auftretend, mit
rechneter Schlangenklugheit auf die unbefangenste
eise von der Welt, junge Leute, wenn sie einen
busten Körper zeigten, der Anstrengung und Entbeh-
ng erdulden konnte, in ihr Netz zu locken suchten.
ies waren die sogenannten Seelenverkäufer, die mit
st oder Gewalt für den Dienst der Holländisch-Ostin-
schen Compagnie warben, und denen, die in ihre Hände
len, ein Leben voll Mühseligkeiten und Unheil, so
e ein frühes Grab bereiteten.

Zu der Zeit, da wir das Wirthshaus „zum Java-
hrer" betreten, saßen in dem großen Zimmer, worin
h zugleich der Schenktisch befand, zwei junge Männer
n einem Tisch, deren Verlegenheit deutlich kund gab,
ß sie sich an dergleichen Orten noch nicht für lange
eiten heimisch fanden. In der That waren es ein
aar ehrliche Jungen aus Haarlem, die an Bord einer
mack dienten, und sich heute Abend mit ihren weni-

gen Stübern an's Land begaben, um sich einm
auf ihre Weise zu erlustigen. Sie hatten ein besch
denes Fläschchen mit Genever und Zucker vor sich stehe
rauchten ihre Halbstüberspfeife nnd sahen mit Seh
sucht und Scheu zugleich auf die Matrosen der lang
und kurzen Reise, die sich hier gütlich thaten und
einer Stunde mehr Dukaten und Gulden verzehrten, a
sie Stüber in der Tasche hatten.

„Kommt mir vor, Jan," sagte der Eine flüster
zum Andern, „als ob wir doch gegen diese Leute e
erbärmlich Leben führten, und uns eigentlich schäm
müßten, daß wir mit unsern Paar Tropfen so knicker
da sitzen, während hier Alles in Wohlleben schwelgt

„Hast recht, Bruder Claas!" entgegnete sein Back
genosse langsam und that einen langen Zug aus sein
Pfeife, „sollten eigentlich an dergleichen reputirliche O
nicht hingehen, wo das Groß-Schiffsvolk verkehrt u
der kleine Smackmann über die Schulter angesehen wi
Donnerwetter, wir gehören in unsern Keller zum „Wape
wo wir unsern Stübers-Kaffe trinken und dann ein
Tropfen Feuriges zum Abschied nehmen, um besser
Bord finden zu können."

„Morgen Abend, wenn das Tagewerk gethan
und der Schiffer nichts dagegen hat," sagte Cla
„geht es zu Myvrouw Trientje im „Wapen." Ich ha
mit diesen vornehmen Wirthshäusern nichts zu thu

ieh doch nur, wie der Wirth zu uns herüberschielt,
iß wir noch immer nichts Anderes bei ihm bestellen.
r zeigt nicht ohne Absicht auf die großen gefüllten
unschgläser, die vor ihm stehen. Wie ist's! Haben wir
nn noch so viel Geld, um das zu bezahlen?"

Aber Jan antwortete hierauf nicht weiter, sondern
inkte dem Wirthe, daß er ein Glas seines Punsches
ingen möge, und warf dafür das Geld auf den Tisch.
ann aber flüsterte er dem Kameraden zu: „Du sprichst
s viel zu laut. Sie haben uns schon auf dem Strich,
d sehen uns gar verdächtig an! Darum habe ich auch
n Punsch bestellt, damit wir nur nach etwas ausse-
n. Trink nur frisch mit mir, und stelle Dich recht
stig und toll, wie die Uebrigen es machen, dann
erden sie wohl anderswo hinsehen und wir können
ns mit guter Manier davon machen."

Ein schiefer Kerl mit einer wahrhaften Galgenphi-
ognomie, der in ihrer Nähe stand und, ohne das sie
s wußten, das Gespräch mit angehört hatte, schrie
plötzlich laut auf: „Was? Ihr wollt Euch davon machen!
Seid Ihr solche Bursche, die erst darauf los verzehren
nd sich dann davon machen? Oho!"

Die beiden jungen Seeleute sprangen auf und rie-
n, wie aus einem Munde: „Was sagt Ihr? Denkt
och nicht dergleichen von uns! Warum sollten wir uns
avon machen? Das war ja ganz anders gemeint!"

„Das kann nachher Jeder sagen!" brummte d
Schiefe.

„Wir sind ja nichts schuldig und wollen auch nic
schuldig werden!" sagte Jan voll Angst. „Ach Go
warum muß ich nur in solchen Verdacht kommen."

„Und seid doch nur still, sonst bringt Ihr ein Pa
ehrliche Kerle in Ungelegenheit!" fiel Claas ein. „Tri
meinetwegen unsern Punsch halb oder ganz aus, n
haltet das Maul!"

„Das lasse ich mir gefallen!" sagte der Schiefe, lee
das große Henkelglas in einem Zuge und klappte da
drei Mal mit demselben auf den Tisch.

Der Wirth kam sogleich herbei und fragte, w
gefällig wäre? Der Schiefe sagte rasch: „drei Glä
Punsch für uns!" und der Wirth lief davon. Cla
und Jan wurden bleich und standen wie Bildsäule
der Schiefe betrachtete sie, die Hände in die Seit
stemmend, mit höhnischem Lachen.

Der Punsch ward gebracht. Der Wirth streckte
Hand aus und fragte: „wer bezahlt?"

„Nun, wer denn anders, als diese beiden grün
Burschе hier," entgegnete der Schiefe, „denen ich
Ehre meiner Gesellschaft erweise, und die mich da
mit Punsch traktiren werden, so lange noch ein Trop
die Kehle hinunter läuft."

„Da müßten sie einen Sack voll Gulden haben,

oß, als das größte Henkelglas!" lachte der Wirth und lt noch immer die Hand ausgestreckt.

Die beiden armen Smackfahrer waren in großer igst, und kaum vermochte der Muthigste von ihnen Worte hervorzustottern: „wir haben keinen Stüber hr bei uns!"

Laut schrie der Wirth auf: „Was? Kein Geld wollt nsch trinken und den großen Herrn spielen? Donwetter! daß ich Euch nicht zum Hause hinaus karsche!" Der Schiefe unterbrach ihn, indem er mit den Händen die erschrockenen Bursche bei der Schulpackte: „Kein Geld! Und Ihr ladet einen ehrlichen rl zum ehrlichen Trunke ein! Ich will Euch radechen, ihr Lumpenpack! Heda Wirth! Sieh nur, die rle haben noch passable blaue Jacken an und der ne trägt sogar eine Sackuhr! Mach Dich bezahlt, irth!"

Dieser streckte die Hand nach der Uhr aus. Claas lt beide Hände vor, um sein Eigenthum zu beschützen, n kam ihm zu Hülfe, und der Wirth ward zurückprängt, während der Schiefe auf den Rücken der den Smackfahrer mit seinen Fäusten trommelte. Der mult wuchs, von allen Seiten traten Leute heran, nicht blos müßige Zuschauer abgaben, sondern für n Einen oder den Andern Partei ergriffen.

„Ruhig da!" scholl eine kräftige Männerstimme da-

zwischen. „Geht auseinander, oder die Mannschaft
„van Tromp" wird Euch den Hirnkasten einschlagen
Die Umstehenden wichen zurück und hervor trat
junger Matrose von der langen Reise, das ostindi
Tuch um Hals und Arm, und stellte sich schützend
den beiden jungen Männern auf: „Zurück da! Was
das für ein Manneswerk, wenn so Viele über Ei
kommen? Da, Geizhals von einem Wirth, hast ei
Gulden für Deinen lumpigen Punsch, und nun s
Dich Deiner Wege! Du aber, unsauberer Bursche, lo
so schnell Du kannst zum Hause hinaus, oder ich
stampfe Dich zu Cacaopulver!"

Der Wirth war längst hinter seinem Schenkti
der Schiefe schlich brummend zur Thür hinaus, n
ohne drei Guldenstücke in die Tasche zu schieben, di
von dem Wirthe bekommen hatte, und der Seem
von der langen Reise setzte sich zwischen den bei
Smackmännern nieder: „Wie ist's? Ihr seid Bin
fahrer? Treibt Euch auf den Canälen und auf
Zuydersee herum, und wißt nicht, wie es zwanzig A
len jenseits dem Texel aussieht? Thut nichts! Eh
Volk kommt überall fort. Könnt einmal mit mir trin
Habe den Punsch bezahlt und Ihr sollt bei mir
Gaste gehen!"

Der Seemann von der langen Reise trank den
den Gesellen zu, und wußte sich ihnen durch Erzäh

gen aller Art, bunt und toll, wie nur ein Seemann sie rleben und erfinden kann, so angenehm zu machen, daß ine Viertelstunde nach der andern verrann, und sie ereits das dritte Henkelglas vor sich stehen hatten, ohne aran zu denken, daß es die höchste Zeit sei, an Bord hrer Schiffe zurückzukehren.

„Und nun ist's gut Leute!" sagte der junge See= ann, „wir haben uns wacker herumgetummelt und üssen noch ein letztes Glas trinken. Laßt uns einen oast heben. Es lebe die Holländisch=Ostindische Com= agnie, und Glück ihrer Flagge und ihren Leuten zu Was= r und Land! Frisch, Ihr Jungens, sprecht es mir nach!"

Die beiden Smackfahrer lachten; der Rausch stand nen gut, ihr Gesicht glühte, ihre Augen leuchteten, nd mit lauter Stimme brachten sie die Gesundheit der olländisch=ostindischen Compagnie aus, indem sie in ngen Zügen dazu tranken.

„Das ist gut, Jungens!" rief der Seemann von der ngen Reise. „Nun, Ihr sollt wissen, die Herren von r Javafahrt sind keine Knicker, und thun ihren Ne= nmenschen Gutes, wie sie können und wissen. Ihr id auch ein Paar arme Teufel, die es nie zu einer llen Knipptasche gebracht haben. Das thut unsern chmögenden Herren leid, die es mit allen Menschen t meinen, und wie Ihr von ihrem Punsche mit mir

auf ihr Wohlergehen getrunken habt, so sind sie auch wohl im Stande, einem jeden von Euch, durch mich eine Handvoll Gulden zu schenken."

„Das wäre der Teufel!" sagte Claas.

„Nein, Ihr thut's nicht, und die Herren würden es nicht gut heißen!" lallte Jan, dem der Punsch am meisten zu Kopfe gestiegen war.

„Ich thu's, und sie werden's gut heißen!" sprach der junge Seemann. „Und damit Ihr seht, daß ich nicht blos mit dem Maule bei der Hand bin, so soll Ihr's Geld sogleich haben." Er griff in die Tasche und zählte vor Jedem zehn blanke Dukaten auf den Tisch.

Das glänzende Gold übt eine fast diabolische Macht über den Menschen aus; es ist ein Dämon, der plötzlich vor uns aus der Erde aufsteigt und uns durch seinen Zauber blendet. Dreifach gepanzert ist unsere Brust gegen diesen Feind, so lange er uns unsichtbar bleibt, aber kaum berührt die Musik seines Klangs unser Ohr, kaum blendet sein sonniger Schein unser trunkenes Auge, als auch ein Feuerstrom unsere Adern durchrinnt, und eine unbekannte Macht den Herrscherstab über uns schwingt. Da tauchen tausend Zauberbilder vor unserm bethörten Blicke auf, und weit hinaus schauen wir in ein sonniges Land und Alles, was wir gewahren, ist uns unterthan. So standen nun auch die beiden Bursche vor dem Tische, ihre Augen verschlangen

gen gierig das vor ihnen aufgezählte Gold, ihre Finger streckten sich krampfhaft nach demselben aus, und dennoch wagten sie nicht, dasselbe zu berühren.

„Nein, zum Teufel! die Dinger da gehören uns nimmermehr!“ rief der Eine.

„Ja, zum Teufel! Es ist Euer!“ sagte der Seemann.

„Wir dürfen es nicht einstecken!“ schrie der Andere.

„Ihr dürft es! Versucht's nur!“ sprach der Seemann mit ermunterndem Tone. „Habe ich all mein Lebtage ein Paar Bursche gesehen, die sich so unbeholfen anstellen, wenn sie Geld nehmen sollen.“

„Nun denn!“ rief Claas, „so sagt es noch einmal laut und vernehmlich, daß es unser ist!“

„Und daß wir es ohne Gefahr einsacken dürfen!“

„Es ist Euer, und Ihr dürft es ohne Gefahr einsacken, versteht sich, mit dem gebührenden Danke gegen die Herren von der Compagnie.“

„Sie sollen gepriesen sein, bis an das Ende aller Tage!“ rief Claas. Jan stimmte mit ein, und Beide bemächtigten sich des Goldes mit zitternden Händen.

„Juchhei!“ rief der Seemann und ergriff eines der auf's Neue gefüllten Henkelgläser, „trinkt nun noch dies auf das Wohl der Compagnie und ihrer Flagge!“

Er trank ihnen zu und die beiden Betrognen jauchz-

ten, indem sie den Punsch bis auf den letzten Tropfen schlürften, und dann das Glas zu Boden warfen, daß es in tausend Stücke zersprang.

„Gut so!" sagte der Seemann auffallend ernst, „jetzt ist nur noch nöthig, Euch zu zeichnen!" Er löste sich rasch die leicht um seinen Hals und um den Arm geschlungenen seidenen Tücher, band sie den erstaunten Gesellen um den rechten Oberarm, und sagte mit starker Stimme: „So seid Ihr nun von mir in aller Form für den Dienst der Compagnie geworben, und geht noch vor Sonnenaufgang an Bord!"

„Was ist das!" riefen Beide erbleichend. „Wir in den Dienst der Compagnie getreten? Wir an Bord eines Ostindienfahrers? Wir haben nicht daran gedacht solche Verpflichtungen einzugehen!"

„Ob Ihr daran gedacht habt, oder nicht," entgegnete der Seelenverkäufer mit eisiger Kälte, „daran kommt hier nichts an. Ihr habt auf Kosten und auf das Wohl der Compagnie getrunken, Ihr habt das Geld derselben genommen, und seid nun, von heute an auf sieben Jahre ihrem Dienste verpflichtet."

„Wir wollen das Sündengold nicht! Wir wollen nicht!" riefen Beide in Todesangst und warfen die Dukaten wieder auf den Tisch.

„Das steht ganz in Eurem Belieben," entgegnete der Seelenverkäufer gleichmüthig, indem er die Dukat

rgsam zusammensuchte und einsteckte. Wenn Ihr es icht wollt, so wird es mein Eigenthum, denn die ompagnie nimmt dergleichen nicht zurück. Es ist also n Geschenk, das Ihr mir macht und wofür ich Euch nke. Aber aus dem Dienste kommt Ihr nicht, bis eben Jahre in's Land gegangen sind. Flennt nicht, erle! Oder ich lasse Euch ein Tauende um die Ohren usen, ehe Ihr noch vor den Fockmast des „van Tromp" stellt seid. Still, Kerle, oder ich lasse Euch katten."

„Ich habe eine Braut auf dem Haarlemer Deiche ohnen, die ich nächste Weihnachten heirathen soll, enn ich der Maat meines Schiffers geworden bin!" gte Claas mit emporgehobenen Händen.

„Und ich muß eine arme alte Mutter ernähren," rach Jan mit Weinen, „die den Faden am Spinnde mit ihren kranken Augen nicht mehr sehen kann, nd die sich vollends blind weinen wird, wenn sie das nglück ihres Sohnes hört. Habt doch nur Erbarmen, eber Herr, und laßt uns wieder los!"

„Das ist ein schlechtes, armseliges Volk, worein cht ein Funken fürnehmen Geistes zu bringen ist!" gte der Seelenverkäufer spöttisch. „Das liegt sein ebelang auf den schmutzigen Tjalken und Schnauen mher und hat kein Herz für das Große und Schöne, is in dem Rumpfe eines Ostindienfahrers und in seiem Fluge um die Welt liegt. Wenn Ihr nun nicht

gleich stille seid, so sollt Ihr zweimal sieben Jahr dienen, und zum Willkomm am Bord über die Kanon gelegt werden, dafür, daß Ihr nicht mit Freudigkei zu dem Berufe greift, der Euch jetzt bestimmt ist. Hal tet mit dem Weinen ein, Ihr armseligen Kerle, un seht, wer hier vor Euch steht!"

Die Beiden blickten schüchtern auf und sahen eine sechs Fuß hohen Mann vor sich stehen, mit krause Bart, gekleidet in die Uniform der ostindischen Com pagnie, ein langes spanisches Rohr in der Hand. Da war Mynheer Halle Jantzen, Hochbootsmann des Drei masters „van Tromp," der unter der gesegneten Flagg der allmächtigen ostindischen Handels-Maatschapje fuhr „Sind das die Bursche, die Ihr heute geworben hab Martens?"

„Ja, Mynheer!" antwortete der Seelenverkäufer m einer respectvollen Verbeugung.

„Dann schafft sie an Bord, so schnell Ihr könn und auch die Uebrigen, die noch an andern Orten fi uns aufbewahrt werden. Ihr da, Kerls! sollt nun na einer andern Melodie tanzen lernen, und gnade Go wenn Ihr nicht sogleich in den Takt kommt. Ihr schei mir aus dem Holze geschnitten, woraus man flinke Bo toppmänner macht, und wenn Ihr diese meine Vorhe sagung Lügen straft, so schlage ich Euch alle Woch drei Mal braun und blau und an den übrigen Tag

blau und braun. Er schwang das spanische Rohr um ihren Kopf, daß sie unwillkürlich in die Kniee sanken, und ging dann gravitätisch wieder dem Ausgange zu, gefolgt von dem Seelenverkäufer, der unter der Maske eines Seemannes von der langen Reise umherging, und dem er im Gehen zuflüsterte: „Alles an Bord! Wir müssen morgen fort, und es fehlt noch an allen Ecken! Das Lumpengesindel ist gar nicht der Sorge werth, die man sich um seinetwillen macht. Darum sollen sie auch bluten, sobald sie unter unserer Katze stehen. Und nicht zu vergessen, daß Ihr unterweges, auf den Straßen, packt, was Ihr kriegen könnt. Greift zu! Es sei, was es wolle, nur nicht zu wählerisch! Für den Hai, das gelbe Fieber und den Corsar ist es gut genug!"

Mit diesen Worten schritt der Hochbootsmann Mynheer Halle Jantzen, dem man zu beiden Seiten ehrerbietig Platz machte, zur Thür hinaus, und Meister Martens, der das Handwerk eines Werbe-Agenten gut gelernt hatte, traf Anstalten, um alle die Schlachtopfer, die während der letzten drei Tage in sein Netz gelaufen waren, ihrer Bestimmung zuzuführen, die mit gelbem Fieber, Hai und Corsar bezeichnet ward.

Tiefe Stille herrschte in der Stadt, die durch nichts, als den einförmigen Ruf der Nachtrunden und ihrem Knarren unterbrochen ward. Nur durch die Straßen, welche der Preßgang durchzog, war ein wüstes Toben.

Sobald ein unglücklicher Spätling, sei es ein Arzt, der von einem Kranken heimkehrte, sei es ein Wüstling, der von einem schwelgerischen Gelage wegtaumelte, sich auf der Straße blicken ließ, zogen die Menschenräuber eine Chaine und stürzten sich auf ihr Opfer, dem sie die Hände auf den Rücken banden, während sie mit lautem Gesange einfielen, damit man den Angstruf der Unglücklichen nicht hören solle.

Der Seelenverkäufer schritt vor dem Zuge her; er wußte genau den Weg und wie man den nächtlichen Patrouillen ausweichen müsse, die sich gerne dem Zuge der Seelenverkäufer in den Weg stellten, nicht um ihre Betrügereien und Gewaltthätigkeiten zu hindern, sondern sich ihre Nachsicht mit denselben gut bezahlen zu lassen. Sein Auge schweifte rechts und links, und seinem Scharfblicke entging nichts. Es war keine Gestalt so lang oder kurz, so robust oder gebrechlich, kein Mensch so vornehm oder so gering, so ehrenwerth oder bettelhaft, der ihm nicht recht war, denn für jeden Kopf empfing er eine Zahlung von zehn Gulden. Alle diese und ähnliche Schreckensgeschichten gelten jetzt für längst verschollene Sagen, und sie sind es auch; aber es gab eine Zeit, wo sie eine fürchterliche Wahrheit und die nie versiegende Quelle des jammervollsten Elends waren.

„Halt!" flüsterte der Seelenverkäufer rückwärts gewendet zu zweien seiner Gefährten, die ihm auf dem

uße folgten und die unmittelbaren Vollstrecker seiner
efehle waren. „Laßt sogleich die Andern stille stehen
id eine Chaine machen. Es kommt etwas die Straße
rauf und ich kann nicht genau unterscheiden, wie Viele
sind. Nur, daß Keiner sich rührt, und wenn die Ge=
ngenen sich auffätzig zeigen, so dreht die Knebel fester."

Er selbst wich aus der Mitte der Straße und schlich
ngs den Häusern hin, die im Schatten lagen. Vor=
htig gelangte er bis in die Nähe der Ankommenden
id erblickte zwei Männer, deren einer einen Knaben
if den Armen trug, mit einem Frauenzimmer lang=
m weiterschreiten. Einer dieser Männer unterstützte die
rau, so viel er nur vermochte, aber diese schwankte
n und her und vermochte nicht weiter zu gehen. Sie
and still und rief dem mit dem Knaben vorausschrei=
nden Manne zu: „Emanuel! Ich kann nicht weiter!
ch muß rasten, meine Kniee brechen."

„Nehmt Euch noch für eine kurze Zeit zusammen,
Na'm," sagte Emanuel rückwärts gewendet. „Noch habe
h hier kein Haus gesehen, woran wir ohne Gefahr
ätten pochen können. Aber weit kann ein solches nicht
ntfernt sein, und bald muß das Gasthaus kommen,
on dem uns Frèrk gesagt hat, daß es in dieser Rich=
ung läge. Wie ist es, Bursche, sind wir nicht endlich
n Ort und Stelle?"

Aber Frèrk schwieg still, denn die Wahrheit z
sagen, hatte er sich verirrt und es fehlte ihm an Mut
dies offen zu gestehn.

„Ich hoffe, mein Junge," sprach Emanuel, mit einer
Anfluge von Verdacht, „daß Du uns nicht absichtlic
täuschest, denn sonst möchte ich Dich mit einem wohlge
schriebenen Dankzettel an Bord Eurer Kuff zurücksenden.

Der arme Blödsinnige legte die Hand auf das Her
und beugte sich vorüber, ohne zu sprechen; Sara abe
sprach: „Nein, nein! Er ist kein Betrüger, aber ic
fürchte nur, daß er selbst sich verirrt hat."

Als Frèrk so laut dasjenige aussprechen hörte, wa
er schon lange gewußt, begann er zu heulen, und Ema
nuel rascher vorschreitend, rief ärgerlich: „Das hätte un
noch gefehlt, einen solchen Wegweiser erlangt zu haben
Da bleibt uns nun nichts Anderes übrig, als an da
erste beste Haus zu klopfen, wo eine Einkehr möglic
scheint!" Nach diesen Worten prallte er mit einem
Mann zusammen, der hinter dem Vorsprung eine
Hauses hervorgekommen war, und Jener rief: „Zum
Donner, achtet auf Euern Weg und stört keine Leute
die friedlich ihren Geschäften nachgehen."

„Wer hindert Euch?" entgegnete Emanuel barsch
„Ist die Straße nicht breit genug? Was habt Ihr hin
ter den Häusern zu lauern, und Euch den Leuten i
den Weg zu stellen? Macht uns Platz; Ihr seht, da

ich ein schwaches Kind trage, und daß in meiner Begleitung eine Dame ist. . . ."

„Ha! ha! ha!" lachte der Seelenverkäufer laut auf. „Das mag mir eine saubre Dame sein, die mit Dir und Deines Gleichen des Nachts in den abgelegensten Straßen von Amsterdam umher zieht. Wir wollen uns doch dieses schmucke Kind ein wenig näher ansehen! Geh aus dem Wege, Kerl, oder ich werfe Dich zu Boden."

„Aus dem Wege Du selbst!" entgegnete Emanuel heftig, „oder ich schlage Dir den Schädel ein, damit Du Sitte lernst, die Du nicht kennst! Komm heran! Frèrk! Gib Acht auf Deine Begleiterin und sorge für ihre Sicherheit!"

Der Seelenverkäufer warf sich auf Emanuel, und dieser, der Edmund mit der Linken fest an sich drückte, vertheidigte sich so geschickt gegen den Holländer, daß dieser zum Weichen gezwungen wurde, als gerade seine Gehülfen vom Ordnen der Chaine zurückkamen, und sich auf Emanuel warfen, der bald dieser Uebermacht weichen mußte.

„Nun habe ich Dich unter, Du Hund!" sagte der Seelenverkäufer, der über diesen Widerstand, der ihm eine tüchtige Schramme eingebracht hatte, wüthend geworden war, „und Du sollst mir's büßen, wenn wir Dich erst an Bord haben; denn Du mußt wissen, daß drei Mal sieben Jahre auf Ostindien eine gute Zeit

sind, um das feiste Blut eines Tollen abzukühlen. Hollah, einen Strick her!"

Emanuel, der nicht sobald einsah, in welche Schlinge er gefallen war, und die Hölle, die seiner wartete, aus hundert übertriebenen Erzählungen kannte, preßte den Knaben fest in seine Arme, und rief in Todesangst: „Frèrk, um Gotteswillen, Frèrk! bringe die Frau in Sicherheit! Hier sind die Seelenverkäufer!"

„Daß Du bersten mögest, Satan!" knirschte Martens erbost, indem er Emanuel einen Schlag versetzte; „das Weib da schert uns nichts, aber der Bursche, der bei ihr steht, soll uns nicht entgehen! Frisch da, zur Hand!"

Frèrk hatte sich unterdessen vergeblich bemüht, Sara weiter zu führen; sie war ohnmächtig zusammen gesunken. Jetzt drang Emanuel's Ruf: „Die Seelenverkäufer!" an sein Ohr, und ein thierisches Geheul stieß er aus; es wurden Zorn, Furcht, Grauen, Wuth und alle Leidenschaften zugleich in ihm wach, die sich wechselnd desjenigen bemächtigten, der mit diesem Abschaum der Menschheit in Berührung kam. Aber, als sei ihm eine höhere Eingebung geworden, ergriff er mit starken Armen Sara und flog mit der leichten Last die Straße entlang, dieselbe Richtung zurück, woher sie gekommen waren.

„Da läuft der Kerl hin, da läuft er hin!" schrie der Seelenverkäufer. „Rasch, ihm nach, und wer ihn einfängt, hat fünf Gulden extra verdient!"

Die Kerle, welche dem Herrn zur Seite gestanden, begannen sogleich die Verfolgung. Aber Frèrk hatte einen weiten Vorsprung und Furcht beflügelte seine Schritte. Dazu hatte er plötzlich die vorhin verlorene Richtung wiedergefunden; er schlüpfte in ein Nebengäßchen, von diesem in ein zweites, und hatte bald die Verfolger so irre geleitet, daß er sich hinter einem Haufen Bauholz, das auf einem wüsten Platze lag, in aller Sicherheit niederlassen, und von dem anstrengenden Laufe erholen konnte. Sara war noch immer nicht aus ihrer Betäubung erwacht, und es fehlte dem armen Frèrk an jeder Kenntniß, und an jedem Mittel, sie zu erwecken. Er legte sie säuberlich auf einige Bretter und setzte sich neben sie, den Blick nicht von ihr wendend, und nur manchmal aufhorchend, ob die Verfolger ihre Spur nicht aufgefunden hätten und sich näherten. Aber es blieb Alles still.

Emanuel hatte der Uebermacht weichen müssen und lag auf der Straße lang ausgestreckt, mit auf den Rücken gebundenen Händen. Man hatte den Knaben von ihm gerissen, und seitwärts auf das Straßenpflaster geworfen, ohne ihn weiter zu beachten. Das leise Wimmern des hilflosen Kindes durchschnitt dem treuen Seemanne das Herz. Zwei Kerle traten jetzt hinzu, um den Gefangenen durch Schläge und Stöße zum Aufstehen zu zwingen, und waren daran, ihm einen Knebel in den

Mund zu pressen. Emanuel war in Todesangst. Machtlos war er bereits, Edmund von ihm getrennt, jetzt noch sprachlos und einen Schritt weiter, dann war das hilflose Kind für immer verloren. Was sollte er thun? Der Eine hatte bereits Emanuel an der Gurgel gepackt und der Andere nahte sich mit dem bedrohlichen Knebel, da gab ihm die Verzweiflung einen Ausweg ein und er flüsterte den Beiden zu: „Laßt doch die tausend Gulden nicht liegen, Ihr Tölpel!"

Tausend Gulden! Eine solche Summe vermag viel über das rohe Gemüth eines gewissenlosen Menschenräubers; sie ließen sogleich von ihrem Werke ab und fragten gierig: „Wo? wo?"

„Löst meine Bande und ich zeige sie Euch! Sie liegen nahe bei uns! Aber Ihr habt viel zu blöde Augen, um sie zu sehen. Ich habe sie vorhin fallen lassen, als Ihr mich bandet! Es sind tausend Gulden in lauter schönen blanken Dukaten! Nun?"

Die beiden Kerle wechselten bedenkliche Blicke mit einander; aber ehe sie noch einig werden konnten, standen ihre Anführer schon mit Scheltworten ihnen zur Seite.

„Nun, nun!" entgegnete der Eine. „Nehmt doch nur Vernunft an, tausend Gulden sind ja keine Kleinigkeit, und dieser Bursche behauptet, sie verloren zu haben."

„Und will sie uns zeigen, wenn wir ihm die Arm-

lösen," sagte der Andere, „aus dem Grunde, weil sie nahe vor uns liegen und wir sie nicht sehen können."

„Dummköpfe, die Ihr seid!" schrie Mynheer Martens erzürnt. „Merkt Ihr nicht, daß er Euch belügt...."

„Ich lüge nicht!" unterbrach ihn Emanuel lebhaft. „Da liegt es, das Gold! Tausend Gulden, wohlgezählt und lauter schimmernde Dukaten."

Die Habsucht war ebenfalls eine der Haupttugenden dieses Bandenführers, darum faßte er Emanuel an dem Arm und sagte: „Kerl! Ich drehe Dir den Hals um, wenn Du lügst!"

„Davon würdest Du wenig haben," entgegnete Emanuel, „denn für einen todten Mann zahlt Dir die Compagnie nicht einen Stüber. Aber wenn Du irgend einen Begriff hättest von der Heiligkeit eines gegebenen Manneswortes, so wollte ich Dir zuschwören, daß meine Aussage wahrhaft ist. Tritt näher zu mir her, greif in meine Brusttasche und nimm das Messer heraus, das Du dort findest. Damit löse den Strick, womit Ihr mir die Arme zusammengeschnürt habt. Zugleich aber haltet mich fest, Euer Zwei oder Drei, soviel Ihr wollt, und wenn ich die geringste Miene mache, zu entfliehen, so stoßt mir die Klinge in die Rippen."

Der Seelenverkäufer überlegte einen Augenblick, was zu thun sei, dann sagte er rasch: „Es ist gut; ich will Deinen Willen thun! Aber sei Dir Gott gnädig, wenn

Du irgend im Sinn hast, uns zu entrinnen oder sonst eine Bosheit auszuüben! Es würde Dir nicht gelingen und ich ließe Dich auf der Stelle zu Tode peitschen. Das ist Alles, was ich Dir zu sagen habe!"

Er löste rasch die Bande, welche Emanuel fesselten, und dieser fühlte nicht sobald seine Arme frei, als er auf Edmund zustürzte und ihn vom Boden aufhob: „Hier ist das Geld!" rief er mit lauter Stimme.

Der Seelenverkäufer hob im Zorne die geballte Faust: „Ist das Dein Kunstgriff? Steckt etwas dahinter? Weg mit der Range!"

„Rühr mich nicht an!" rief Emanuel erregt. „Ich sagte Dir, da liegen tausend Gulden, und ich halte Dir mein Wort. Baar und blank zahle ich sie Dir, aber nicht eher, als bis ich mit dem Knaben an Bord bin, ungefährdet und unverletzt!"

Einen Augenblick lang überlegte der Seelenverkäufer, dann zog er Emanuel auf die Seite und flüsterte ihm zu: „Höre Kerl! Ich komme da auf einen eignen Gedanken. Entweder betrüge ich mich zum ersten Male auf eine ganz unerhörte Weise, oder Du bist ein noch viel größerer Spitzbube, als wofür die Leute mich halten. Ich nehme doch nur Kerle auf offner Straße, die ihre Faust oft an die meinige setzen, und mir den Erwerb streitig machen, aber Du stiehlst wehrlose Kinder aus warmen Betten! He?"

Emanuel nickte. Er begriff, es sei am vortheilhaf-
sten für ihn, wenn er in die Ideen des Menschenräu-
bers einging.

„Tausend Gulden ist ein gutes Geld. Ich habe
ir's wohl gedacht, daß es die Summe sei, die Du bei
esem Handel verdienst. Der Knabe ist muthmaßlich
is einer vornehmen Familie und steht irgend einem
rben im Wege, der Dir die Summe zahlt, wenn Du
n Jungen da auf Nimmerwiedersehn . . . ."

„So ist's!" unterbrach ihn Emanuel hastig. „Aber
fürchte mich meine Hände mit Blut zu beflecken, und
nn scheint mir's in alle Wege besser, den Jungen da
mer bei der Hand zu haben. Er wäre zur rechten
it ein Brunnen, der niemals einen frischen Trunk
rsagte."

„Du bist ein wackerer Gesell!" entgegnete der See-
werkäufer, „und ich könnte beinahe auf den Gedan-
n kommen, Dich bei mir zu behalten. Aber ein Kerl,
r so ausgelernt ist, als Du, käme bald hinter meinen
am und brächte mir mehr Schaden, als Vortheil.
dem brauchen sie am Bord des „van Tromp" Leute.
u gehst also dahin mitsammt Deinem Jungen, doch
lst Du mir die tausend Gulden, die ich bereits in
einer Tasche wittere, allein. Wenn Du nach sieben
hren Amsterdam wiedersiehst, kannst Du den Knaben
rzeigen und Dir abermals tausend Gulden zahlen

lassen. Die sollen dann für Dich sein. Nun! Besinn Du Dich?"

Emanuel hatte Sara's Goldvorrath bei sich; di wichtigsten Papiere hatte sie selbst in Verwahrsam g nommen. Er wußte, daß die ihm übergebene Summ mehr als das Doppelte dessen betrug, was Jener fo derte, und stand keinen Augenblick an, Edmund u diesen Preis bei sich zu behalten. War dann doch ei schwache Hoffnung vorhanden, ihn der Mutter einst wi derzubringen. Aber, um nicht gleich durch eine allz große Bereitwilligkeit den Verdacht zu wecken, mach er, in Betreff der tausend Gulden, Schwierigkeiten m bot erst ein Drittheil, dann die Hälfte. Indessen se Gegner war zähe und erklärte, er werde auch nic einen Stüber nachlassen, so daß Emanuel endlich, schei bar gezwungen, nachgab und den geizigen Menschc mäkler zu allen tausend Teufeln wünschte.

Der Seelenverkäufer lachte: „Der ist ein Narr, d die Flasche vor dem Munde hat und sich nicht s trinkt. Aber nach Allem, was zwischen uns vorgefall ist, halte ich Dich für einen respectablen Kerl, dar will ich Dir auch nicht wieder die Arme zusammenschnür und Du sollst den Jungen frei zum Boote trag Dein etwaiges Entlaufen . . . ."

Er sprach's nicht zu Ende, aber er erhob die Ha welche mit einem breiten Messer bewaffnet war.

Die Helfershelfer des Seelenverkäufers, oder der Preßgang, oder wie man sonst diesen Abschaum oder Fluch des vergangenen Jahrhunderts nennen will, wurden über diesen langen Aufenthalt unwillig und gaben ihre Ungeduld durch lautes Murren zu erkennen, welches nur erst verstummte, als der Befehl zum Aufbruch erscholl, der Zug den Ufern des Stromes zulenkte, und bald darauf die Stelle erreichte, wo die Böte des Ostindienfahrers der auf heute Nacht zugesagten Ankömmlinge harrten.

Das Geschäft des Einschiffens wurde schnell und listig betrieben. Die durch List oder Gewalt Geworbenen, nicht blos Matrosen, sondern Leute, Männer und Knaben aus allen Ständen, wurden in verschiedene Böte vertheilt und einzeln untergebracht, so daß sie sich nicht mit einander besprechen konnten. Emanuel erhielt einen Platz in dem ersten Boot, und rasch saß ihm der Seelenverkäufer zur Seite: „Ich habe Dir mein Wort gehalten, jetzt halte mir das Deine!"

„Das will ich!" sprach Emanuel, und zog zwei Rollen mit Dukaten hervor, die er in die offne Hand seines Nachbars gleiten ließ. Dieser untersuchte sogleich das Gold, und als er sich von der Richtigkeit der Summe überzeugt hatte, sprach er: „Du handelst, hol' mich der Teufel ehrlich, so will ich denn noch einmal auch für Dich etwas thun. Dir lassen sie den Knaben nicht am Bord, so will ich ihn Dir hinauftragen und dem Volk

weiß machen, daß ich ihn wieder mit mir nehme. Wen ich dann an's Land fahre, werde ich ihn aus Verseh vergessen. Was sie später mit ihm machen, geht mic nichts an und ist nicht meines Amtes, sondern allei Deine Sorge."

Mit schnelleren Ruderschlägen war unterdessen da Boot auf den freien Strom hinausgetrieben und fuh längs dem dunklen Mastenwald, der sich auf demselbe hinstreckte. Da flog schnell ein zweites Ruderboot heran es überholte des Ostindiers Fahrzeug und legte sich dem selben zur Seite. Es war eine mit sechs Ruderern be mannte Kriegsschaluppe, in deren Hintergrunde sich ei Officier befand:

„Was für ein Boot?" fragte dieser.

Bei dem Ton dieser Stimme fuhr Edmund zusam men und Emanuel stutzte.

„Ostindienfahrer van Tromp!" lautete die Antwor

Der Lieutenant wollte der Aussage nicht trauen, e redete von Smuggelhandel und Smugglern, die Nacht auf dem Strome ihr Wesen trieben, und bestand dar auf, das Boot zu untersuchen. Schnell hatten di Orlogsmänner Fackeln angezündet, und der Lieutenar ergriff eine derselben, womit er in das Boot des Ostin dienfahrers hinüberleuchtete. Sein erster Blick fiel a Emanuel. Er stieß einen Schrei der Ueberraschung au

„Hexenbootsmann!"

Emanuel antwortete nicht.

Adrian van Kraag gerieth in Wuth. „Habe ich Dich, Du Hund! Bereite Dich! Jetzt bin ich an der Reihe, und will mich bezahlt machen!“

Emanuel blieb stumm. Er hatte nur eine Sorge, daß Adrian van Kraag den Knaben nicht erblicken möchte, der von seinem Schooße herabgeglitten war, und zitternd des Ausgangs dieser Scene harrte.

„Ich werde Mittel finden, diesen halsstarrigen Bösewicht zum Reden zu bringen. Hollah! Schleppt den Kerl hinüber in mein Boot!“

Die Orlogsmänner rüsteten sich, diesem Befehle ihres Officiers Folge zu leisten; aber der Steuermann, der des Ostindienfahrers Boot führte, streckte die Hand zur Abwehr aus und sagte ehrerbietig, jedoch ernst: „Mit nichten, Herr Lieutenant! Dies ist Volk von einem der Schiffe der hochansehnlichen Compagnie, und als solches wohlerworbenes Eigenthum derselben, woran selbst ein Officier der Generalstaaten-Flotte nicht Hand legen darf.“

Adrian van Kraag biß die Lippen zusammen und murmelte: „Ihr vergeßt Euch, Herr!“

„Mit nichten, Herr!“ entgegnete der Steuermann des Ostindienfahrers mit einer Verneigung. „Ich weiß Ihr wohl, was ich einem Officier Eures Ranges schuldig bin, und werde die ihm gebührende Achtung nicht aus den Augen setzen. Darum bitte ich Euch in aller

Ehrerbietung, mein Boot nicht länger aufzuhalten un
mir freie Fahrt zu geben."

„Warte, grober Gesell! Ich gedenke Dir diesen Au
tritt!" knirschte van Kraag, und gebot seinen Leute
von dem Boote des Ostindienfahrers abzulassen. „Wi
werden in freier See ein Wort mit einander rede
Fahre jetzt in des Teufels Namen zum Teufel!"

Er rief seinen Leuten gebieterisch zu, und in demselbe
Augenblicke flog die königliche Schaluppe mit weitausgre
fenden Ruderschlägen über die Fläche des Stromes hi
während das Boot in gemessener Haltung seinen Weg for
setzte, bis es sich dem hohen Bord ihres Dreimasters nähert

Der Seelenverkäufer neigte sein Ohr zu Emanu
und flüsterte ihm zu: „Wenn ich das Schiff wied
verlasse, dann suche zwischen den Pumpen am groß
Maste, da soll der Junge sitzen. Jetzt halte Dich st
und ruhig und füge Dich in Dein Schicksal. Sieb
Jahre sind bald herum, dann kannst Du um neue ta
send Gulden sollicitiren, hast eben so viel bei der Co
pagnie zu Gute, und sollst von mir nicht wieder g
worben werden, wenn wir auch auf verbotenen Weg
auf einander treffen. Etwas muß ich doch um d
guten Kameradschaft willen thun."

Das Boot legte in dieser Zeit sich an den Backbor
Fallreep des Ostindienfahrers, und die Ersten, wel
das Verdeck hinaufbeordert wurden, waren die Unglü

chen, welche man ihrer Heimath und ihrem beschei-
nen Glücke entrissen hatte, um sieben Jahre an einem
Orte zu leben, den Dante die „Stadt der Qualerkohr-
en" genannt haben würde.

Ein Officier kam herbei und nahm die neuen An-
ömmlinge in Augenschein. Er verschmähte es nicht, sie
it höhnenden Worten zu begrüßen, und manchem von
nen als erste Bewirthung einen Schlag zu versetzen,
enn die gestellten Fragen nicht so beantwortet wurden,
ie er es sich gedacht hatte. Der Seelenverkäufer hörte
lles mit einem ruhigen Lächeln an, hatte für die ge-
eine Behandlung, welche der Officier auch ihm zu
heil werden ließ, nichts als höfliche Entgegnungen,
nd empfing mit einer tiefen Verbeugung ein Certifi-
at, worauf die Stückzahl der von ihm abgelieferten
Männer verzeichnet war, um hiernach aus der Casse der
Compagnie die ihm zustehenden Gebühren in Empfang
u nehmen. Kaum hatte er das für ihn so wichtige Do-
ument empfangen, so eilte er hastig, als ob die Decks-
lanken unter seinen Füßen brennten, den Fallreep hinab,
nd ließ das Boot abstoßen, das bald in dem Dunkel
er Nacht verschwand.

Gleich darauf wurden die unglücklichen Opfer der
Seelenverkäuferei näher untersucht und Jedem sein Platz
ngewiesen. Sie empfingen die damalige Uniform der
stindischen Compagnie, die dunkelgrüne Jacke mit dem

Orangekragen, ihre Hängematte und die übrigen B
dürfnisse, die dem Seemann unumgänglich nothwend
sind, zum Theil in sehr mangelhaftem Zustande u
zu sehr hohen Preisen berechnet. Dann wurden sie
den Ort geführt, wo sie ihre Habseligkeiten aufzustell
und ihre Hängematten aufzuhängen hatten. Es gela
Emanuel, den Knaben zwischen den Pumpen am gr
ßen Maste, wo er, vor Frost zitternd, auf dem feuc
ten Deck lag, zu finden und unbemerkt in das Zw
schendeck zu bringen. Hier legte er ihn in seine Häng
matte, empfahl ihn dem Schutze Gottes, und spran
dann wieder auf das Verdeck, um von dem Hochboots
mann, Mynheer Halle Jantzen zu hören, daß er, i
Anbetracht seiner Kenntnisse vom Seewesen, nebst de
beiden Smackmännern, Claas und Jan, zum Vortop
befördert sei. Ein ebenfalls an Bord gebrachter Ba
biergeselle, wurde zur Verfügung des Schiffsdoktors g
stellt, und ein alter Leinweber, den man seinem W
bestuhle entführt hatte, wurde als Kocksmaat einrangi
wofür der Oberkoch einen andern seiner rührigen Ma
ten zum anderweitigen Dienst hergeben mußte, was zw
ohne Widerspruch geschah, doch nicht ohne dem u
schuldigen Leinweber einige Püffe und Stöße mehr ei
zubringen, als er sonst am Abend seines ersten Dienst
empfangen haben würde.

Sechzehntes Kapitel.

Zwei Tage waren seit jener Nachtscene vergangen. Die Lootsen hatten den Ostindienfahrer „van Tromp" enseits des Texels verlassen, und dieser steuerte in der Richtung nach dem englischen Kanal. Das Schiff ging nter seinen Bramsegeln mit sechs Knoten Fahrt und achte bei klarem Himmel und stetigem Winde allge- nach Anstalten zum Setzen der Leesegel; denn die See- hrer jener Tage nahmen sich zu allen Dingen bequem eit und jagten nicht, wie heut' zu Tage, in „unan- ändiger Eil" in einem Jahre vier Mal von Europa ach Westindien und wieder zurück.

Die Uebereilung, wie nach damaligem Seegebrauch ie Schnelle genannt werden konnte, die bei der Ab- hrt des „van Tromp" in allen Theilen des Schiffs- ienstes vorgegangen war, hatte es verabsäumen lassen, nit der gewissenhaftesten Strenge nachzusehen, ob auch on den Schiffsleuten irgend etwas an Bord gebracht orden sei, was gegen die Privilegien der Compagnie erstoße, oder sonst die Würde des Schiffes beeinträch- ige. Dahin gehörten alle Gegenstände, die nur irgend- ie zum Handel verwendet werden konnten, und die eis, wenn sie auch nicht den Werth eines Guldens reichten, so angesehen wurden, als ob sie geeignet

wären, den Handel und den Flor der glorreiche „Matschapje" zu zerstören, weshalb man sie sogleich vernichtete, und den Inhaber derselben zur gebührende Züchtigung verurtheilte; denn am Bord dieser stolzen Handelsfahrzeuge herrschte ein strenges Gericht, und auf manchem Kriegsschiffe, dessen Flagge mit dem niederländischen Löwen geschmückt war, hatten die Leute mehr Freiheiten und Annehmlichkeiten, als unter dem Drucke dieses Handels-Despotismus.

Kaum hatte Eberhard tor Straaten, der Commandeur des „van Tromp," seinen Officieren den Befehl ertheilt, die bisher versäumten Nachsuchungen zu beginnen, als hierzu sogleich die nöthigen Vorkehrungen getroffen wurden, und mancher Seemann, der sich schuldig fühlte, die Schiffsgesetze übertreten zu haben, sich eines leisen Fröstelns nicht erwehren konnte, während Andere, in gleicher Verdammniß, im hohen Grade unbefangen blieben, weil sie das erlassene Verbot nicht kannten.

Die Bootsmanns-Maaten, unter Anführung ihres Chefs, des Mynheer Halle Jantzen, begaben sich in die Zwischendecksräume, während ein Dutzend Toppgasten eine Kette von unten nach oben bildeten, um die etwa gefundenen, verbotenen Gegenstände sogleich auf das Oberdeck zu spediren, wo der wachthabende Officier bereits ihrer Empfangnahme harrte.

Die Untersuchung, die mit großem Eifer und sel-
ner Strenge geführt ward, lieferte mehrfache Resul-
te, und viele Colli's wurden auf das Verdeck geschafft.
ie meisten waren Gegenstände des Gaumens, und
ar Tabak, Genever und andere Unentbehrlichkeiten
s Seemannes. Statt sie über Bord zu werfen, zog
an es vor, sie dem Schiffszahlmeister zu geben, da-
it er sie während der Reise der Mannschaft in kleinen
ortionen, aber zu theuern Preisen, zum Besten des
chiffes, verkaufe. Unter den verbotenen Sachen, die
an gefunden, befand sich auch eine Rolle Leinwand.
ie gehörte dem Leinweber, der sich seekrank und todes-
att dem Küchendienst widmete, und weinend sagte, er
nne nichts dafür, daß man diese hier finde. Er sei
n Begriff gewesen, sie dem Herrn zu bringen, für den
arbeite, und man habe ihn sammt der Leinwand
griffen und in's Boot gebracht. Aber die Zeit war
el zu kostbar, als daß man die Vertheidigung eines
lchen Mannes anhören konnte, er ward wegen Ueber-
etung der bestehenden Gesetze zu zwanzig Hieben ver-
theilt, die Leinwand aber sei, laut dem Buchstaben
s Artikels, über Bord zu werfen. Sie entging in-
ssen diesem Schicksal, weil sich der Schiffszahlmeister,
r überhaupt ein guter Rechner war, zur rechten Zeit
sann, daß das Leinen gerade ausreichen werde, um

ihn mit einem guten Vorrathe neuer Hemden zu ve
sehen. Damit er denselben aber nicht zu lange entbehr
setzte er es bei dem Officiercorps durch, daß ein Schne
dergeselle, den man an Bord gebracht und zur Sege
kammer beordert hatte, vom Wachtdienst bei Nac
dispensirt wurde, um diese einsamen Stunden zur A
fertigung jener so nothwendigen Bekleidungsstücke
verwenden. Dem Schiffsdienst bei Tage die Arme d
Schneiders zu entziehen, war der Zahlmeister zu loyal

Da trat an den diensthuenden Officier ein Boot
mannsmaat heran mit der Meldung, es befände sich
der Hängematte eines der neuen Ankömmlinge ein stum
mer Knabe, und vor demselben stehe der Mann selb
erklärend, er werde Jedem, ohne Ansehen der Perso
der sich dem Kinde auf eine unfreundliche Weise näher
wolle, den Hirnschädel einschlagen. Der Officier beg
sich kopfschüttelnd auf das Quarterdeck, um dem Cap
tain, der seinen Morgenspaziergang hielt, hiervon Me
dung zu machen.

Capitain Eberhard tor Straaten, Commandeur d
„van Tromp," hatte gerade seinen guten Tag. Er hat
während seines letzten Aufenthaltes in Amsterdam, irge
eine zarte Intrigue angesponnen, die ihn anfängl
höchlich belustigte, später aber ihm sehr lästig ward, u
er wäre kaum im Stande gewesen, dem Aeußerst

nämlich einer Heirath, aus dem Wege zu gehen, wenn nicht zur rechten Zeit der Befehl zum Absegeln eingetroffen wäre. Hierdurch war er plötzlich auf sieben Jahre vor allen Ansprüchen seiner Dame und deren Verwandten geschützt, und die gute Laune, die ihn am ersten Morgen der wiedergewonnenen Freiheit beherrschte, also ganz natürlich. Er hörte den Officier leutselig an, und dieser wollte seinen Ohren nicht trauen, als der Capitain gutmüthig sagte: Er möge den Mann sammt dem Knaben zu ihm auf das Verdeck bringen. Weit natürlicher würde es der Lieutenant gefunden haben, wenn ihm der Befehl geworden wäre, den Mann, wie den Knaben, sogleich über Bord zu werfen. Der Schiffsdisciplin muß indessen Genüge geschehen, und nach wenig Augenblicken standen Emanuel und Edmund vor dem Manne, in dessen Händen ihr Schicksal lag.

Der Capitain blickte sinnend auf den Knaben. Er erinnerte sich eines Abenteuers mit eines Rajahs Tochter und der unendlichen Liebe, welche diese zu ihm hegte. Sie war heimlich sein Weib geworden, und starb, als ihr Knabe sein viertes Jahr antreten sollte. Dasselbe tödtliche Fieber verschonte auch das Kind nicht. Dem Vater wollte das Herz springen, und er steuerte mit wunder Brust nach Europa. Aber die Zeit lindert jeden Schmerz, und fast vergessen war des Rajahs Tochter

von Benares und ihr goldiges Kind, als Edmund, vo
dem Gewaltigen knieend, die ganze Vergangenheit i
dem Gedächtnisse des Seemannes wach rief. Es vergin
gen einige Augenblicke, bis er die aufsteigende Rührun
niederkämpfen und mit fester Stimme fragen konnte
„Wer bist Du, Mann, wer ist dieser Junge, und wi
ist er gegen alle Schiffsordnung an Bord gekommen?"

Emanuel verneigte sich tief und sagte dann une
schrocken: „Das letzte erzählt Euch am besten der Mann
der mich sammt dem Knaben auf öffentlicher Straße i
Amsterdam raubte und hierher gebracht hat. We
jener Knabe ist, das sollte ich wohl verschweigen, denn
es kann viel Unheil für ihn daraus entstehen, wenn
das Geheimniß seiner Geburt in Jedermanns Mund ist
Allein hier, zwischen Himmel und Meer, wo er vor
allem Verkehr mit Menschen abgeschnitten und ihre
Verfolgungen entzogen ist, wo er aber doch umkommen
muß, wenn Ihr Euch nicht seiner erbarmt, hier dürft
ich wohl seine Herkunft offenbaren. Doch weiß ich nicht
welches Unheil ich anrichten könnte, wenn ich sonde
Scheu, offen vor aller Welt, das Geheimniß löste, da
mir zufällig bekannt geworden. Darum, Herr Comman
deur, wollte ich ganz demüthig gebeten haben, mir ein
Unterredung unter vier Augen gnädigst zu schenken
Zwar bin ich nur ein schlichter, einfältiger Seemann

ohne Herkunft und ohne Aeltern. Aber wie gering mein Verstand und meine Einsicht auch sein mögen, so erkenne ich doch nur zu gut, daß Niemand anders als Ihr, dieses Geheimnisses theilhaftig werden darf."

Die Officiere, welche in der Nähe standen, waren über die Kühnheit dieses deutschen Matrosen außer sich, und glaubten nicht anders, als der Capitain werde denselben sogleich den Bootsmannsmaaten „zur Katze" übergeben; aber wie wuchs ihr Erstaunen, als Herr Everard tor Straaten das Kind freundlich liebkosend in seine Kajüte führte, und mit mildem Tone dem deutschen Seemanne befahl, ihm in dieselbe zu folgen, die selbst der dienstthuende Officier nicht ohne Erlaubniß betreten durfte.

Eine Stunde war vergangen, als der Capitain aus der Kajüte zurückkehrte. Er hatte den Knaben an der Hand. Emanuel folgte schweigend, aber mit freudetrunkenem Gesicht, und zog sich bis an den Reiling zurück.

„Meine Herren!" begann der Capitain zu seinen Officieren gewendet: „es mag sich selten ereignen, daß im Bord eines Schiffes auf offner See, ein so eigenthümliches Abenteuer auftaucht. Indessen gebe ich dem Manne, der dieses Kind an Bord brachte, darin vollkommen recht, daß es wohlgethan sei, das Geheimniß soviel als möglich zu verbergen. Ich sage Ihnen also

nur, daß dies Kind eine unglückliche Waise ist, die ich unter meinen unmittelbaren Schutz gestellt betrachte die ich in meine Kajüte aufnehmen werde, und Sie meine Herren, können nichts Besseres thun, als meinen Beispiele folgen und diesen Knaben mit Ihrem Wohl wollen erfreuen."

Die Officiere verbeugten sich stumm; aber ihr Er staunen wuchs, einem solchen unerklärbaren Benehmen ihres Chefs gegenüber. Dieser schien von den verwun derten Mienen seiner Officiere nicht die geringste Noti zu nehmen und befahl, daß man den Hochbootsmann herbeirufen möge.

Mynheer Halle-Jantzen erschien gleich darauf an der Gränze des Quarterdecks und harrte respectvoll der Be fehle, die er empfangen sollte. Der Capitain rief Ema nuel herbei, und fragte dann:

„Ihr habt diesen Mann zum Vortoppmann gemacht?"

„Das ist nach bester Einsicht geschehen," entgegnet der Meister des Kabelgats, „wenn indessen der Kerl . . . ."

„Es ist schon gut!" unterbrach der Capitain der Vorderdecks-Officier. „Ist dieser Mann dem Vortop beigegeben, so mag es dabei sein Bewenden haben Geburt und Erziehung werden ihm nie erlauben, den Weg von dort zum Quaterdeck zu finden, ob ich gleich überzeugt bin, daß seine ehrenwerthe Gesinnung ihn

dazu ein vollkommenes Recht gibt. So übergebe ich denn Euch, Herr Hochbootsmann, versteht mich wohl, ich selbst übergebe Euch diesen Mann, und hoffe, Ihr werdet ihn so halten, daß ich ferner Ursache haben kann, mit Euch zufrieden zu sein. Dies ist genug, hoffe ich, um Euch meinen Willen kund zu thun. Geh, mein wackrer Seemann," sagte der Capitain zu Emanuel, „geh mit Deinem Officier und thue redlich Deine Pflicht als tüchtiger Matrose. Bekümmere Dich um Deinen Dienst und trage mit Ergebung, was jetzt nicht mehr zu ändern ist. Im Uebrigen aber denke daran, daß ich Dir wohlgesinnt bin. Guten Morgen!"

Er begab sich mit dem Knaben in die Kajüte und die Officiere gingen auseinander, nicht wissend, was sie zu diesem Unerhörten sagen sollten. Am meisten aber war der Hochbootsmann, nach Seemanns-Ausdruck, verdonnert; denn er wußte nicht, auf welche Weise er den Patron behandeln solle, der ihm jetzt besonders empfohlen worden; ja er sah sich gewissermaßen nach ihm um, da er ihn im Grunde seines Herzens für einen der verkappten Finnen hielt, die in dem Rufe stehen, ihre Nebenmenschen zu Lande und zu Wasser beliebig beheren zu können. Das Schiff setzte während der Zeit seine Fahrt, trotz des Wirrnisses, worin sich die Officiere desselben befanden, mit völliger Regelmäßigkeit fort.

Unterdessen hatte fast zu gleicher Zeit mit dem Indienfahrer die Staats-Brigg „Kaiman," die unter den Befehlen des Herrn Adrian van Kraag stand, die Anker gelichtet und befand sich drei Meilen westwärts vom Texel, wo der Befehlshaber, der ihm ertheilten Weisung gemäß, die versiegelte Depesche, in Gegenwart der ihm untergebenen Officiere, öffnen sollte.

Es geschah. Der Inhalt dieser Schrift machte den Officier erbleichen, doch gewann er es über sich, in Gegenwart seiner Untergebenen ruhig zu scheinen: „Meine Herren!" sagte er anscheinend kalt, „wir sind beordert nach Batavia zu segeln und dort drei Jahre zu stationiren. Bei unserer Ankunft stellt sich unsere Brigg zur Verfügung des dort kommandirenden Admirals! Auf Wiedersehn!"

Als Adrian sich allein befand, schlug er mit der geballten Faust auf den Tisch: „Das hat mir mein Vater gethan! Ich bin ihm, der Teufel weiß weshalb, im Wege, und er schickt mich auf diese Weise fort. Möchte es sein, wenn ich nur vorher Sara in meine Gewalt bekommen hätte. Aber der Hund, den ich schon allen Grund habe, zu hassen, hat sie mir entzogen, und . . . . Allein, er soll meiner Rache nicht entgehen, und noch ehe es Abend wird, will ich ihn zu meinen Füßen niedergeworfen sehen."

Er zog heftig die Klingel und befahl dem eintretenden Officier der Deckwache, auf den Ostindienfahrer „van Tromp" abzuhalten, der mit ihnen fast zugleich die Anker gelichtet habe. Es geschah, und bald lagen beide Schiffe so nahe bei einander, daß sie sich mit dem Sprachrohr bequem erreichen konnten. Beide Capitaine hatten ihren Platz auf der Galerie genommen und wechselten höfliche Worte.

Emanuel konnte sich eines leisen Zitterns nicht erwehren, als er Adrian van Kraag stehen sah und die Worte vernahm, er wolle dem Herrn tor Straaten eine Bitte vortragen lassen und hoffe, nicht abschläglich beschieden zu werden. Konnte doch Adrian nichts anders wollen, als seine Auslieferung. Gleich darauf stieß das Jollboot der Orlogsbrigg ab, und legte dem Indienfahrer zur Seite. Der Cadet, der sich darin befand, stellte das Gesuch um Auslieferung eines deutschen Matrosen, Namens Emanuel, genannt Hexenbootsmann, weil dieser sich gegen einen königlichen Officier vergangen habe und vor ein Kriegsgericht gestellt werden müsse.

Eberhard tor Straaten hörte den Boten geduldig an, dann entgegnete er kalt: „Ich maße mir kein Urtheil darüber an, inwiefern ein Officier der Flotte durch das Benehmen jenes Emanuel's beleidigt sein kann. Den genannten Mann werde ich aber nicht ausliefern, und

ihn zorniger Willkühr preisgeben, weil derselbe, nach meiner Ansicht, nur seine Pflicht gethan und so gehandelt hat, wie jeder Edelmann stets handeln sollte. Der Barbarismus der niederländischen Marine ist, leider mit Recht, verschrieen genug; ich will keinen neuen Beleg zu der Geschichte ihrer Grausamkeiten liefern. Wenn ich dem Herrn Adrian van Kraag sonst irgendwie, jetzt oder während der Reise, dienen kann, soll es mit Eifer und Sorgfalt geschehen."

Der Commandeur verneigte sich und der Cadet verließ den Ostindienfahrer, der sogleich wieder unter der Last seiner Segel dahin fuhr. Als die Meldung des Cadeten an den Befehlshaber der Kriegsbrigg gelangte, sagte dieser vor Zorn schnaubend: „Wer weiß, wie dumm Sie sich bei der Ausführung meines Befehls benommen haben. Sogleich gehen Sie den Fockmast hinauf, um bis zum Eintritt der Hundewache auf der Bramsahling über Ihr Benehmen nachzudenken!"

Der Cadet ging, blutroth aber schweigend, und Adrian rief zähneknirrschend: „In Indien werde ich ihn doch erreichen. Sei dann Gott ihm gnädig!"

Das Loggbuch.

Scherz und Ernst zur See.

Von

Heinrich Smidt.

Dritter Theil.

Frankfurt am Main.

Druck und Verlag von Johann David Sauerländer.

1844.

Hexen-Bootsmann.

Erstes Kapitel.

Zwölf Jahre waren nach jenen, in dem vorhergehen-
en Theile erzählten Ereignissen verflossen, als ein
Ereigniß auf Batavia nicht nur die Stadt, sondern die
anze Umgegend in lebhafte Bewegung versetzte, weil
nan den ungewöhnlichen Ausgang einer gewöhnlichen
Geschichte nicht erwartet hatte, noch erwarten konnte.

In der gedachten Zeit lebte in der Nähe von Ba-
avia auf seinem reichen Landsitze ein Rajah, einer
on den Vielen, die der Allmacht der holländisch-ostin-
ischen Compagnie hatten weichen müssen. Er hatte nach
iner gütlichen Uebereinkunft, die mit dem Degen in
er Hand auf das freundlichste erbeten ward, seinem
Länderbesitz gegen eine jährliche Rente entsagt, und
ohnte nun auf dem ihm überwiesenen Landsitz als
in unmächtiger Privatmann an der Gränze des Ge-
ietes, das er einst mit unumschränkter Willkühr be-
errschte. Unzufrieden, mit seinem Schicksale grollend,
ebte der Rajah in träger Unthätigkeit, und war nur

gezwungen höflich als Wirth, wenn zufällig ein Mit
glied der hochmögenden Compagnie als Gast unter sei
nem Dache erschien. Früher war dies in der That seh
selten geschehen; aber seit kurzem geschah es häufige
denn der Rajah besaß eine Tochter, die eben jetzt i
vollendeter Jungfräulichkeit strahlte.

Nanga war fünfzehn Jahre alt. Die ganze reich
indische Poesie, die in den glühendsten Farbentop
taucht und stets in Gold und Purpur malt, verma
nicht den Glanz ihrer Schönheit würdig zu beschre
ben. Der Ruf derselben drang weithin durch die Land
und von allen Seiten strömten junge Männer herbe
Indier und Europäer, auf schnellem Rosse oder im be
quemen Palankin getragen, um die reizende Houri z
sehen, anzubeten, und mit glühendem Eifer um s
zu werben. Aber Nanga war kalt und schweigsam; s
war, wie ein Dichter jener Tage sang, ein blendend
weißer Schnee, unangefochten von dem Glutenauc
Brama's. So zogen sich nach und nach die Bewerb
zurück, und dem Rajah war es willkommen, denn
liebte seine Tochter auf das zärtlichste, und hätte si
ungern von ihr getrennt. Aber nur kurz dauerte d
Einsamkeit; neue Bewerber strömten herbei, und es wi
derholte sich dasselbe Spiel.

Die schöne Rajahstochter war indessen dazu ause

hen, die Aufmerksamkeit von Stadt und Land noch
nge Zeit zu fesseln. Ein junger ritterlicher Herr, die
Zerle des Mutterlandes, der damalige Befehlshaber der
olonialmacht, Graf van Zuylen, ein König in der
olonie, hatte die Rajahstochter gesehen, und war in
lühender Liebe zu ihr entbrannt. Anfangs bot er alle
ur irgend erlaubten und unerlaubten Mittel auf, um
e seinen Wünschen geneigt zu machen, aber die Zu-
ückweisung war so ernstlich, daß er es nicht mehr
agte, fernerhin seine Zwecke auszusprechen. Alle seine
läne scheitern sehend, und keinem andern Gedanken Raum
ebend, als nur dem an ihren Besitz, trat er mit der
hrenvollen Werbung um ihre Hand hervor. Es geschah
ies nicht geheim, sondern laut und öffentlich; er hatte
s vor Niemandem hehl, und als er zur feierlichen Be-
erbung bei dem Rajah auffuhr, strömten die Neugie-
igen von allen Seiten herbei. Die ganze europäische
Bevölkerung war in Aufruhr, denn ein Ereigniß sol-
her Art hatte noch nie stattgefunden; ein edelgeborner
uropäischer Mann hatte sich noch nicht mit einer unter
hm stehenden Tochter Hindostans vermählt, und nun
ar es der Erste unter den Ersten, der dies Beispiel
ab. In allen Häusern war diese Bewerbung Gegenstand
es Gesprächs, und man berieth sich in dem Schooße
er ersten Familien ganz ernstlich, ob man sich nicht

etwas vergebe, wenn man die junge Gräfin von Zu
len bei sich empfange, und ob es daher nicht besser s
sie ganz fallen zu lassen.

Vergebenes Bemühen! Die jugendlich schöne Enke
tochter Brama's, die der Gegenstand einer so sorgfält
gen Erörterung gewesen war, zeigte nicht die gerings
Neigung, eine Gräfin zu werden und in nähere G
meinschaft mit den stolzen Mynheers und den noch sto
zeren Myvrouws zu treten. Sie vernahm den Antra
des Grafen, dem Anscheine nach, ohne sonderliche B
wegung, und als derselbe in sie drang, ersuchte sie u
eine kurze Bedenkzeit. Sie entfernte sich und bat dan
ihren Vater, dem Herrn Grafen ein zierlich geflochten
Körbchen zu überbringen, wobei sie ihn neckisch au
forderte, dasselbe mit so schönen Blumen zu füllen, a
nur irgend möglich.

Ein Ruf des Staunens und des Zorns ward ve
nommen, als dies Ereigniß in den fashionablen Zi
keln zu Batavia bekannt ward. Vergessen war die Krä
kung, die der Graf van Zuylen ihnen durch eine Me
alliance hatte zufügen wollen: Alle empfanden jetzt d
ihm widerfahrene Beleidigung auf das Empfindlichst
sie schlossen sich an ihn an und schwuren, Rache
nehmen, sobald sich die Gelegenheit fände.

Wenig kümmerte dieser Zornesausbruch der vorne

nen Gesellschaft den Rajah, der sich gemächlich auf eine Ottomane ausstreckte, hoch erfreut, daß es ihm so gut geworden, diesem stolzen Grafen, der sich ihm mit verletzendem Uebermuthe genähert, eine Demüthigung bereitet zu haben. Noch weniger aber bekümmerte sich deßhalb Nanga, die nur ihre Herzensmeinung ausgesprochen hatte, als sie den Grafen ausschlug; sie würde ihm eben so unbefangen ihre Hand gereicht haben, hätte sie irgend etwas für ihn empfunden. Gleichgültig hatte sie eine ihr gleichgültige Angelegenheit beendet, und eilte nun fröhlichen Sinnes die langen Gänge des Gartens entlang, der die Wohnung des Rajah von allen Seiten umschloß. Sie stand am äußersten Ende desselben still, die zahmen Goldtauben lockend, die hier nisteten und gewohnt waren, aus ihrer Hand das Futter zu empfangen. Ueber ihren Häuptern rauschten die Palmenkronen, strahlend im hellen Sonnenlicht, zu ihren Füßen sprießten tausend Blumen, alle von der seltsamsten Gestalt, in den glühendsten Farben prangend und einen betäubenden Duft aushauchend. Nicht weit von ihr, versteckt von einem blühenden Rosengebüsch, stand ein Jüngling, eine reizende, liebliche Gestalt, fast noch Knabe, und schien in ihrem Anschauen ganz verloren. Er weilte immer in diesem Theile des Gartens zu der Zeit, wenn Nanga denselben zu besuchen pflegte, wel-

ches immer geschah, sobald sie aus dem Bade zurückkehrte; stets aber hielt er sich in bescheidener Ferne, und hatte es noch nie gewagt, ihr in den Weg zu treten oder gar ihr eine Blume darzureichen und das Wort an sie zu richten. Die bescheidene Tracht und der Spaten in seiner Hand deuteten genugsam an, welchem Stande er angehöre, und Astar war viel zu klug, um nicht zu wissen, daß ein armer Gärtnerbursche sich nie um eines Rajahs Tochter bewerben darf, selbst wenn dieser nicht mehr in Besitz von Land und Leuten ist. Aber in seiner Brust trug er ein glühendes Herz, offen jeder edlen Regung der Liebe, und darum war sein ganzes Gemüth der Dame zugewendet, die jetzt in kindlicher Unschuld und Reinheit vor ihm stand.

Da raschelte es im Gebüsch, und eine Schlange schoß aus demselben hervor; sie zischte und züngelte, und schaute, zum Sprunge bereit, das erschrockene Fürstenkind an. Nanga schrie, sie zitterte heftig, ihr Gesicht erbleichte, es ward ihr dunkel vor den Augen und sie drohte zu sinken. Da fühlte sie sich plötzlich von einem starken Arme gehalten und behutsam bei Seite getragen.

Als sie wieder die Augen aufschlug, fand sie sich auf einer Blumenbank, unter den prangenden, duftenden Blumen die prangendste, die duftigste. Unfern von ihr lag die Schlange getödtet am Boden; vor ihr kniete Astar

mit gefalteten Händen und schaute zu ihr auf voll gläubiger Andacht, voll hoher Ehrfurcht und innigster, aber scheuer Liebe, wie der Hindu aufschaut zu dem Sohne der Lotosblume, zu dem heiligen Brama.

Nanga erhob sich und legte gedankenvoll die Hand an die Stirn, Schnee auf Marmor. Die Besinnung kehrte zurück und sie fragte mit bezauberndem Tone: „Hast Du dieses Unthier getödtet?"

Astar war aufgestanden und verneigte sich tief.

„Wie vielen Dank bin ich Dir schuldig!" sprach Nanga erröthend. Sie betrachtete den armen Gärtnerknaben näher, und eine gluthvolle Empfindung durchzuckte plötzlich ihre junge Seele. Sie verstummte, und Beide waren gegenseitig im Anschaun versunken. Der goldene Pfeil, geschnellt von dem Bogen des Anangas, hatte zu gleicher Zeit zwei Herzen für immer unheilbar verwundet. Nanga, die noch vor Kurzem den mächtigsten Mann auf der ganzen Insel abwies, war jetzt in Liebe zu einem armen Gärtner entbrannt. Aber was lebendig in ihrem Herzen lebte, was der Blick ihres Auges sagte, das hätte sie nimmermehr aussprechen können, und zögernd flüsterte sie: „Mein Vater wird es erfahren, und Dir Dank sagen, für mich und für sich selbst. Mein Vater ist großmüthig und edel, er wird den Retter seiner Tochter nicht geringe halten."

Abermals verbeugte sich Astar, und auch sein Antlitz deckte eine tiefe Röthe.

„Noch in dieser Stunde, jetzt gleich soll er es erfahren," fuhr Nanga nach einer Pause fort. „Wie soll ich Dich nennen, damit er wisse, wem er das Leben seines Kindes dankt. Sage mir Deinen Namen!"

Allein Astar that es nicht; er legte den Finger auf den Mund und Thränen rollten über seine Wangen.

„Bindet ein Schwur Deine Lippen, daß Du nicht sprechen darfst?"

Astar schüttelte den Kopf.

„So wärst Du . . .?" rief Nanga hastig, und unterbrach sich dann schnell, vergeblich ihre Aufregung bekämpfend. Erst nach einer geraumen Zeit sprach sie weiter: „So bist Du stumm?"

Astar bejahte.

Mit dem tiefsten Mitleid betrachtete Nanga ihren Retter; von dem Mitleid, welches ein junges Mädchen für einen schönen Jüngling fühlt, der ihr obendrein das Leben rettete, ist nur ein Schritt bis zur Liebe. Nanga that jetzt diesen Schritt; sie brach in Thränen aus, wandte sich tief bekümmert ab und seufzte: „Armer Jüngling!" von diesem Augenblicke an war Astar der Liebling ihres Herzens.

So fand sie der Rajah. Gemessenen Schrittes war

eilte er durch den Cedernhain heran und stand nahe vor seiner Tochter. Nanga warf sich in seine Arme und schluchzte laut: „Da hast Du mich wieder! Bald, ach bald war es zu spät!"

Sie deutete auf die getödtete Schlange und wandte sich schaudernd ab. Der Rajah begriff Alles. Er sah auf das Thier und erkannte, daß es eine der gefährlichsten Schlangen sei, deren Biß unfehlbar den Tod bringe; der Gärtner, unfern davon, den scharfen Spaten in der Hand, mußte der Retter des geliebten Kindes sein, und das Herz des zärtlichen Vaters schlug ihm in freudiger Dankbarkeit entgegen. Er sah aber auf die Erregung Beider und sagte deswegen sanft zur Tochter: „Wahrlich, Du bist aus einer großen Gefahr errettet worden, und wer es that, hat Anspruch auf meine ganze Dankbarkeit; ich will ihm seine That redlich vergelten, nicht mit Worten, sondern auch mit der That."

„Dafür dankt Dir Dein Kind innig."

„Verlaß Dich auf Deinen Vater, Nanga! Nun aber höre weiter und sei folgsam. Du bist erregt, erschüttert, und bedarfst der Ruhe. Laß Dich von mir nach Hause geleiten, ich will Deine Frauen rufen, damit sie Dich in Dein stilles Gemach bringen. Komm, liebe Nanga!"

Er faßte sie unter dem Arm, sie sorgsam leitend und Astar den Befehl ertheilend, daß er in einiger Entfer-

nung folgen solle. Nanga ging willig mit. Die Frauen eilten schon aus der Ferne herbei, und drängten sich um ihre Gebieterin. Ehe sie sich ihnen überließ, wandte sie noch einmal das Haupt und richtete einen langen Blick auf Astar.

Der Rajah war ein ehrlicher Mann; es war ihm Ernst, für den Retter seines Kindes etwas zu thun, das seiner That würdig wäre. Leider konnte er sich mit Astar nicht unterhalten, aber er beruhigte sich hierbei nicht, sondern wandte sich an einen gelehrten Braminen, der sein Freund war. Dieser verstand eine geheime Zeichensprache, die überaus kunstvoll und eben deshalb schwierig zu begreifen war. Der Bramine versprach, es zu versuchen, ob Astar im Stande sei, dieselbe zu lernen, und ging sogleich an's Werk. Noch niemals erfreute sich der Bramine eines so gelehrigen Schülers; in unglaublich kurzer Zeit hatte dieser alle Zeichen begriffen und wußte sie gehörig aneinander zu reihen. Lehrer und Schüler unterhielten sich miteinander, und legten in Gegenwart Nanga's und ihres Vaters Proben von ihrer beiderseitigen Geschicklichkeit ab. Als Astar so weit gekommen war, sich überall geläufig ausdrücken zu können, ward er aufgefordert, seine Herkunft kund zu thun, denn erfahren hatte man schon, daß er nicht hier sondern im fernen Norden Europa's geboren sei. Er

that es, und der Bramine brachte, unter häufigen Ausrufungen des Staunens, Alles zu Papier.

Die Geschichte Astar's war in der That seltsam und beinahe unglaublich, aber die Drei, denen sie zuerst mitgetheilt wurde, zweifelten keinen Augenblick, sondern glaubten fest daran. Der Bramine that es, weil er von arglosem Gemüthe war, und als ein Wunder seiner Kaste, die Lüge nur von Hörensagen kannte; der Rajah glaubte, weil er einen forschenden Blick auf Astar richtete; er sah diesem fest in die Augen, und gewann die Ueberzeugung, daß kein Falsch darin wohnen könne. Nanga aber liebte. Der Rajah hatte die Aussage Astar's nach allen Seiten hin erwogen; er sah Nanga's wachsende Leidenschaft. Nach einer langen Unterredung mit dem Braminen, fügte er die Hände der Liebenden zusammen, und versprach, sie mit einander zu vermählen. Der Bramine aber ging in der Freude seines Herzens zum Hause hinaus und erzählte das Abenteuer Jedem, der es irgend hören wollte.

Das war Stoff für die Conversation! Die schöne Rajahstochter, stolz und verwegen genug, die Hand eines niederländischen Grafen auszuschlagen, verlobt mit einem niedrigen Gärtnerburschen, dem sogar die Gabe der Sprache fehlte. Und das Alles aus keinem andern Grunde, als weil er mit seinem Spaten eine

Schlange in dem Garten getödtet hatte, worin die junge Schönheit spazieren ging. Ein so unerhörtes Ereigniß mußte auch einen unerhörten Grund haben, und diesen zu erforschen, unternahm man die bedeutendsten Anstrengungen. Der Bramine, der sich, nicht mit Unrecht, für den Urheber dieses Ereignisses ansah, und gar nichts dagegen hatte, einiges Aufsehen zu erregen, kam den Neugierigen zu Hülfe und erzählte mit geheimnißvoller Miene bald hier einen Theil der Geschichte Astars, bald dort einen andern. Man hörte, man staunte, man fragte neuerdings, tauschte das Gehörte gegenseitig aus, und brachte auf diese Weise eine Erzählung zusammen, so buntscheckig toll, halb Wahrheit, halb Dichtung, die bald von einem nach Stoff suchenden Redacteur ausgebeutet ward, und aus der Colonial-Zeitung den Weg über das Meer antretend, auch in europäischen Blättern einen pikanten Artikel gab. Es lautete derselbe aber also:

Zweites Kapitel.

„Der Jüngling Astar, vor wenig Tagen noch ein armer, unbedeutender Gärtnerjunge, von Niemand in der ganzen Colonie gekannt, nicht einmal von seinem Brodherrn, und jetzt der Verlobte der schönen Nanga, Schwiegersohn eines unermeßlich reichen Rajahs, und der Gegenstand aller Gespräche, ist allerdings eine merkwürdige Erscheinung, wie er ein Gegenstand der Liebe, des Hasses, des Staunens, der Bewunderung und des Neides ist.

Er ist stumm, aber sein Gesicht ist ausdrucksvoll, seine Augen reden eine glühende Sprache: seine Haltung ist edel, und sein Blick vornehm; man weiß nicht recht, wie er in das Gewand des Gärtners hineinkommen konnte, und ist überzeugt, daß er jetzt eine Stellung einnimmt, die ihm gebührt.

Bangur, ein weiser Mann, aus der Kaste der Braminen, in Wissenschaften erfahren und ein Freund aller Unglücklichen und Verfolgten, hat sich des stummen Knaben angenommen und ihn eine Zeichensprache gelehrt, durch welche er Alles auszudrücken im Stande ist. Astar hat diese Zeichensprache in staunenswürdig kurzer Zeit vollständig begriffen, und seinem Lehrer Dinge erzählt, die den guten Braminen zu Thränen gerührt haben. Er hat sie so aufgezeichnet, wie ihm der Jüngling sie

kund gab, und nach dieser Handschrift, die uns zur Einsicht verstattet wurde, geben wir sie unsern Lesern wieder."

Astar verkündete:

„Ihr wollt, daß ich Euch meine Vergangenheit enthülle; aber wollte ich auch gerne durch Willfährigkeit für Eure Liebe mich dankbar beweisen, ich werde es nicht vermögen. Es liegt Alles in zu weiter Ferne hinter mir und wird von einem wallenden Nebel verhüllt. Ich schaue fremde, ferne Länder, aber ich weiß sie Euch nicht zu nennen; ich sehe Gestalten vor mir auftauchen, aber ich weiß nicht, welchem Stande diese Menschen angehören, oder welche Namen sie führten. Nur ein Mann ist in meinem Gedächtniß haften geblieben, und der heißt Emanuel.

„Es war in einem freundlich gelegenen Dorfe, in einem schönen Garten, wo ich mich zuerst finde. An diesem Garten rollte ein großer Strom vorüber. In meinen ersten Jahren konnte ich sprechen; aber eines Tages fiel ich in den Strom, und seit dem Augenblicke habe ich vor Schrecken die Sprache verloren. Woher ich das weiß? Eine schöne bleiche Frau hat es mir oft erzählt; sie drückte mich mit Thränen an ihre Brust und sagte: „Mein armes Kind, zu wie mannichfachem Leid wurdest Du geboren!" Die schöne bleiche Frau war meine Mutter! Ach, sie war so gut, so sanft! Wa-

um blieb sie nicht in dem freundlichen Dorfe? Warum
og sie über das Meer, wo ich sie verlor und einsam.
lieb bis zur heutigen Stunde?

Ich erinnere mich eines zweiten Wesens. Es ist
ener Emanuel. Ohne ihn wäre ich nicht. Er rettete
nich damals aus dem Wasser und wich dann nicht mehr
on meiner Seite. Zu allen Zeiten umschwebte er mich
ie ein schützender Genius, und war mir nahe bei jeder
ährlichkeit. Guter Emanuel, Gott segne Dich! Wo
Du jetzt auch immer weilen magst.

Eine dritte Gestalt war ein Mann, der mir stets
urcht und Schrecken eingeflößt hat. Seinen Namen weiß
ch nicht; aber ich erinnere mich, daß er stets eine Uni=
orm trug, wie die Officiere am Bord der niederländi=
chen Kriegsschiffe, daß die bleiche Frau, die ich für meine
Mutter halte, Vieles von ihm zu leiden hatte, und daß
r, wie ich nun einzusehen glaube, an all ihrem Unglück
chuld ist. Er hat sie gekränkt, verfolgt, und um all
hre Freude gebracht; er stahl ihr die Heimat und den
Sohn. Ich habe lange in seiner Nähe sein müssen;
ber ich habe nie etwas anderes, als Angst und Schrecken
mpfunden, und wenn ich an den Teufel denke, so denke
ch auch, er sah aus wie dieser.

Es sind noch sonst viele Menschen in der ersten Zeit
meines Lebens mir begegnet; aber ihre Gestalten sind

unbestimmt, ich kann mir kein Bild von ihnen machen kann mich keiner Einzelnheiten entsinnen, die jenes verblaßte Gemälde wieder aufzufrischen im Stande wären Allein jene Drei sehe ich noch in dieser Stunde kla und deutlich vor mir, und wäre mir nur sonst di Kunst des Malens eigen, ich wollte sie so kenntlic machen, daß auch nicht der kleinste Zug verloren gehe sollte.

Eine Begebenheit ist mir vor allen deutlich. Ich hatte Emanuel lange, lange nicht gesehen, und mein Sehnsucht nach ihm war sehr groß. Da ich meine Empfindungen keine Worte zu geben vermochte, stürm ten sie desto mehr in meinem Innern und ich brac oftmals in ein krampfhaftes Weinen aus. Da kam e plötzlich zu uns und breitete eine Anzahl glänzende Muscheln und Steine vor mir aus. Wir liefen in de Garten und wälzten uns auf dem Rasen. Emanue erzählte mir Vieles; ich weiß nicht mehr, was es gewe sen ist, und ob ich verstand, was er sagte; aber ic weiß, daß ich unaussprechlich glücklich war. Dann lie er mich wieder allein, und als ich mich, ängstlich suchend nach ihm umschaute, trat der Officier, den ich vorhi beschrieb, aus der Laube hervor und lief mit mir davor Ich stampfte mit den Füßen und setzte mich zur Wehre was half's mich bei dem starken Manne? Konnte ic

doch nicht schreien, und Niemand sah die Bosheit, die an mir verübt wurde.

Nun weiß ich wieder eine Zeitlang nichts von mir. Ich war stets unter fremden Leuten, sah alle Tage andere Gesichter. Keiner that mir etwas zu Leide, aber keiner liebte mich auch. Die Sehnsucht nach meiner Mutter und nach Emanuel zersprengte mir schier das Herz. Der Officier, der mich geraubt, kam nicht wieder zum Vorschein. Ruhe wurde mir nicht viel gegönnt; ich saß bald in einem Wagen, bald wurde ich getragen; auch ist mir erinnerlich, daß ich mich auf einem Schiffe befand, das mit vollen Segeln dahin fuhr; die Sonne schien hell auf die weißen Segel und es däuchte mir, als ob eine Flucht glänzender Tauben vor mir herzöge, und ich sie in der Stille fragte, ob sie nicht wüßten, wo meine Mutter und Emanuel wären. Dann weiß ich, daß plötzlich eine große Stadt mit vielen Thürmen vor mir lag; ich stand noch immer auf dem Schiffe, viele andere Fahrzeuge befanden sich in der Nähe, dann aber verschwindet Alles wieder in ein undurchdringliches Chaos.

Später war es sehr einsam um mich her. Ich saß den ganzen Tag in einer kleinen finstern Stube, hatte nur wenig Spielsachen, durfte nicht springen und tanzen, sah auch keine Menschen, als nur eine alte Frau,

die aber nie anders erschien, als wenn sie mir Speis
und Trank brachte, oder wenn ich Ausschelte verdien
hatte, weil ich zu vielen Lärm machte. Welchen Lärm
kann wohl ein stummes Kind verursachen, daß sich s
unglücklich fühlt, als ich damals? Ich saß den ganzen
Tag auf einem Schemel und dachte an nichts, als an
meine Mutter und an Emanuel. Diesen letztern sollt
ich bald wiedersehen. Einst ward ich aus dem Schlafe
aufgerüttelt. Edmund! rief eine bekannte Stimme. Das
ist der Name, den ich sonst führte; eben jetzt, da ich
so lebhaft des treuen Freundes meiner ersten Jugend
gedenke, fällt mir dieser Name ein. Ach, wie lieblich
klang der Ruf in mein Ohr! Ich hing um seinen Hals;
er sprang mit mir aus dem Fenster, und nun ist aufs
Neue Alles mit einem schwarzen Schleier verhängt.
Kaum weiß ich, ob ich in dieser Zeit meine Mutter
einmal wiedergesehen habe oder nicht.

Auf dem Verdeck eines großen Schiffes finde ich mich
wieder. Viele Officiere gingen dort hin und her, nur
Er, jener Räuber, war nicht dabei. Allein Emanuel
war mit mir in demselben Schiffe, und mit ihm durfte
ich oft spielen. Er schaukelte mich auf seinen Knieen
und sang mir allerlei Lieder vor. Auch die Matrosen
im Schiffe gaben sich mit mir ab; sie lachten und scherz-
ten und Keiner that mir etwas zu Leide. Die Reise

dauerte sehr lange, bald waren wir auf der See, bald sahen wir Land rings um uns. Fremde Leute kamen an Bord, auch Schwarze und Braune, vor denen ich mich Anfangs fürchtete. Der Befehlshaber des Schiffes machte sich besonders viel mit mir zu schaffen; ich war einen großen Theil des Tages in seiner Kajüte und meine kindischen Sprünge ergötzten ihn. Auch der Schiffsschreiber nahm mich mit in seine Kajüte und wollte mich unterrichten. Aber ich weiß nicht, wie es kam, daß ich nichts lernte; vielleicht war ich noch zu einfältig, um irgend etwas zu begreifen, vielleicht auch besaß er die Gabe nicht, ein Kind — und zumal ein stummes — gehörig zu unterweisen.

Da ereignete sich für mich ein großes Unglück. Wir befanden uns hier in Batavia, als der Capitain des Schiffes, auf welchem ich mich befand, von einer schweren Krankheit befallen ward und starb. Mit ihm verlor ich meinen Beschützer und Freund. Er hatte mir einmal gesagt, er wolle mich wieder mit nach Europa nehmen, und in alle meine Rechte einsetzen. Ich kann nicht wissen, was er hiermit eigentlich sagen wollte, aber ich fühlte wohl, daß er es gut meinte. Das war nun Alles vorbei. Als sie ihn vom Schiffe trugen, um ihn am Lande zu begraben, weinte ich bitterlich. Es waren schon einige Andere auf dem Schiffe krank ge-

worden, und Emanuel sagte, er müsse für meine Er haltung sorgen. Ich ward an's Land gebracht, und Ema nuel führte mich zu einem Manne, der sich vo Geschäften aller Art ernährte, zugleich ein Beamte der Gesundheits-Polizei war und die Verpflichtun hatte, für die Passagiere der Compagnie, wenn sie zu Zeit der Krankheit ankamen, nach Kräften zu sorgen Dieser schickte uns nach einem entfernten Dorfe an de Seeküste, wo eine sehr gesunde Luft herrschen sollt und wo eine Familie, deren Namen er nannte, mic für eine mäßige Bezahlung gerne aufnehmen würde Die Wanderung ward angetreten, meiner Aufnahm stand nichts entgegen, Emanuel zahlte einige Goldstück aus, bat mich, dort zu bleiben, wo ich Kinder meine Alters fand, mit denen ich spielen konnte, und ging dann mit dem Versprechen, mir am nächsten Tage mein Sachen zu bringen, die einstweilen am Bord zurückge blieben waren.

Er kam. Es war ein stiller heiterer Abend und di untergehende Sonne vergoldete die himmelhohen Pal men, so wie das prächtig dahinrauschende Meer. Ema nuel nahm mich zu einem Spaziergange mit, und wi setzten uns an einer Stelle nieder, von welcher wir ein herrliche Aussicht auf ein schönes Thal hatten. Hie sollte ich einen Theil des Schleiers meiner räthselhafte Herkunft gelüftet schauen.

„Sieh das schöne Land, das vor Dir liegt, und zur Seite das Meer;" sagte Emanuel zu mir. „Du bist auch in einem solchen Lande geboren, und mehr noch, wenn es eine Gerechtigkeit gäbe, so wäre es das Deinige und Du dürftest in demselben gebieten."

Ich sah erschrocken zu ihm auf.

„Es ist, wie ich Dir sage, Edmund!" betheuerte Emanuel. „Jener Fürst, dem das Land gehörte, ist Dein Vater, Deine Mutter ist seine rechtmäßige Gattin. Nun ist Dein Vater längst gestorben und Du bist sein eigentlicher Erbe!"

Fest klammerte ich mich an den Freund und schüttelte heftig mit dem Kopfe.

„Sei ruhig, mein armer Junge!" fuhr Emanuel fort. „Du bist dieser Erbschaft quitt. Mag sie nun Segen oder Fluch Demjenigen bringen, der ihrer genießt, für Dich ist sie nicht zu erhalten gewesen. Du bist von ihnen beraubt und geplündert, bist von ihnen, wie Deine arme Mutter, gehaßt und verfolgt, und kannst Gott danken, wenn sie Dich noch in dieser Einsamkeit ruhig gewähren lassen. Aber ich bin im Besitze einiger Zeichen, die dies Alles beweisen; Deine Mutter gab sie mir in Verwahrung, und ich konnte sie ihr nicht wiedergeben. So will ich sie Dir bringen, denn sie sind

Dein Erbe. In diesem Augenblicke befinden sie sich i
dem Nachlasse meines Capitains, aber ich habe scho
mit dem ersten Lieutenant gesprochen, und dieser wir
dafür sorgen, daß die Papiere pünktlich abgeliefe
werden."

Ich liebkoste den Freund mit dem rauhen, absto
ßenden Aeußern und dem Herzen voll Liebe und Milde
Mehr als je fühlte ich mich gerade heute zu ihm hin
gezogen, und wollte nicht von ihm lassen. „Bleib,
würde ich zu ihm gesagt haben, wenn mir die Gab
des Sprechens nicht geraubt wäre, „bleib Du nur be
mir, und alles Andere ist mir gleichgültig. Gern wil
ich entbehren, was ich doch nur mit großen Kämpfe
erringen kann; ich verlange nicht jene Papiere, nicht
verlange ich, als nur Dich, und bin ganz zufrieden
wenn ich in Deiner Nähe bin."

Jetzt suchte ich ihm dies durch Zeichen begreif
lich zu machen und es schien, als verstände er mich
denn er nahm mich in seinen Arm, küßte mich un
sagte mit wehmüthiger Stimme: „Ich kann nicht blei
ben, jetzt nicht! Es wäre auch nicht zu Deinen
Besten, wenn ich bliebe. Laß mich also immer ruhi
gehen, Dein Emanuel wird Dich nicht vergessen. Du
bist hier bei guten Leuten, die für Dich sorge
werden. Nach drei Tagen komme ich wieder, denn ehe

rhalte ich keinen Urlaub; dann aber kann ich vielleicht
twas länger bleiben, und will Dir noch Vieles von
Dem erzählen, was Du wissen mußt und wozu ich
eute keine Zeit mehr finde. Weine nicht, Junge, und
enke daran, daß drei Tage keine Ewigkeit sind."

Er brachte mich nun nach dem Hause, wo ich Auf-
nahme gefunden hatte, und kehrte dann nach der Stadt
urück mit der nochmaligen Versicherung, daß er am
ritten Tage wiederkommen wolle. Aber der dritte Tag
ing vorüber, und Emanuel kam nicht. Es vergingen
Wochen, Monate, Jahre, und ich habe ihn nicht wie-
ergesehen. Er ist wohl auch als ein Opfer der Bosheit
ener Menschen gefallen, die mich von der Geburt an
erfolgen. Mein Wirth, mein Pflegevater, oder wie
ch ihn sonst nennen soll, hat sich mehrere Male nach
er Stadt begeben, und dort, so wie auf der Rhede
Erkundigungen eingezogen, aber niemals etwas erfah-
en können. Alles war und blieb umsonst.

So lebte ich nun einen Tag nach dem andern in
tiller Bekümmerniß. Ich muß sagen, daß die Leute,
ei denen ich wohnte, sich anfangs viele Mühe gaben,
nich zu erheitern und meine Betrübniß zu verscheuchen.
Aber nach und nach ließen sie davon ab; es leuchtete
uch ihnen wohl ein, daß hier nichts mehr zu hoffen
ei. Man ward stiller, gleichgültiger, und ließ mich mit

meinen Träumereien allein. Später ward man soga
rauh, unfreundlich, und reichte mir nichts, als nur da
Nothwendigste. Gab ich durch irgend ein Zeichen, ode
einen Blick meine Verwunderung darüber zu erkenne
so zuckte man mit den Achseln und meinte, man hät
gar nicht nöthig, mir etwas zu geben, ich möge Go
danken, daß man mitleidig genug sei, mich nicht ver
hungern zu lassen. Als ich nun hierüber eine näher
Erklärung mit großer Heftigkeit forderte, nahm mic
der Herr des Hauses, ein alter Holländer, mit sich allei
und sagte, wie Meister Emanuel Wohnung und Ko
für mich bei ihm verdungen und für den ersten Mona
sogleich bezahlt habe. Dieser Monat sei nun aber läng
verflossen, der Meister lasse sich nicht wieder sehen. Da
Geld sei für mich ausgegeben, die aufgelaufene Schul
bereits beträchtlich, und er dürfe nicht daran denke
diese noch größer werden zu lassen; er habe selbst zah
reiche Familie und wenig Lust, einen Müßiggäng
zu füttern.

Traurig und niedergeschlagen hörte ich diese Mi
theilung, fing laut an zu weinen und deutete mit d
Hand in die Ferne.

Mein Wirth glaubte mich zu verstehen und sagt
„Ja, dorthinaus geht Dein Weg. Noch drei Tage wi
ich Dich bei mir behalten; tritt dann keine Veränd

rung ein, so mußt Du Dir ein anderweitiges Unterkommen suchen; vielleicht gibt es Leute, die Thoren genug sind, sich einen solchen Kostgänger auf den Hals zu laden, woran ich indessen sehr zweifle."

Ich war außer mir vor Zorn und Bekümmerniß, als ich mich so behandelt sah. Bisher war mir Alles mit Liebe und Sorgsamkeit gereicht worden, ich hatte für Nichts zu sorgen gehabt, als wie ich meine Tage leicht und angenehm verbringen möchte, und nun sollte ich das Nothdürftigste entbehren oder betteln. Je weniger ich vermochte, das Band der Zunge zu lösen und die bittern Gefühle, die meine Seele erfüllten, kund zu geben, desto glühender ward mein Inneres und das rasch kreisende Blut drohte meine Adern zu zersprengen. Dazu wachte der Stolz, den ich von meinen Aeltern geerbt hatte, in meiner Seele auf, ich erröthete, daß ein so niedriger Mann, wie dieser holländische Bauer war, es wagen dürfe, so mit mir zu sprechen, der ich doch, wie ich von Emanuel wußte, der Sohn eines Mannes sei, der Land und Leute beherrschte, und jetzt an dessen Stelle stehen müsse, wenn irgend Gerechtigkeit im Lande herrsche. Dies Alles hatte mich so aufgeregt, daß ich nach einem Winkel lief und ein Arbeitsgeräth ergriff, wie es mir zufällig zur Hand war. Ich schwang es um meinen Kopf und hatte nicht übel

Luſt, den nach meiner Anſicht über Alles groben Wirth tüchtig durchzubläuen. Dieſer aber verſtand meine Abſichten ganz verkehrt; denn als er mich ſo tüchtig hantieren ſah, klärte ſich ſeine finſtere Miene auf und er ſagte mit der frühern Freundlichkeit: „Arbeiter willſt Du? Nun das mag ich leiden, denn es zeugt von einem verſtändigen Sinn. Wenn das iſt, könnte ich mich wohl entſchließen, Dich bei mir zu behalten denn Du würdeſt den Unterhalt verdienen, den man Dir reichte, und Du fieleſt Niemandem zur Laſt, weder uns, noch Dir ſelbſt; denn es iſt doch etwas Armſeliges Tag aus, Tag ein nichts zu thun, und ſich von Andern füttern zu laſſen. Nun, ſei gutes Muthes, ich werde ſchon etwas herausfinden, was Dich für die erſte Zeit nicht ſo ermüden ſoll, und morgen wollen wir den Anfang machen.“

Und ich ward ruhig. Meine Lage begriff ich vollkommen; ich ſah ein, daß ich auf mich allein angewieſen ſei und daß ich immer zufriedener ſein würde je unabhängiger ich mich von Andern machte. Am folgenden Tage begann die Arbeit, und ich kann wohl ſagen, daß ſie gut von Statten ging. Als ich am Abend des erſten Tages einige lobende Worte vernahm, verſprach ich mir ſelbſt, niemals zu einer entgegengeſetzte Aeußerung Anlaß zu geben. Das habe ich gehalten

Mein Wirth, ich darf wohl sagen, mein Pflegevater und Brodherr, war ein Gärtner. Er zog Gemüse, die dazumal auf Java noch sehr selten gebaut wurden, und fand in den Häusern der Europäer zu Batavia und in der Umgegend viele Abnehmer, so daß er sich einen Wohlstand gründete und überall bekannt und beliebt war. Ich habe den größten Theil meines Lebens im Freien unter Blumen und Blüten hingebracht, in allen Träumen meiner Kindheit drängten sie sich hervor, und ich fand es nicht zu viel, für alle Freuden, die ich ihnen dankte, einen Theil meiner Mühen und Sorgen ihnen wieder zuzuwenden. Eifrig war ich am frühen Morgen, wie am späten Abend zur Hand, nicht lange darauf hatte ich meinem Lehrherrn alle seine Künste abgelernt, und galt nach einigen Jahren für den geschicktesten Gärtner in der ganzen Colonie.

Mein Lehrherr freute sich über die Maßen und sagte eines Abends zu mir, als wir uns in den Schatten einer hohen Palme gelegt hatten: „Mein lieber Astar," — diesen Namen hatte ich in seinem Hause empfangen — „Du bist jetzt ein tüchtiger Kerl geworden, der nicht allein seinen Unterhalt verdient, sondern noch etwas darüber. Nun ist es an der Zeit, daß Du nicht länger hier bleibst, sondern in die Welt gehst und etwas versuchst. Irre ich nicht, so bist Du zu etwas Besserem

ausersehen, als in meinem Kohlgarten zu stehen bis an Dein Lebensende. Du mußt zu den reichen Rajahs kommen, die große kostbare Gärten haben und tausende von Rupien daran setzen, um eine seltene Frucht oder eine kostbare Blume aufzuziehen. Willst Du, so spreche ich mit einem Bekannten, der Obergärtner bei einem Rajah ist und mich schon neulich nach einem tüchtigen Gehülfen fragte."

Ich war es natürlich sehr zufrieden, und nach einer Woche war ich der erste Gehülfe in dem Garten des Rajah, dessen reizende Tochter man die Sonne von Hindostan nannte, und der Obergärtner, dem meine Kenntnisse sehr zu statten kamen, war ausnehmend freundlich mit mir.

Einen Monat lang befand ich mich bereits in diesen herrlichen Gärten, als ich zum ersten Male die Tochter meines Gebieters schaute. Es war, als ob die Sonne das Schneehaupt des Himalaya vergoldet, oder als ob sie im Untergehen den Abendhimmel und das Meer mit Purpurrosen krönt. Sie trat mit ihren Gespielinnen in den heiligen Dämmerschein der Palmen, und es war nicht anders, als ob sich der Himmel auf die Erde herabgesenkt hätte."

Hier schließen die Mittheilungen Astar's, fährt die Colonial-Zeitung fort, welche ihren Bericht angeblich

nach dem Originalberichte des weisen Braminen abgefaßt hatte. Er bewegt sich in dem höhern Kreise der Gesellschaft, in dem er jetzt lebt, als ob er derselben immerdar angehört hätte. Das Haus des Rajah wird seit jenem Tage nicht leer von Theilnehmenden und Neugierigen; der alte Herr, welcher seit seiner politischen Katastrophe sehr zurückgezogen lebte und fast menschenscheu war, gibt sich jetzt offner, ist mittheilender, und scheint mit der Wahl, die er getroffen hat, gar nicht unzufrieden zu sein, während Nanga durchaus Liebe und Hingebung ist. Astar scheint aber auch eine solche Auszeichnung zu verdienen; denn seit er das ärmliche Gewand von sich geworfen und den reichen Schmuck eines Rajah angelegt hat, zeichnet er sich durch eine wahrhaft vornehme Haltung aus, und obgleich sonst still und bescheiden, wie immer, zeigt er unwillkührlich eine gewisse angeborne Würde, namentlich in Gegenwart von Vornehmen, denen er stets auf eine geschickte Weise zu imponiren weiß.

Ein Beispiel davon gab er neulich, wie man sich erzählt, als der Graf van Zuylen es sich nicht versagen konnte, den Mann kennen zu lernen, den der Rajah und die schöne Nanga ihm vorgezogen hatten. Er trat vor den Emporkömmling hin, mit all dem Stolze und all dem Uebermuthe eines alt-niederländischen Edelman-

nes; aber Astar wußte ihn so höflich und zugleich so kalt und abstoßend zu behandeln, daß der Graf sich äußerst verletzt fühlte, vor Zorn außer sich einen Schritt zurücktrat und die Hand an den Degen legte. Astar stand ihm ruhig gegenüber, Nanga schrie laut auf. Allein der Graf faßte sich und höhnisch auf eine Vase mit Früchten deutend, die unfern von ihm auf einem Tische stand, sagte er mit verletzender Kälte: „Ohne Sorge, mein schönes Kind, Euer Bräutigam ist vor mir sicher. Der Degen eines Edelmannes meiner Herkunft beschmutzt sich nicht mit dem Blute eines Mannes, der noch vor einigen Tagen solche Früchte in dem Schweiße seines Angesichtes auf dem Rücken zu Markte schleppte."

Er richtete sich hoch auf und wollte gehen, zufrieden, das Mädchen, welches seine Werbung zurückwies, auf diese Weise gedemüthigt zu haben; aber Astar trat ihm in den Weg, nahm eine der Früchte, warf sie in die Höhe, zog dann seinen Säbel und hieb mit demselben so geschickt nach der Frucht, daß sie in zwei Hälften zur Erde fiel. Dann öffnete er dem Grafen höflich die Thür und verbeugte sich tief. Herr van Zuylen, der die Geschicklichkeit gesehen hatte, womit Astar von der ihm erst kürzlich verliehenen Waffe Gebrauch machte, fand für gut — wir lassen es unerör-

rt, aus welcher Ursache — nicht länger zu verweilen
nd das Liebespaar blieb ungestört.

Dies sind die Mittheilungen, die wir über den
ngen Astar zu machen haben, der jetzt die Aufmerk-
mkeit von ganz Batavia auf sich zieht. So gering die
Details sind, die er über seine Jugendgeschichte zu ge-
en vermag, so sind sie doch so interessanter Art, daß
an wünschen muß, des Weiteren belehrt zu wer-
en und in dieser verworrenen Sache klar zu sehen.
Wer weiß, welcher weit verschlungenen Familienintrigue
an auf die Spur kommt, wenn die nöthigen Nach-
orschungen angestellt sein werden. Wir bieten dazu
urch diesen Artikel zuerst die Hand und wollen gern
nsern fernern Beistand gewähren. Irren wir nicht, so
erden diese unsere Worte jenseits des Oceans, im
Mutterlande, ein lautes Echo finden. Es käme zuerst
arauf an, den Seemann zu ermitteln, der sich des
rmen Astar früher mit lebhaftem Interesse angenommen
at und dann unbegreiflicher Weise verschwunden ist.
Daß er plötzlich gleichgültig gegen den Knaben gewor-
en sein sollte, läßt sich nicht wohl annehmen; er ist
lso entweder verunglückt oder durch eine fremde Ge-
walt, die mit dieser Intrigue nicht unbekannt ist, aus
em Wege geräumt. Jedenfalls wären die Nachforschun-
gen am rechten Orte; denn lebte dieser Emanuel noch,

er müßte die überraschendsten Aufklärungen geben können."

Hier schloß der Journal-Artikel.

Drittes Kapitel.

Wir wenden uns zu Emanuel. Er hatte seinen Schützling, den er in ländlicher Stille untergebracht, mit freudlichen Worten beruhigt, und ging jetzt nachsinnend dem Hafen zu. Er hatte von einigen Zeichen gesprochen, die er dem Capitain des „van Tromp" übergeben habe, und die von Edmund's fürstlicher Geburt zeugten. Es waren Briefe, die Edmund's Vater an Sara geschrieben und von ihr wie ein theures Andenken aufbewahrt wurden. Sie befanden sich in einer Brieftasche, die an jenem Abend der Flucht in Amsterdam, die ein so unglückliches Ende nahm, in Emanuel's Hände gerieth. Er hatte sie, bei jener geheimen Unterredung mit dem Capitain, diesem übergeben, und Herr Eberhard tor Straaten fand diese Beweismittel so schlagend, daß er sich des armen Knaben sogleich hilfreich annahm und auch Emanuel unter seinen besondern Schutz stellte. Nun aber war der edle Beschützer gestorben und die wichtigen Papiere befanden sich in dessen Nachlaß. Dieser

Schriften habhaft zu werden, sei, wie ihm bereits von einem kundigen Manne gesagt worden war, mit nicht geringen Schwierigkeiten verknüpft; denn solche Auslieferungen könnten nur, nach dem Gesetze, dann geschehen, wenn die Vermögens-Umstände des Verstorbenen vollständig regulirt worden wären. Darüber verstreiche indessen einige Zeit, und da der „van Tromp" unter einen neuen Befehlshaber gestellt worden, und dann andere Küstenpunkte besuchen solle, so könne es sich leicht ereignen, daß Emanuel zum Schlusse dieser Angelegenheit nicht mehr in Batavia anwesend sein werde. Ueber diese Schwierigkeiten sann Emanuel nach, und hielt es für das Beste, noch heute dem gedachten Rechtsfreunde nicht nur das Ordnen dieser Angelegenheit, sondern auch die Sorge für Edmund zu übertragen; zu dem Ende ihm auch die keineswegs ganz geringe Summe einzuhändigen, die er noch besitze, damit Jener alle Maßregeln ergreifen könne, wenn er etwa unerwartet von Batavia scheiden müsse. Hiermit in's Reine gekommen, schritt er rascher weiter, und hatte bereits den Hafendamm erreicht, als er sich von mehreren Seeleuten aufgehalten sah, die ihm den Weg versperrten. Emanuel versuchte vergebens, ihnen auszuweichen, und blickte zu ihnen herüber Es waren vier stämmige Bursche, und soviel er bei der bereits eingetretenen Dämmerung

zu bemerken glaubte, keine von denen, die auf ein Wort des Friedens hören. Sie schienen vom Grog beträchtlich aufgeregt und mehr als aufgelegt zu sein, um Händel zu suchen, nur um der Händel willen.

„Steh' still, Kerl!" rief der Eine. „Du wirst mit Deinem ungeschlachten Buge die Flanke hier nicht durchbrechen, wenn Du auch Deine Arme noch mehr in die Seiten stemmst und Dich vorwärts schiebst!"

„Scheint beinahe, als ob Mynheer Händel mit uns sucht," rief der Zweite, „so brutal glotzt er uns an. Verdammt, ich bin dabei und will ihm das Krakehlen schon verleiden."

Emanuel, dem Alles daran gelegen war, so rasch als möglich fortzukommen, um die Angelegenheit, die für ihn von der größten Wichtigkeit war, noch zu beenden, ehe er an Bord mußte, erklärte gelassen, daß er keineswegs die Absicht habe, Jemanden zu beleidigen; hätte er es dessenungeachtet gethan, so wäre es ihm leid und er bäte um Entschuldigung. Vor allen Dingen aber möge man ihn ungehindert gehen lassen, denn er habe noch wichtige Geschäfte zu besorgen.

„Das müssen saubere Geschäfte sein!" schrie ein Dritter der Orlogs-Matrosen, denn als solche bezeichnete sie das Wappen auf dem rechten Arme. „Geschäfte, die zur späten Abendzeit gemacht werden, pflegen in der

Regel nicht viel zu taugen, und Ihr müßt nun hier bleiben, bis unser Capitain kommt, sei es im Guten oder mit Gewalt!"

„Er muß bleiben! Er muß!" schrieen Alle und stellten sich so, daß es nicht möglich war, bei ihnen vorüber zu kommen.

Emanuel sah sich um und erkannte bald, daß hier mit Gewalt nichts auszurichten sei. Am Fuße des Dammes lag eine sechsrudrige Kriegsschaluppe, und in derselben befanden sich ein Matrose am Hintersteven und einer am Vordersteven; die übrigen vier Ruderer aber gingen auf dem Hafendamme hin und her und hatten im Uebermuth eines leichten Rausches mit Emanuel Streit angefangen. Dieser erwog leicht die Gefahr, worin ihn eine Mißhelligkeit mit der Besatzung eines Kriegsschiffes stürzen könnte, weil diese zu jener Zeit in den dortigen Gewässern eine kaum zu beschreibende Despotie ausübten, wobei sich Officiere und Matrosen auf das Beste unterstützten, wenn es galt, die Rechte anderer Seefahrer zu kränken und zu schmälern. Er trat deshalb gelassen zur Seite und sagte: „Wenn Ihr mich nicht vorbei lassen wollt, so müßte ich ein Narr sein, mich mit Euch in einen Kampf einzulassen, denn Ihr seid mir vielfach überlegen. Aber ihr werdet auch einsehen, daß es nicht besonders angenehm ist, hier im

Freien umher zu lungern, um so mehr, als schon ein starker Thau zu fallen beginnt, der, wie Ihr wißt, die Erde giftig ausdünsten macht. Denkt also daran, daß ich von einer Reise zurückgekommen, wo es tüchtige Monatsgagen gesetzt hat, und gerne erbötig bin, eine tüchtige Bowle guten Arrakpunsches vor uns hinstellen zu lassen, wenn Ihr mir die Ehre erzeigt, in jenes Schifferhaus mit mir einzutreten."

Diese Einladung brachte einige Aufregung unter der Mannschaft der Capitains-Schaluppe hervor. Der Orlogs-Matrose hat, schon um der Entbehrungen willen, die ihm auferlegt sind, ein unaufhörliches Gelüsten nach einem steifen Glase, aber er hat selten einen Stüber in der Tasche, um dasselbe zu befriedigen. Deswegen hatten die Vier nicht übel Lust, sich der an sie ergangenen Einladung zu fügen und sich den Punsch bis zur Ankunft des Capitains wohlschmecken zu lassen; zugleich äußerten sich einige Bedenken, welche die Ausführung des Vorhabens aufzuschieben drohten.

Der Eine meinte, sie dürften den ihnen angewiesenen Platz nicht verlassen. Käme der Capitain und fände sie statt bei dem Boote, in dem Wirthshause bei der Bowle, so sei ihnen die Katze gewiß.

Der Zweite fand es despektirlich, daß ein Matrose von einem Staatsschiffe sich so weit herablassen solle

um von einem jämmerlichen Kauffahrer traktirt zu werden; der Dritte aber war der Schlauste und äußerte, umsonst werde ein solches Anerbieten, das immer einige Rupien kostete, nicht gemacht, und der Bursche müsse wohl genügende Ursache haben, mit seinem Punsche so freigebig zu sein. Jedenfalls habe er irgend ein Schelmstück im Sinne, und es sei nun mehr als je nöthig, mit Ernst darauf zu achten, daß ihnen der schlaue Fuchs nicht entwische.

Diese Bemerkung regte die Gemüther so sehr auf, daß der vierte Matrose gar nicht zu Worte kam. Die günstige Stimmung, die einen Augenblick lang für Emanuel sich kundgegeben hatte, war nun vorüber, und alle Vier drohten, ihm Arme und Beine zu zerschlagen, wenn er es irgendwie wagen sollte, die Flucht zu versuchen.

Da vernahm man aus der Ferne den schallenden Tritt eines Mannes, und gleich darauf durchdrang der schrillende Ton einer Pfeife die zitternde Luft. Es war das Signal des Capitains.

Augenblicklich hielten die Matrosen mit ihrem Geschrei inne und richteten sich kerzengerade; nur Einer von ihnen hielt Emanuel fest, damit er ihnen nicht entwische.

Der Capitain kam herbei und der Ton seiner Stimme

fiel Emanuel schwer auf's Herz. Er ließ seine Leute mit harten Worten an, daß sie sich neuerdings und trotz der ernstesten Ermahnungen, dem Trunke ergeben hätten, noch dazu an einem Abend vor der Abreise, da ihnen doch kund gethan sei, daß die Brigg mit Tages-Anbruch die Anker lichten werde, um eine Piratenjagd zu beginnen. „In die Schaluppe, Kerle!" rief er im vollen Zorn, der lallenden Zunge selbst nicht mächtig, „und wenn wir morgen die offne See haben, soll des Bootsmanns Katze einen Tanz auf Euren nackten Rücken machen!"

„Hoffe, Capitain!" sagte der Führer des ersten Riemens demüthig, den Hut in der Hand, „Ihr werdet es so genau nicht nehmen, zumal wir nur ein geringes Quantum zu uns nahmen, um uns vor dem giftigen Abendthau zu schützen. Haben auch bei dieser Gelegenheit einen Fang gemacht, der uns sonst entgangen wäre."

„Was für einen Fang, Kerl?"

„Halten zu Gunsten, Capitain, einen Fang, das heißt, einen Menschenfang. Mir schien's nicht von großer Bedeutung zu sein, aber Hans Wetegrowe meint, es stecke etwas dahinter, und, Capitain, mit Eurer Erlaubniß, der Hans Wetegrowe ist ein tüchtiger Kerl und versteht's."

„Verdammtes Geschwätz! Kerl, ich lasse Dir morgen die doppelte Portion aufzählen, daß Du es weißt. Hollah, Ihr Andern, und Du Hans Wetegrowe! Von welchem Fange schwatzt dieser Bursche!"

„Von diesem verdächtigen Burschen, Herr! der hier auf eine seltsame Weise herumspazierte und den ich deshalb festhielt, damit Ihr ihn beschauen möchtet, ehe Ihr an Bord ginget. Der Kerl hat eine wahre Galgenfratze, und wenn er noch nicht drei Mal gekielholt ist, so will ich zeitlebens keinen Rak mehr trinken, wenn er es nicht mindestens sechs Mal verdient hat. Seht ihn genau an, Herr!"

Mit diesen Worten stellte Hans Wetegrowe den Emanuel dicht vor seinen Capitain hin, und dieser fuhr mit einem Rufe des Staunens und der Ueberraschung zurück: „Herenbootsmann!"

„Ich bin in Eurer Gewalt!" sprach Emanuel ruhig.

„Das bist Du!" rief Adrian van Kraag, „und Du hättest nicht erst nöthig, mich daran zu erinnern."

„Ihr werdet mit mir verfahren, wie Rechtens und wie Ihr es vor Eurem Gewissen verantworten könnt!" fuhr Emanuel fort.

„Oho, mein Bursche!" unterbrach ihn giftig der Capitain. „Ist dies der Ton, in welchem Du zu einem Officiere sprichst, gegen den Du zu mehreren Malen

Deine frevelnde Hand erhoben? Ja, Ihr Männer,“ fuhr der Capitain zu seinen Matrosen gewendet fort die bei dieser Aeußerung einen Ruf des Staunens vernehmen ließen, „ja, es ist wie ich sage, und diese Schurke wird am Bord des „Kaiman“ alsobald erfahren, wie es sich krumm geschlossen in Eisen sitzt, bis das Kriegsgericht seinen Ausspruch gethan hat. Greif zu, Jungens!“

Mit lautem Hurrah griffen die Orlogs-Matrosen zu, und trugen Emanuel in das Boot; der Capitain folgte ihnen und man stieß sogleich ab. Adrian van Kraag ermunterte seine Leute, die Ruder fest einzusetzen und fügte hinzu:

„In Anbetracht des wichtigen Fanges, den Ihr gethan, wird von einer Strafe morgen nicht die Rede sein, und bei dem nächsten Male, daß wir wieder zu Lande fahren, empfängt Jeder von Euch drei Rupien von mir.“

Die Kerle erhoben ein lautes Gebrüll und getrieben von mächtigen Ruderschlägen flog das Boot über die schäumenden Wellen hin. Emanuel aber schloß die Augen und seufzte: „Edmund! Armes Kind!“

Die Brigg „der Kaiman,“ die von Adrian van Kraag commandirt wurde, und an deren Bord Emanuel auf eine so unfreiwillige Weise gelangt war, be-

nd sich bereits auf offner See und der Capitain
ng, im hohen Grade verdrießlich, mit schnellen Schrit-
n auf dem Quarterdeck auf und ab. Er hatte sich über-
t und fand kein Mittel, die Uebereilung wieder aus-
gleichen. Er hatte kaum Emanuel erblickt, als sein
nzes Gemüth von glühender Rache erfüllt ward.
um an Bord gekommen, ließ er ihn in Eisen legen
d verkündete seinen Officieren, daß es sich hier um
n Verbrechen handle, welches auf die strengste Weise
straft werden müsse. Gleich am andern Tage, als
an sich auf offner See befand, versammelten sich die
fficiere, um die Instructionen des Capitains zu em-
angen. Aber Adrian van Kraag stieß auf Hindernisse,
e zu finden er nicht glaubte. Die Officiere erklärten,
ß der Fall immerhin einem Kriegsgerichte überwiesen
erden könne, weil der Beleidigte ein Officier sei. Am
ord dieser Brigg könne die Angelegenheit indessen
icht entschieden werden, da der Capitain unmöglich
orsitzender des Gerichts und Ankläger in einer Person
in könne. Eben so wenig könne einer von ihnen die
artie des Anklägers übernehmen, da sie von der An-
elegenheit zu wenig unterrichtet wären. Man müsse
lso den Gefangenen so lange unangefochten lassen, bis
an ein anderes Kriegsschiff erreiche, an dessen Bord
r abzuliefern sei, und dessen Officiere ihn zu richten

hätten. Dort möge der Capitain seine Klage anbring
und es sei nicht zu bezweifeln, daß ihm volles Rec
zu Theil werde; denn die Beleidigung eines Officie
sei stets eine allgemeine Angelegenheit. Mit dieser E
klärung verließen die Officiere ihren Befehlshaber.

Der Capitain des „Kaiman" war nichts weniger
als zufrieden gestellt. Er haßte den schlichten Seeman
der jetzt zwischen seinen Verdecken in Eisen schmachte
glühend, und hatte ihm die empfindlichste Rache g
schworen. Er glaubte diese nicht besser erreichen zu kö
nen, als wenn er ihn durch ein bestochenes Kriegsg
richt zum schimpflichen Tode verurtheilen ließ. Di
war ihm nicht gelungen. Hätte er nun nicht besser g
than, ihn unter seine Mannschaft zu stecken? Da
hätte er ihn täglich quälen und stets neue Martern f
ihn ersinnen können, statt daß er ihn jetzt nicht a
rühren durfte und nicht die geringste Gewalt über i
hatte, da er unter der Anklage stand und die übrig
Officiere des Schiffes für seine Sicherheit einsteh
mußten: „O, über die zarte Gewissenhaftigkeit!" r
er grollend vor sich hin. „O, der herrlichen Kamere
schaft, die sich, einem solchen jämmerlichen Hunde g
genüber, kund gibt! Aber, nehmt Euch in Acht, I
Herren, ich vergesse Euch den Streich nicht, den I
mir gespielt habt, und es kommt ein Tag, wo ich m
bezahlt mache!"

Er ging in seine Kajüte hinab und grollte mit inen Officieren, so wie mit der ganzen Mannschaft; herrschte eine gewitterschwüle Stimmung, und es ußte irgend ein Sturm sich erheben, diese finstern Zolken zu zerstreuen, wenn sie nicht aufkommen sollten. manuel lag unterdessen in einem finstern Theil des wischendecks mit seiner Kette rasselnd, stündlich das nheil erwartend, das über ihn herabbeschworen ward.

Viertes Kapitel.

Die Stunde der Erlösung schlug. Am dritten Tage ei Sonnenaufgang gab der Vortoppmann das Zeichen, aß ein Segler in Sicht sei. Der „Kaiman" hielt sogleich ab, und weil beide Schiffe zugleich mit halbem Winde einander entgegensegelten, lag die Brigg nach iner Stunde einem Dreimaster zur Seite, der die niederländische Standarte von seiner Gaffel wies.

Der Lieutenant der Brigg trat zu dem Capitain van Kraag den Hut in der Hand: „Der Zufall hat uns gut geführt, indem er uns ein Schiff sendet, das uns aus aller Verlegenheit retten kann. Die Fregatte „Schelde," die sich jetzt so eben mit uns in Rapport setzt, wird von dem Capitain Heentz commandirt, einem

so braven und rechtlichen Seemann, als jemals ein
am Bord eines Schiffes von Alt-Niederland comma
dirte. Eure Officiere machen Euch daher den Vorschla
an Bord der „Schelde" zu senden, und Capitain Heer
auffordern zu lassen, dem Gerichte zu präsidiren.

„Sei es denn, zum Teufel!" entgegnete Adri
van Kraag mürrisch. „Laßt das Jollboot streichen u
begebt Euch selbst an Bord jenes Schiffes. Da Ih
einen so übergroßen Eifer zeigt, jenen Rebellen u
Mörder aus seinen Eisen zu erlösen, so kann ich
seine Angelegenheit keinem bessern Sachwalter, als Eu
anvertrauen. Wenn aber noch etwas Ehre und Rep
tation bei einem Flotten-Officier zu finden ist, so ho
ich, daß die Sonne nicht untergehen wird, ehe u
bevor dieser Kerl an der linken Nock meiner Fockr
baumelt."

Der Lieutenant entfernte sich mit einer stumm
Verbeugung, und die Bootsmanns-Maaten pfiffen zu
Streichen des Jollboots, während Herr van Kraag d
Befehl ertheilte, den mit Ketten belasteten Gefangen
sogleich zu ihm in die Kajüte zu bringen.

Der Gefangene trat bald darauf ein, die Wache e
hielt einen Wink, sich zu entfernen, und Emanuel sta
seinem erbittertsten Feinde gegenüber.

„Hexenbootsmann!" sprach Adrian mit über einan

er geschlagenen Armen. „Wie gefallen Dir die Man-
hetten, die ich Dir um Deine Handgelenke habe legen
ssen?"

Emanuel antwortete nicht.

„Es ist noch nicht aller Schmuck, der Dir zugedacht
t," fuhr Jener fort. „Ehe es Abend wird, kann Dir
och eine hanfene Halsbinde zu Theil werden."

„Ihr werdet verfahren, wie Ihr Macht habt!" ent-
egnete Emanuel ruhig. „In Eure Hand bin ich gelegt,
nd wie ich Euch kenne, bin ich um so schlimmer daran,
e klarer Ihr selbst von meiner Unschuld überzeugt seid.
Was ich Euch gezwungen zufügen mußte, wird mir nun
u Hause getrieben werden; aber ich will es mit Ruhe
rwarten; denn ich habe gelernt und glaube es freudig,
ie in der Schrift geschrieben steht, daß ohne den Wil-
en des allmächtigen Gottes kein Sperling von dem
Dache fällt."

„Man wird Dir die hochtrabenden Worte mit sammt
er Zunge aus dem Halse reißen, Du verdammter deut-
cher Hund!" rief Adrian voll Gift. „Da sieh durch's
Fenster nach jener Fregatte, die gleich meiner Brigg
unter der Orlogsflagge dahin segelt. Sieh die Officiere,
ie jetzt über den Fallreep derselben in das Boot stei-
gen. Sie werden hierher kommen und zu Gerichte sitzen.
Ehe dieser Tag vorüber ist, bist Du gehängt."

„Wie es der Herr mein Gott will!“ entgegnet Emanuel mit bebender Stimme und eine Thräne rollt die braune Wange herab.

Adrian van Kraag trat dicht vor ihn hin und sah ihm scharf in's Auge: „Kerl, Du lügst! diese Ruhe diese Ergebung ist erlogen; Du stellst Dich beherzt, weil Du hoffst, davon zu kommen. Aber ich sage Dir, das wird nicht geschehen! Hängen mußt Du ohne Gnade und Barmherzigkeit, es sei denn . . . Hexenbootsmann! Es gibt ein Mittel Dir das Leben zu erhalten. Von meiner Klage kann ich nicht abstehen, aber ich kann sie so einrichten, daß Du mit dem Leben davon kommst. Es soll geschehen, sobald Du mir sagst, wo sich Sara befindet?“

„Ich weiß es nicht!“

„Lüge nicht! Du weißt es. Ihren Aufenthalt sollst Du mir nennen, und den des stummen Knaben, der mit Dir an Bord des Ostindienfahrers gekommen ist. Rede sogleich! Wo sind sie?“

„Ich weiß es nicht!“

„Du unterstehst Dich zu leugnen?“

„Bis jetzt, Herr, habe ich noch nicht gelogen, und es soll auch in dieser für mich so wichtigen Stunde nicht geschehen,“ sprach Emanuel fest. „Hiermit wiederhole ich es Euch, ich kenne den Aufenthalt der Dame

ücht, von der Ihr sprecht. In jener Nacht, als mich
ie Seelenverkäufer mit dem Kinde fortschleppten, ließ
ch sie in den Straßen von Amsterdam hülflos zurück;
nd was aus ihr geworden ist, mag Gott wissen. Wo
ch der Knabe gegenwärtig befindet, ist mir freilich
ekannt. Da ich nicht zu ihm gelangen kann, um ihm
eizustehen, wird sein Schicksal vielleicht ein bedauerns-
erthes sein; aber es ist immer noch besser, es bleibt
o wie es gegenwärtig ist, als daß der Knabe in Eure
ände geräth. Ihr werdet es von mir nicht erfahren,
o er lebt."

In diesem Augenblicke erklangen die Pfeifen der
Bootsmannsmaaten und die Schaluppe des Dreimasters
egte sich mit den Officieren des Kriegsgerichts längs
es Fallreep.

„Es ist gut!" sagte der Capitain des „Kaiman"
or Zorn erbleichend. „Die Männer sind an Bord ge-
ommen, denen ich Dich übergebe, um Deinen ver-
ammten Leib zu richten, ob ich Dich gleich am liebsten
it meinen Händen zerrisse. Fort mit Dir, Bestie!"
r stieß mit dem Fuße nach ihm und zog dann die
lingel. Die Wache trat ein und führte den Gefangenen
n das Zwischendeck zurück. Gleich darauf traten die
ım Kriegsgericht eingeladenen Officiere in die Kajüte.

Die Begrüßung war kalt und förmlich. Die von

dem Befehlshaber des „Kaiman" dargebotenen Erfri
schungen wurden mit kühler Höflichkeit abgelehnt. Her
Adrian van Kraag stand bei den Officieren der nie
derländischen Flotte, um vieler Ursachen willen, nich
gut angeschrieben; er wußte es und biß sich in d
Lippen.

„Um Vieles wünschte ich," nahm der Capitain Heen
sogleich das Wort, „wenn die Angelegenheit, um welch
man uns hierher beschieden hat, ohne Verzug beend
werden könnte. Solche Geschäfte sind stets betrübend
Art, und es wäre mir lieb gewesen, Herr van Kraa
wenn es in Eurer Macht gestanden hätte, uns dam
zu einer Zeit zu verschonen, die für die Schiffe d
vereinigten niederländischen Provinzen kritisch genug i
indem diese Küsten von Seeräubern wimmeln, der
Uebermuth von Stunde zu Stunde wächst. Aber Ih
seid ein erfahrner Officier und habt gewiß nicht ohn
dringende Nothwendigkeit diesen Schritt gethan. So la
uns denn Platz nehmen; Ihr, Herr van Kraag, la
Befehl ertheilen, daß man den Gefangenen einfüh
und bringt dann Eure Anklage diesem gegenüber vo

„Wie?" rief Herr van Kraag aus. „Höre ich a
recht? Ihr wollt mich mit einem Menschen aus d
Schlamm des Pöbels gegenüber stellen? Ward d
gleichen jemals erhört? Gibt's einen Fall in der G

schichte unserer Marine, wodurch sich ein solches Benehmen rechtfertigen läßt? Genügt es nicht, wenn ich einfach die Thatsachen erzähle, die mich bewogen haben, ihn in Ketten zu legen und vor Gericht zu stellen? Jederzeit wäre dies hinreichend gewesen, um einen solchen Kerl zum Schmucke der Fockraa zu machen, wenn man ihn hätte vorher ein Dutzend Male kielholen lassen. Und Ihr verlangt tausend andere Prozeduren; denkt auch wohl gar noch darauf, dem Kerl durchhelfen zu können, zur Schmach des Officiercorps, das in mir mitbeleidigt ist?"

„Ich habe einen solchen Gedanken nie gehabt," entgegnete Capitain Heentz ernst, „und es ist sehr übereilt von Euch, mir dergleichen Motive unterzulegen."

„Meine Worte sind also in den Wind gesprochen? Ihr wollt nicht hören, was ich Euch zu sagen habe, bevor der Angeklagte eintritt?"

„Zu einem guten Gericht gehört, daß der Ankläger dem Beklagten gegenüber steht, und daß sowohl die Klage, als auch die Vertheidigung, von Mund zu Mund geführt wird. Unsere Kriegsartikel sagen: Eines Mannes Rede sei keine Rede, darum soll man sie mit Fleiß alle Beide hören. Hiernach bleibt es bei meiner Anordnung! Nehmt Eure Plätze, Ihr Herren, und laßt den Angeklagten einführen!"

Adrian stampfte mit dem Fuße, und ertheilte mit unterdrücktem Grimme dem eintretenden Cadeten den Befehl, den Gefangenen aus seinem Loche hierher zu schleppen.

„Erlaubt, Herr van Kraag," entgegnete Capitain Heentz, „daß ich, so unlieb es mir ist, Euch am Bord Eures eigenen Schiffes eine Zurechtweisung ertheilen muß. Mißhandlung eines Gefangenen, der noch erst wegen der Anklage gehört werden soll, ist gegen das Gesetz. Er hat Anspruch auf den Schutz des Gerichts und ich befehle, daß man säuberlich mit ihm verfahre."

„Ihr beschimpft den Adel!" rief van Kraag außer sich. „Kein rechtlicher Officier wird es dulden und ich dulde es auch nicht, so mir Gott helfe!"

„Und ich verweise Euch zur Ordnung!" antwortete Capitain Heentz ernst, sich das Haupt bedeckend. „Ihr habt mich selbst als Richter hierher berufen, und als solcher habe ich den obersten Befehl, kraft dessen ich Euch aufgebe, nicht eher das Wort zu nehmen, bis ich Euch die Erlaubniß dazu ertheile. Setzt Euch, Ihr Herren!"

Das Kriegsgericht nahm seinen Platz. Vorsitzender war der Commandeur der „Schelde." Ihm zur Rechten saß sein zweiter Lieutenant, zu seiner Linken der Lieutenant des „Kaiman." Der Schreiber des letztgenannten

Schiffes führte das Protocoll. Der Präsident befahl mit lauter Stimme den Gefangenen einzuführen. Emanuel erschien ruhig und besonnen; er grüßte die Officiere mit einer Neigung des Hauptes und trat dann, wie ihm geheißen wurde, seinem Ankläger gegenüber. Zuerst wurden die Formalien vorgenommen. Man fragte nach Namen, Alter, Stand der Parteien, und brachte es zu Papier. Dann nahm der Präsident das Wort und ermahnte Beide, der Wahrheit treu zu bleiben, und um keiner Ursache willen von derselben abzuweichen; er that es in scharf eindringlicher Rede, und erinnerte an die furchtbare Sünde des Meineids. Diese Worte blieben ohne Wirkung auf den Befehlshaber des „Kaiman," er betrachtete das Kriegsgericht mit kalten höhnischen Blicken. Auf Emanuel aber hatten jene Worte augenscheinlich einen tiefen Eindruck gemacht; er wechselte die Farbe und legte die Hand auf's Herz, als wolle er andeuten, daß er das Gesagte wohl verstanden habe und zu bewahren wissen werde. Nun wandte sich der Präsident an die Beisitzer des Gerichts und ermahnte sie, ohne Ansehn der Person und ohne Menschenfurcht, nur nach dem Rechte zu trachten und dasselbe zu finden, worauf er das Haupt entblößte und mit lauter Stimme das Vater-Unser betete. Als dies geschehen war, bedeckte er sich wieder und forderte Herrn van Kraag auf, seine Klage vorzubringen.

Es geschah, und Alle horchten mit Staunen. Es war ein meisterhaftes Gewebe von Wahrheit und Trug. Aber dieser letztere war bei weitem vorherrschend, doch ward er so künstlich dargelegt, daß es fast aussah, als ob es die lautere Wahrheit wäre. Doch erlaubte sich der junge Edelmann eine oder die andere Abweichung und einige geschickte Zwischenfragen, die der Präsident mit seltener Schlauheit zu stellen wußte, gaben zu Widersprüchen Anlaß. Der Präsident ließ diese genau zu Protocoll nehmen und befahl dann Emanuel, sich zu vertheidigen.

Emanuel trat vor. Er war anfangs schüchtern, vor einer solchen Menge von Officieren das Wort zu nehmen; denn der Seemann des Vorderdecks empfindet vor seinen Commandirenden eine Scheu, von welcher man im Binnenlande keinen Begriff hat. Aber endlich faßte er sich und die Wahrheit verlieh ihm Kraft. Er erzählte sein ganzes Leben, von jenem Tage an, wo er zum ersten Male mit Herrn van Kraag zusammen getroffen sei, bis zu der gegenwärtigen Stunde. Er verschwieg nichts, aber er malte auch nichts aus; er erzählte die einzelnen Vorgänge nur mit den einfachen, schlichten Worten, die ihm allein zu Gebote standen. Aber gerade dadurch nahm er seine Richter für sich ein; sie folgten seinen Aussagen mit dem steigendsten Interesse, und wo

iese so ganz den Stempel der Wahrheit trugen, er=
egten sie auch nicht den geringsten Zweifel. Die Stim=
mung für den Ankläger wurde immer bedrohlicher, und
ie Richter gaben sich keine Mühe, die Verachtung,
elche sie empfanden, in ihrem Benehmen kund zu thun.

Das Verhör war nun beendet. Beide Parteien hatten
esprochen; die Richter hatten die nöthigen Fragen ge=
ellt, und es wurde den Beiden angedeutet, abzutreten,
is das Gericht einen Spruch gefunden habe. Adrian
andte dem Tisch trotzig den Rücken; Emanuel aber
rat ihm entgegen, und hielt die mit Ketten belasteten
ände zu ihm auf:

„Das Gericht hat uns gehört. Wer weiß, wie mein
oos fällt. Vielleicht stehe ich in der nächsten Stunde
or Gott dem Allmächtigen, um seinen Richterspruch
u vernehmen. Ich fürchte mich nicht, denn mein Ge=
issen ist rein. Aber ich möchte nicht aus der Welt
ehen, ohne Alles, was mein Herz beschwert, von dem=
elben gewälzt zu haben. Darum Herr van Kraag, ob=
leich Ihr, von dem ersten Augenblicke, da ich Euch
ah, bis zur gegenwärtigen Stunde, mir nur Böses zu=
efügt habt, vergebe ich Euch, um unseres Erlösers
illen! Möge Gott Euch gnädig sein, wenn die Stunde
Eures Gerichts kommt!"

Adrian verließ die Kajüte mit einem lauten Ge=

lächter, Emanuel schritt hoch aufgerichtet vor seine Wache einher. Die Richter blieben allein.

Nach einer Viertelstunde wurden die Parteien wi der eingeführt. Der Präsident des Kriegsgerichts erho sich feierlich und sagte: „Meister Emanuel, das Gerich hat die gegen Euch von dem Befehlshaber dieser Brig Herrn Adrian van Kraag, erhobene Klage, so wie Eu Vertheidigung genau erwogen, und erkennt für Rech daß Ihr von aller Schuld freizusprechen, Eurer Kette entlastet und auf eine angemessene Weise wegen der un schuldig erduldeten Haft von Eurem Ankläger zu en schädigen seid. Da hiernach Euer Aufenthalt am Bor dieses Schiffes nicht für dienlich erachtet wird, so ver ordnet das Gericht ferner, daß Ihr von demselben en fernt und auf die Fregatte „Schelde" versetzt werde sollt. Haltet Euch bereit, sogleich dahin abzugehen.

Adrian van Kraag verließ mit einem schweren Fluch auf den Lippen die Kajüte. Als Emanuel seiner Ket ledig war, sank er auf die Kniee und dankte Gott au der Fülle seines Herzens für die gnädige Rettung. D Richter blickten gerührt auf ihn hin.

Fünftes Kapitel.

Die Fregatte „Schelde" flog vor gerefften Sturmsegeln durch die schäumenden Wellen des indischen Meeres. Es galt eine Jagd, eine wilde, verwegene Jagd. Kaum hatte die Fregatte sich von der Brigg des Herrn van Kraag getrennt und drei Stunden lang seewärts Cours gesteuert, als man einen Kauffahrer erblickte, der mittelst einer Nothflagge die Hülfe des Staats-Schiffes in Anspruch nahm. Ein Officier wurde an Bord gesendet, und entdeckte den verwegensten Seeraub, der seit kurzem in diesen Gewässern, fast möchte man sagen in dem Bereich der königlichen Kanonen täglich wiederkehrte. Als dem beraubten Schiffe, dem man aus Bosheit die Compasse zerschlagen, die Karten und die Journale zerrissen hatte, die nothwendige Hülfe gewährt worden war, erkundigte man sich bei der Mannschaft genau nach dem Cours, den die Piraten gesteuert waren, und dahin ging die wilde Jagd vor dem Sturm, der gerade jetzt mit entfesselter Wuth durch die Luft rasete.

Die Vortoppgasten saßen in der Mars des Fockmastes, um bei dem ersten Befehl zur Hand zu sein. Sie unterhielten sich miteinander, so viel der brausende Sturm es zuließ, und abgerissene, einzelne Phrasen

flogen von dem Einen zum Andern hinüber. Unt
ihnen befand sich Emanuel, der in der Besatzung d
„Schelde" einrangirt und von dem Hochbootsmann zu
Vortopp beordert war.

„Die alte Ente," sagte der Meister des Vortopp
und meinte mit dieser keineswegs schmeichelhaften B
nennung das Schiff, auf welchem er diente, „mac
bei dieser schmucken Brise ihre acht Knoten."

„Sage Euch, sie macht neun oder gar zehn!
antwortete sein Nachbar, „und unter allen Orlog
schiffen, die in diesen Gewässern kreuzen, ist keine
das es mit ihr aufnehmen kann."

„Der „Kaiman" kann's; die Brigg segelt wie de
Teufel."

„Das kommt daher, weil der Capitain des „Kai
man" selbst der Teufel ist! Des Teufels Schiff wir
doch wohl so segeln, wie er es haben will."

„Pah, der van Kraag! Es wird früh genug ein
glühende Hand aus den Wellen auftauchen und seine
Leib umkrallen. Er ist ein Satan für das arme Schiffs
volk."

„Das kann Euch nur Jemand erzählen, der selbs
unter ihm gedient hat, wie der lange Pieter, der i
der vergangenen Woche über Bord fiel, oder wie e
unser neuer Backsmaat können wird, der erst seit kurze

Zeit von seinem Schiffe auf das unsrige herüber geentert ist."

„Ich kann's nicht, Leute!" entgegnete Emanuel, „denn ich bin nicht lange an Bord jener Brigg gewesen. Auch legte man mir, so wie ich auf's Deck gekommen war, die Eisen an und warf mich in die Kammer des Profoßen, wo ich blieb, bis ich in das Vortopp der „Schelde" transportirt ward."

„Das ist eine seltsame Begrüßung, und wäret Ihr nicht von dem Hochbootsmann auf eine gute Art hier eingeführt worden, man müßte sich sonst vor Euch scheuen, Backsmaat!" antwortete der Meister des Vortopps. „Ein Mann, der am Bord eines Schiffes in Ketten liegt, mag immerhin unschuldig sein können; aber er hat doch den Verdacht gegen sich, und Ihr thätet ein gutes Werk, um Euer selbst willen, wenn Ihr uns erzählen wolltet, wie das Alles gekommen ist, was zugleich ein verteufelt gutes Gespinnst werden muß."

„Das kann wohl geschehen," sagte Emanuel ernst. „Ihr seid ehrliche Seeleute, und es darf Euch nicht gleich sein, ob ein Mann, der mit Euch aus derselben Kanne trinkt, ein Schurke oder ein Landläufer ist."

Er rückte den Hut aus dem Gesichte, schlang den Arm fester um das Stengewant des Backbords und begann seine Erzählung. Ohne seiner Herrin und

seines stummen Lieblings zu erwähnen, erzählte er nur sein Zusammentreffen mit Adrian van Kraag, und zwar von dem ersten bis zum letzten Male. Er erzählte schlicht und einfach, wußte aber das Benehmen dieses Officiers in einem so abschreckenden Lichte darzustellen, daß er, lange bevor er noch endete, sämmtliche Zuhörer auf seiner Seite hatte.

„Dankt nun Gott, daß Ihr aus seinen Klauen seid," sagte der Meister des Vortopps und die Uebrigen stimmten ihm bei. „Daß Ihr aber dem Kerl noch ein gutes Wort gönnen konntet, als er Euch so behandelt hatte, setzt Euch in Respekt bei mir. Ich hätte es, zum Teufel, nicht gekonnt, und hätte ihm lieber ins Gesicht gespuckt. Gott behüte jeden redlichen Seemann vor einem solchen Beelzebub am Bord. Das ist wahr, unser Capitain und seine Officiere verstehen auch keinen Spaß im Dienst, aber sie denken allezeit: Leben und leben lassen!"

„Jungens! Einen Vorschlag!" rief Einer. „Bei der nächsten Rackvertheilung bringe ich eine Gesundheit allen Officieren, die ihre Matrosen mit Manier zu behandeln wissen, und nicht bei jedem Donnerwetter die Katze zur Hand nehmen."

„Zum Teufel mit der Katze!" rief ein Anderer, „ob ich gleich das Donnerwettern und Schwerenöthern wohl

eiden mag. Ein Capitain, der nicht in jeder Stunde inen reellen Fluch loslassen kann, ist auch sonst nicht ohl bestellt, und ich will lieber einen Mann, der mit em Winde um die Wette kräht, als ein glattes blan- es Lieutenantsgesicht, welches aussieht, als ob über eine Lippen niemals etwas Anderes gegangen ist, als bgestandenes Theewasser mit Citronensaft."

Während dieses Gesprächs hatte es etwas abge- ettert und die Fahrt der Fregatte ward regelmäßiger, o daß sie eine gute Anzahl Linnen mehr zu führen n Stande war. Die Pfeifen der Bootsmannsmaaten iefen zum Dienst und rasch flogen die Toppmänner in ie Wanten auf, um das zweite Reff aus den Mars- egeln zu binden und die Bramsegel beizusetzen. Unter ieser vermehrten Segellast flog das Schiff mit verdop- elter Schnelle dahin, und ließ einen breiten Streifen inter sich zurück. Es war um die vierte Nachmittags- unde, als einer der jüngern Officiere, der längere Zeit auf dem Bugspriet gesessen und mit dem Fernrohr n der Hand scharf ausgelugt hatte, nach dem Quar- erdeck eilte und dem Capitain zurief:

„Segler in Sicht! Genau über Steuerbords Krahn- alken. Könnt ihn genau sehen, wenn Ihr Euch dieses Rohrs' bedienen wollt. Denke, es soll einer der beiden Höllenhunde sein, denen wir nachjagen."

Der Capitain hatte das Sehrohr genommen un
sagte nach einigen Minuten genauen Forschens: „Ih
habt recht! Der Segler steuert in der von Euch ang
gebenen Richtung, und wenn mich mein Auge nic
trügt, so sind seine Segel von der Form, wie sie un
der Capitain des Kauffahrers beschrieb. Das wolle
wir bald näher erforschen! Hollah, Segelmeister! La
das letzte Reff aus den Marssegeln nehmen, und den
daran, die Leesegel parat zu halten, damit wir sie be
setzen können, wenn es der Sturm irgend erlaubt! Ih
Herr Clark, macht einen Gang durch die Batterie
und überzeugt Euch, daß das Geschütz in bester Ord
nung ist; wir werden es hoffentlich bald brauchen. Gel
nur Gott, daß wir den Kerl noch vor Einbruch d
Nacht erreichen."

Eine laute Bewegung entstand am Bord der Fr
gatte. Nicht sowohl ward sie durch die Ausführung d
ertheilten Befehle veranlaßt, sondern dadurch, daß d
Nachricht, man habe einen der Piraten aufgejagt, v
dem Quarterdeck sich über das ganze Schiff verbreite
und auf dem Bramsahlings und der blinden Raa,
gut, wie in der Cadeten-Kajüte und in der Kajü
des Schiffszahlmeisters erzählt wurde.

In der letzteren befand sich so eben eine kleine G
sellschaft; denn der Zahlmeister, der am Vormitta

seine Monatsberechnung aufgemacht hatte, fand diese so überaus zu seinen Gunsten lautend, daß er in der Freude seines Herzens den ersten Schiffsdoktor und den Schiffsprediger zu einem Tropfen Genever und einer Pfeife Tabak einlud. Kaum hatte ein Gehülfe des Stewards den Repräsentanten der Wissenschaften am Bord dieses guten Schiffes die Nachricht von dem Piraten gebracht, als der Prediger unwillkührlich die Hände faltete und der Doktor mechanisch mit der Hand in die Rocktaschen fuhr, um zu sehen, ob er sein Verbindzeug bei sich habe. Der Zahlmeister erbleichte sichtlich, denn er hatte große Furcht wegen seiner Rupien und Piaster, jener Allerweltsmünze, die man in den Seehäfen der ganzen bekannten Erde findet; aber der Muth kehrte ihm schnell zurück, als er sich zum Glück besann, daß er unter dem Schutze von einem halben hundert Kanonen segle. Daher gewann er bald seine gewöhnliche Heiterkeit wieder, die er immer zeigte, wenn er die Matrosen in der Stille schor, und die ihn also eigentlich niemals verließ, und sagte: „Nun, werthe Herren, jetzt kommt, denke ich, die Reihe an Euch. Ists auch nur ein armseliger Seeräuber, in dessen Kielwasser wir jetzt einlaufen, so denke ich doch, er wird sich eine Zeitlang zur Wehre setzen, und es geht ohne zerschlagene Köpfe, oder zerbrochene Arme und Beine nicht ab. Machts

nur gescheut, Doktor, gerade so gescheut, als das Glas, das Ihr Euch eben zusammen gebraut, damit die armen Jungens hübsch schnell wieder genesen."

„Damit Ihr sie desto eher wieder rupfen könnt," meinte der Doktor mit schlauem Lächeln. „Wißt wohl aus Erfahrung, daß ein kranker Matrose keinen Branntwein und keinen Tabak braucht, auch in der Hängematte nicht so viel Kleider zerreißt, als Ihr ihm zur Last schreiben möchtet. Nun, zum Dank für die gute Bewirthung, die Ihr uns eben jetzt angedeihen lasset will ich mein Bestes thun."

„Schon gut, Doktor!" entgegnete ganz ernsthaft der Zahlmeister, „und was Ihr bei dieser beschleunigten Kurmethode etwa einbüßen solltet an Kosten für verabreichte Pflaster und Latwergen, das machen wir auf eine andere Weise wett."

Diese Aeußerungen, im Tone des Scherzes hingeworfen, aber von beiden Seiten wahrscheinlich sehr ernsthaft gemeint, hatten den Zahlmeister und den Doktor in völlige Uebereinstimmung mit einander gebracht und Beide wandten sich nun nach dem Prediger, der eben die letzten Tropfen seines Glases ausgeschlürft hatte und dichte Tabakswolken von sich blies.

„Euer Würden werden bei dieser Gelegenheit auch nicht leer ausgehen!" sagte der Zahlmeister; „denn es

as Gefecht beginnt, ist es Sitte, daß Ihr die Mannschaft mit einem herzstärkenden Gebete erquickt und ihnen ins Gewissen redet."

„Der Herr wird in mir Schwachen mächtig sein," ntgegnete der Prediger und schlug die Augen andächig zur Decke der Kajüte auf.

„Das ist er von jeher gewesen, Euer Würden," fiel er Doktor ihm in die Rede. „Und da Ihr selbst ein Redegewaltiger seid, so fiel die Sendung, die Ihr hattet, nur um so glorreicher aus. Niemals aber war sie es n einem solchen Maße wie heute. Fällt nun, wie nicht u bezweifeln ist, dieses Piratenschiff in unsere Hände, o machen wir eine Menge Gefangene, die sammt und onders — mit Verlaub vor Eure Würden sei es gesagt — wahre Teufelsbraten sind."

„Nichts als Beliale und Beelzebubs, Vettern von Leviathan und Lucifer!" brummte der Zahlmeister. „Kerle, die, wenn sie bei mir in die Kajüte treten könnten, die eine Hand nach meiner Gurgel und die andere nach meiner Geldkiste ausstrecken würden."

„Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes, so wird Euch das Uebrige Alles zufallen!" sagte der Geistliche.

„Teufel auch! — mit Vergunst, Euer Würden! — Was kann mir das helfen! Ihr Herren habt gut reden von dem Reiche Gottes, sintemal alle Eure Domainen

darin liegen. Ich sündiger Kerl aber habe dort nicht zu suchen, darum halte ich es mit dem Irdischen, und will es so fest halten, daß es mir Keiner entreißen soll, wenn er nicht die Fäuste Simson's hat." Dabei streckte er die Arme von sich und ballte die Faust, als wären bereits ein Dutzend Piraten im Anzuge, mit denen er sich zu boxen hätte.

In diesem Augenblicke hallte vom Bord der Fregatte ein Schuß über das Verdeck hin.

„Da haben wir's!" schrie der Zahlmeister.

„An unser Werk, Leute!" rief der Doktor.

„Ich bete gläubig zu Ihm!" seufzte der Geistliche, indem er die Hände zu falten sich bestrebte, was bei dem heftigen Zittern, das ihn ergriff, nur sehr unvollkommen zu bewerkstelligen war.

Der Zahlmeister setzte sich mechanisch auf die Kiste, der sein „Wohl und Weh" anvertraut war, der Doktor schoß nach dem Lazareth, wo er seine Gehülfen mit lautem Fluche begrüßte, der Geistliche aber ging, wie er sich ausdrückte, „in sein Kämmerlein," um für die Ungläubigen zu beten, die eines schmählichen Todes sterben müßten.

Da fiel ein zweiter Schuß, und Alle, die sich noch in den untern Schiffsräumen befanden, eilten, wenn sie nicht der Dienst fesselte, auf das Verdeck, um Zeuge der neuesten Ereignisse zu sein.

Die Fregatte hatte alle ihre Linnen bei, und raſete mit Vogelſchnelle durch die aufſchäumenden Wellen. Der Seeräuber war ihnen bereits ſo nahe, daß die Kanonen der Fregatte nicht ohne Wirkung blieben; die beiden erſten vom Vorderdeck abgefeuerten Schüſſe hatten in dem Takelwerk des Piratenſchooners eine nicht geringe Verwirrung angerichtet. Ein dritter, wohlgerichteter Schuß fiel in dieſem Augenblicke und die Stenge des Schooners ſtürzte mit lautem Gekrach auf das Verdeck. Ihr Sturz wurde von der Mannſchaft der Fregatte mit jauchzendem Hurrah begrüßt.

Aber auch am Bord des Schooners waren keine müßigen Hände, und flinke Matroſen waren bereit, um den angerichteten Schaden wieder auszugleichen. Es wimmelte in den Wanten, und in raſcher Eile ſchwebte bereits eine neue Stenge empor.

„Verdammt ſchnell zur Hand am Bord dieſes Hundes!“ ſagte der Capitain zu ſeinem erſten Lieutenant. „Aber laßt jetzt nicht feuern! Ehe er ſeine Stenge aufgebracht hat und alle ſeine Segel ſetzen kann ſind wir in ſeinem Luf, und dann bohrt ihn eine glatte Lage in den Grund! Hollah, junger Herr, was gibt es?“

Der Cadet an den dieſe letzten Worte gerichtet waren, verbeugte ſich militairiſch und ſagte: „Der Udkiekmann im Vortopp läßt dem Herrn Capitain mel-

den, daß Land in Sicht ist. Es liegt gerade vor der Bugspriet!"

„Land! Was? Ist der Udkiekmann bei Sinnen? Wo käme hier Land her?"

„Nicht unmöglich, Herr, mit Vergunst!" entgegnete der Lieutenant, da der Cadet sich nicht getraute, auf die indirekte Frage seines Capitains etwas zu entgegnen. „Ihr wißt, wie ungenau die Karten sind, die wir von diesen Gewässern besitzen. Es liegt hier manch einzelne Insel zerstreut umher, welche diese Piraten wohl kennen und dort willkommene Zuflucht finden. Deßhalb wäre es für unsre Schiffahrt von großem Heile, wenn wir diese Raubnester, wo sie vollständige Niederlagen errichtet haben, in unsere Gewalt bekämen."

„Wir wollen unser Bestes thun, Herr, und nicht nachlassen, bis wir unsern Zweck erreicht! Hollah, was ist das Land? Bringt mir das Glas! Richtig! da haben wir es vor uns! Seht Ihr auch hin, Lieutenant! — He! Segelmeister! Laßt einen halben Strich mehr anlufen und gebt den Brassen einen Schrick auf Backbord! Den Rufer her! Wir sind nahe genug um den Kerl zu preien! Die Kanonen klar, und laßt die Soldaten mit den Büchsen bei der Hand sein; wir können manchen der verwegenen Bursche mit Leichtigkeit aus den Wanten und von den Raaen herunter holen!

Das befohlene Segel-Manöver ward ausgeführt, nd die Fregatte schoß seitlängs von dem Schooner. Ergebt Euch!" rief der Capitain. „Streicht sogleich ure Segel, oder ich bohre Euch in den Grund!"

Ein dumpfes, verworrenes Geschrei war die Ant-ort, welche die Mannschaft des Schooners auf diese ufforderung ertheilte; ein junger, kühnblickender Mann er, der am Bord des Piratenschiffes den Oberbefehl hrte, schwang sich auf die Galerie, legte die Büchse n und drückte ab. Er hatte, trotz der Eile, so gut zielt, daß die Kugel dicht an dem Kopfe des Capi-ins vorüber sauste, und dieser unwillkührlich einen chritt seitwärts trat. „Hund von einem Piraten!" ef er vor Wuth schäumend, und seinem Winke ge-orchend, entluden sich die Steuerbords-Kanonen, das chiff zitterte vom Kiel zum Topp, und zwischen beiden chiffen wallte einen Augenblick lang eine undurch-ringliche Dampfwolke. Aber die Kanonen der Fregatte, llzuhoch gerichtet, flogen über das Verdeck des Schoo-ers hin, ohne erheblichen Schaden zu verursachen. u gleicher Zeit feuerte dieser seine vier Steuerbords-ücke ab, und diese waren so trefflich gerichtet, daß ie Kugeln in die Wasserlinie der Fregatte einschlugen nd an deren Bord einen Augenblick hindurch eine leichte erwirrung hervorbrachten. Mit der unbegreiflichen

Keckheit eines Piraten, der mit einem Wurfe Alles a
das Spiel setzt, lufte der Schooner so hart an d
Wind, daß er der Fregatte ganz nahe kam, und d
zweite Lage des Staats-Schiffes eben so wirkungslos üb
sein Deck hinsauste. Die Scharfschützen des Pirat
brauchten wacker ihre Büchsen, und mancher Mann stürz
auf dem Deck des Orlogsschiffes nieder, um in d
Lazareth des Doktors getragen zu werden.

„Verdammt dieser Hund! der uns höhnt und m
meine besten Leute aus seinem Hinterhalte niederschießt
rief der Capitain, der immer auf der Galerie stan
nicht achtend der Kugeln, die um ihn her sausten, u
selbst dann seinen Posten nicht verlassen wollte, a
eine Kugel seinen Arm traf. Einer der Gehülfen d
Doktors mußte kommen und ihn verbinden.

Es begann nun eine seltsame Jagd, welche die P
raten mit großem Behagen fortzusetzen schienen. D
leichtgebaute Fahrzeug ließ sich leicht regieren, und ob
Anstrengung machte es drei Wendungen, bevor der r
sige Rumpf der Fregatte nur eine vollführte. Da
drängte der Pirat sich immer mehr in die Nähe d
Orlogsmannes, so daß dessen Schüsse, wie niedrig
auch seine Kanonen richten mochte, stets wirkungsl
blieben.

„Ein Ende muß diesem unwürdigen Spiel gema

erden!" sprach der Capitain entschlossen und rief den Segelmeister zu sich heran, ihm seine Befehle ertheilend. Es galt den Schooner zu übersegeln und zu entern. Stolz fiel die Fregatte vor dem Winde ab; aber der Schooner, der bis zu diesem Moment stets das Widerspiel des Staats-Schiffes gewesen war, harmonirte jetzt mit ihm, und nachdem er noch seine Eisenkugeln in den eichenen Bug jenes stolzen Fahrzeuges gesendet hatte, flog er dahin und hielt dem Lande zu, das jetzt in immer stärkeren Umrissen aus der See auftauchte.

Da flog eine Kugel aus der Büchse des Piraten-Hauptmanns nach dem Quarterdeck der Fregatte; ein heiser Ruf des Schmerzes, die hohe Gestalt des Capitains schwankte, und dieser stürzte, zum Tode getroffen, zusammen. Ein weitschallendes Siegesgeschrei ertönte am Bord des Räuberschiffes, während auf der Fregatte maßlose Verwirrung herrschte und für einen Augenblick alle Bande der Ordnung aufgelöst schienen.

Der Capitain erhob das Haupt und sagte sterbend: „Laßt nicht nach! Verfolgt ihn und zerstört sein Raubnest! Feuer! Angeluft!"

Aber in diesem Augenblicke trat eine Veränderung des Wetters ein. Der Wind ließ beträchtlich nach. Die Fregatte, welche bei einer starken Kühlte wie ein Pfeil

dahinschoß, machte bei einer leichten Brise nur ein mäßige Fahrt. Dann aber füllten sich die leichten Se gel des Schooners, und dieser flog rasch wie eine Wet terwolke über die Wellen hin. So ward jetzt die Di stanz zwischen den beiden Schiffen immer größer, un als Capitain Heentz seinen letzten Athemzug that, hat der Schooner einen solchen Vorsprung gewonnen, da die Jagd noch nicht so bald als beendigt angesehe werden durfte.

Sechstes Kapitel.

Eine Windstille ist nur zu oft der Vorbote eine nahen Sturmes. Die Fregatte wurde von einem solche bedroht. Alles am Bord derselben war hocherfreut; den dann würde ihr herrliches Schiff leicht alle die Kra und Schnelle entwickeln, die ihm eigen, und den Schoone erreichen, der weit voraus war und sich bereits in de Nähe des Landes befand. Dieses trat mächtig aus de See hervor, und die hohen starren Felsmassen grän ten scharf gegen die leichtbewegte, krystallene Fluth un den lichtklaren Himmel ab. Die Gipfel der Felsen ware mit glänzendem Sonnenlichte gekrönt, während ihr Fu von einem weithin leuchtenden Gürtel der aufschäumen den Brandung umschlossen war.

„Gebt Ihr Acht," sagte der erste Lieutenant, der
t das Commando übernommen hatte, zu seinem Ge-
ssen im Range, „gebt Ihr Acht, wir entdecken hier
n ganzes Raubnest. Mit einer wahrhaften Begier sehne
mich nach der Stunde, da ich, mit dem Säbel in
r Hand, auf die Räuber eindringen und unsern
reund rächen kann, der auf eine so niederträchtige
t um's Leben kam."

„Es ist kein Mann an Bord," entgegnete der Nächst-
mmandirende, „der nicht eine gleiche Gesinnung mit
ich theilt, und ich darf mich wohl als den ersten
zeichnen. Aber erst muß jener Hund in unserer Ge-
alt sein, und wie mich dünkt, wird dies noch manche
nstrengung kosten. Bitte Euch, werft einen Blick krahn-
lksweise voraus. Liegt der Kerl nicht so nahe dem
elsen, daß man glauben müßte, er sei darauf festge-
then? Und doch schwankt er hin und her; er dringt
chtlich vor, und es wird nicht lange währen, so ist
ganz dahinter verschwunden. Ihr seht, er muß hier
t Bescheid wissen, und auf's Gerathewohl können wir
n nicht so nahe unter Land verfolgen, da er uns
hwerlich einen Lootsen an Bord senden wird."

„Dann denken wir an unsere Böte, Herr, die wir
nter dem Schutze unserer Kanonen entsenden!" sagte
r Befehlshaber.

„Ich erbitte mir die Gunst von Euch, das erste de
selben befehligen zu dürfen!“ antwortete Jener. „Ab
es will mich bedünken, als ob bis dahin noch manc
Schwierigkeit zu überwinden sein wird. Ihr seht, w
das Gewölk unheilverkündend sich über uns zusamme
zieht! Weit hinaus kocht die See, und die Vögel, a
ihren Felsennestern aufgescheucht, schwirren unruh
umher. Wird unser Schiff sich auf diesem Platze b
haupten können? Wir liegen im Lee dieser verdammt
Klippen, und es darf nur eine falsche Strömung...

„Ihr seht Gespenster Herr, am hellen lichten Tage
entgegnete der Höchstcommandirende, gereizt darüb
daß er auf Etwas aufmerksam gemacht wurde, was
billig zuerst hätte bedenken sollen. Aber rasch war d
leichte Unmuth verflogen und er wandte sich freundli
zu dem bewährten Kampf- und Sturmgenossen: „Ge
erkenne ich Euren Scharfblick an und ehre Eure E
fahrung! Lieber sei etwas unnütz gethan worden, a
etwas Nothwendiges versäumt. Trefft daher alle A
stalten, das Schiff so viel als möglich vor einem plö
lichen Ausbruch des Sturmes sicher zu stellen, und la
die Senkbleie bei der Hand sein, um sie nöthigenfal
gebrauchen zu können.“

Diese Befehle wurden buchstäblich erfüllt. All
leichte Segelwerk verschwand von den Raaen und St

n; die leichten Stengen wurden gestrichen und in die
oppsegel ein Reff gelegt. Also ausgerüstet konnte die
regatte ruhig dem Ausbruche des Sturmes entgegen
hen, und die Decksgasten trafen die nöthigen Vor-
hrungen, um die Böte aussetzen zu können und mit
n nothwendigen Waffen zu beladen. Die Vortopp-
änner sahen auf das bunte Treiben herab und mach-
n ihre Glossen; denn die eines Orlogsmannes halten
h stets für die Auserwählten am Bord, und glau-
n ein Recht zu haben, die Handlungen ihrer Ge-
ossen mit kritischen Blicken zu mustern und zu
spötteln.

„Gebt Acht!" sagte der Vortoppmeister in fröhlicher
une, „es dauert nicht lange, so hat sich der dicke
aarlemer da unten die Gientakel um den eignen fetten
als geschlungen und läßt sich statt der Barkasse über
ord setzen! Wenn Gerechtigkeit zwischen unseren Plan-
n wäre, so müßte der Hochbootsmann mir den Kerl
raufschicken, um vier Wochen lang auf der Raa rei-
n zu lernen. Sage Euch, wollte den Kerl so schulen,
aß er ohne Zaum und Zeug — wie sie es bei uns
uf den Heldern nennen — manövriren sollte."

„Thust es viel mit dem Munde, Berend!" sagte
in Maat, der ihm zunächst stand. „Hast Dich auch
erwogen, den neuen Deutschen, den wir von dem

„Kaiman" herübergenommen haben, tüchtig zu salzen un
zu pfeffern, da Du doch Gott danken magst, daß e
Dich selbst ungeschoren läßt. Ein Vortopp-Capitai
ist auch nicht alle Welt werth und muß eine Zurecht
weisung hinnehmen, wenn er Dummheiten macht; da
hat Dir der Emanuel noch gestern gezeigt."

„Die Pest über diesen Emanuel," entgegnete de
Vortopp-Capitain erbost, „der seine Nase in Alle
steckt, und sich bei dieser Gelegenheit den Schnupfe
holen wird. Bei alledem ist er ein tüchtiger Seemann
aber ein vorlauter Bursche, der das Gehorchen nur von
Hörensagen kennt, Alles vorweg nimmt und Alles besse
weiß. Kurzum, ein Kerl, dem ich ehestens ein Bei
stelle, wenn er noch einmal nach seinem Kopfe z
Werke geht."

Bei diesen Worten schaute er um sich her und ge
wahrte Emanuel, der im Begriff war, sich mit einer
Marlpfriem und etwas Benzelwerk auf das Eselsboot
zu schwingen: „Hollah Du! Wohin?"

„Die Racktalje hat sich gelöst, und ich will sie be
festigen!" antwortete ruhig der Deutsche.

„Wer hat es Dich geheißen?"

„Niemand! Aber wenn es nicht gleich geschieh
kann es kommen, daß die Raa auf das Verdeck nieder
tanzt, wenn das Unwetter losbricht, wie ich meine."

„Du meinst immer da, wo Du nichts zu meinen
ast! Sieh zu, daß Du nicht eher auf das Verdeck nie-
ertanzest, als die Raa! Stecke Deinen Marlpfriem ein,
nd lege die Benzel dahin, wo Du sie genommen hast.
Benn Du gebraucht wirst, sollst Du gerufen werden."

„Es ist gut so!" antwortete Emanuel gelassen.
Aber ein Vortopp-Capitain, meine ich, sollte von
elbst wissen, welche Art von Champhilung auf seinem
opp sich ereignen."

Der Vortoppmeister hätte unstreitig klüger gethan,
ich von den Mängeln zu unterrichten, die seiner Raa
Gefahr drohten; aber zornig gemacht durch den öffent-
ichen Verweis, den er von seinem Untergebenen empfing,
türzte er sich auf diesen und hätte die vorhin ausge-
toßene Drohung, ihn auf das Verdeck hinabzuwerfen,
ahrscheinlich erfüllt, wenn er nicht von den Uebrigen
urückgehalten worden wäre.

Keiner von ihnen hatte während dieses Streites auf
ie Dinge umher geachtet, und die ganze Mannschaft des
Vortopps gerieth in eine nicht geringe Verwirrung, als der
Sturm jetzt plötzlich losbrach, die Fregatte seitwärts über-
olte, und nicht sogleich im Stande war, sich wieder auf-
urichten. Die Männer griffen so schnell zu, als nur im-
ner möglich, um irgend ein Tau zu erhaschen, das sie
ielt. Nur der Vortopp-Capitain hatte vollends das

Gleichgewicht verloren, und stürzte rücklings aus d
Mars in die offne See. Mit verstärkter Wuth setzte si
zur selben Zeit der Wind in die Segel. Die Racktalje
der Vormarsraa rissen, die laufenden Taue waren nic
stark genug zu widerstehen, und die ganze Last d
Segels stürzte mit donnerndem Getöse auf das Verd
herab.

Die Verwirrung, welche in Folge dieser theilwei
nicht geahnten Ereignisse auf dem Deck der Fregat
herrschte, war außerordentlich. Die Stimmen der Com
mandirenden und die Pfeifen der Bootsmannsmaate
schallten wild durch einander. Die Cadeten rannten vo
hinten nach vorn und wieder zurück.

„Mann über Bord!" riefen mehr als hundert Stim
men zugleich, und der Segelmeister gab rasch den B
fehl, beizulegen und das Boot auszusetzen; aber d
Schiff, niedergehalten von der Gewalt des Sturme
wollte dem Steuer nicht gehorchen; es raſete wie ei
scheues Roß, das seinen Reiter zu Boden warf, dur
die tosenden Wellen, und weit dahinten war schon d
Vortopp=Capitain längst hinabgerissen von der empört
Flut oder von dem lauernden Hai gewürgt, ehe d
Schiff auch nur um einen viertel Strich anlufte.

„Dahin! dahin!" rief Theiß, der Maat des ve
unglückten Vortopp=Capitains, und sein Nachfolger

ßer Würde, indem er seine Genossen ermahnte, frisch
and an's Werk zu legen. Emanuel aber sagte: „Ich
be es ihm verheißen!" dann ging er hin und griff
m Werk, an der Stelle, welche die gefährlichste war.

Als es endlich den Officieren nach vielen vergeb-
hen Anstrengungen gelungen war, die Steuerkraft des
chiffes zu erzwingen, um dasselbe von seinem Falle
eder aufzurichten, entdeckten sie mit erbleichendem
taunen, daß sie von einem pfeilschnellen Stromzuge
faßt waren, dem sie nicht mehr zu entrinnen vermoch-
n, und der sie mit wüthender Schnelle dem Lande
d der Brandung zutrieb, deren weißer Gischt hoch
porspritzte, während ihr wildes Tosen sich mit dem
ollen des Donners und dem Pfeifen des Sturmes
ischte.

„Hurrah, Ihr Männer!" scholl die Stimme des
ommandirenden durch den Rufer über das Verdeck
n, „greift fest an und sucht das Schiff durch den
Bind zu bringen. Hurrah, alle Mann, Hurrah!
urrah!"

Aber vergeblich waren die übermenschlichen An-
rengungen, welche sowohl von den Officieren als den
Matrosen gemacht wurden. Die Nacht hatte sich raben-
schwarz herabgesenkt auf die gährende See, die Wolken
ngen fast so tief, daß sie die Spitzen der Maste zu

berühren schienen, und das Auge in der undurchdring
lichen Nacht nichts erspähte, als das Aufleuchten de
Brandung, wenn sie sich mit wildem Gebrüll über di
Klippen stürzte.

„Backbord das Steuer! Hart Backbord!" rief de
Lieutenants Stimme, als plötzlich vor seinen Blicke
ein Kranz dräuender Felssteine nahe vor dem Schiff
auftauchte; aber ehe dasselbe diesem Druck des Steuer
gehorchte, hatte es jene verhängnißvolle Stelle scho
erreicht und stieß mit solcher Gewalt gegen die eisern
Wand, daß der Vordersteven absprang, das Bugsprie
sich neigte und der Fockmast nach einigem heftige
Schwanken über Bord stürzte. Dies Alles geschah
rasch, so unvorhergesehen, daß die Toppgasten nich
alle im Stande waren, sich selbst in Sicherheit z
bringen; Theiß und Emanuel fielen mitsammt dem Ma
über Bord und wurden von der Brandung fortgerisse

„Es ist Alles vorbei!" flüsterte der zweite Lieute
nant seinem Befehlshaber zu. „Nichts rettet diese
Schiff vom Untergange, und anstatt die Piraten zu be
zwingen, fallen wir in ihre Hände."

„Nicht lebend!" entgegnete Jener.

„Das versteht sich von selbst. Jeder brave Nieder
länder ist darüber einig, daß er lieber mit dem Säb
in der Hand fällt, als von solchen Hunden Pardo

nimmt. Aber wir lassen dies Schiff zurück. Wenn auch ein Wrack, ist es doch immer ein Fahrzeug, mit unserer heiligen Flagge geschmückt. Sollen sie ihren Spott damit treiben oder gar, was sie hier finden, zu fluchwürdigen Zwecken verwenden? Das kommt uns nicht in den Sinn; vielmehr müssen wir es ihnen mit Anstrengung unserer letzten Kräfte entreißen, oder . . . ."

„Versteh' ich Euch?"

„Das Leben ist herrlich und wir sind jung. Aber auch der Tod ist rühmenswerth, wenn man für eine gute Sache fällt. Nur sind wir es nicht allein, die fallen; wir opfern auch das Leben Derer, die uns anvertraut wurden; darum laßt uns noch ein Mal versuchen, zu entrinnen."

Auf's Neue flogen Befehle über das Schiff; auf's Neue reiheten sich Alle willig um ihre Führer, aber vergebens; das Schiff saß zwischen den Felsen festgekeilt, während die Wellen von allen Seiten darüber hinrasetten und eine Planke nach der andern abrissen.

Erschöpft ließen Alle ab. Die beiden Officiere beriefen die Mannschaft auf das Quarterdeck und traten in ihre Mitte: „Ein außergewöhnliches Ereigniß erfordert auch ein außergewöhnliches Benehmen. Gebt also Antwort, Ihr Männer, ob Ihr überzeugt seid, daß wir bis dahin unsere Pflicht gethan?"

„Ja!"

„Glaubt Ihr, daß noch irgend etwas zu thun übrig bleibt, was wir nicht versucht hätten, um dies Schiff aus seiner bedrängten Lage zu retten und für den Dienst Seiner Majestät zu erhalten, so redet!"

Alles blieb stumm.

„So glaubt Ihr mit uns, daß dieses Schiff unrettbar verloren ist und zu Grunde gehen muß?"

„Ja!"

„Dann fällt das Gut des Staats in die Hände der Räuber, und wir mit ihm; denn nicht Jedem von uns wird es vergönnt sein, im Kampfe mit ihnen zu fallen. Wer zieht ein ehrloses Leben einem glorreichen Tode vor? Er sage es frei, und ungehindert suche er sich mit dem Boote zu retten!"

Keiner trat hervor; keiner sprach ein Wort.

„So fallen wir als redliche Männer! Lebt wohl, Kameraden! Kniet mit mir hin und empfehlt in einem letzten Gebete Gott Eure unsterbliche Seele."

Die Matrosen beteten. Einer der Officiere blieb zurück bei ihnen; der andere eilte unter Deck. Nach einer Weile hörte man einen Pistolenschuß.

„Es ist so weit!" rief der Decksofficier. „Hurrah! Es leben die General-Staaten! Es leben . . . ."

Ein lautes, donnerähnliches Getöse erscholl; von allen

Seiten zugleich barst das Schiff aus einander; eine hohe Feuersäule stieg kerzengerade in die Luft. Die stolze Fregatte „Schelde" war vernichtet, und Keiner von ihrer heldenmüthigen Besatzung blieb zurück, um die Kunde davon in das ferne Vaterland zu tragen.

Siebentes Kapitel.

Ein heiterer Morgen brach an. Noch war die See wild aufgeregt von den Stürmen des vergangenen Tages und peitschte ihre Wogen über die vielfachen Klippen und Untiefen hinweg, an die steilen Felswände, welche das Eiland der Piraten bildeten. Und diese Felsen lagen so still und ruhig im Sonnenglanze da, als wären sie vom Urbeginn nur Zeuge von den edlen Thaten glücklicher Menschen gewesen. Wer sich zuerst dieser Insel, selbst bei ruhiger See und schwacher Brise nahte, konnte nicht wohl begreifen, wie man einen Zugang finden wolle; denn weit um die Insel starrten Klippen ohne Zahl aus dem Wasser, dazwischen lagen wieder Sandbänke oder Untiefen, während sich durch das Ganze ein schäumender Maalstrom schlängelte, und es bedurfte der Erfahrung eines halben Lebens dazu, um sich durch diese Hindernisse einen Weg zu bahnen.

Auch war der Zugang zu der Insel, die ungefähr den Flächenraum einer Meile hatte, nur von der Westseite möglich, und zwar von der entgegengesetzten Richtung, von wo die Fregatte ansegelte. Die Piraten konnten bei der genauen Kenntniß des Fahrwassers, während des ausbrechenden Sturmes die Umschiffung der Insel wagen und durch den schmalen Canal steuern, der aus dem Bereiche der tausendfachen Hindernisse in eine enge, aber überaus sichere Bucht führte, die den doppelten Vortheil hatte, daß kein Sturm die darin lagernden Schiffe belästigen und kein menschliches Auge sie irgend von außen erspähen konnte.

Die Insel hatte zwei der wichtigsten Bedürfnisse des Lebens im Ueberfluß: reichliches Brenn- und Bauholz und viele Quellen süßen Wassers. Sonst aber fand sich nichts auf derselben vor, und Alles, was irgend zum Leben nöthig war, mußten die Piraten von ihren Raubzügen mit hierher bringen.

Ein rascher Ueberblick zeigte, daß sie hierin das Mögliche geleistet hatten. Hart am Strande, gegen die starre Felsenwand gelehnt, erhoben sich mehrere große Magazine, in welchen Alles aufbewahrt ward, was irgend die Menschen erfreuen oder ihnen nothwendig sein kann. Was zur Ausrüstung eines Schiffes an Tau- und Segelwerk und an Munition, was für die Pro-

viantkammer und die Kellerei gebraucht wurde, fand sich nicht allein in großer Fülle hier beisammen, sondern auch die feineren Bedürfnisse waren berücksichtigt. Wer ihrer bedurfte fand hier eine Garderobe vor, von der leinenen Matrosenjacke bis zum seidenen Kaftan des stolzen Rajahs. Unweit hiervon standen einzelne Häuser, worin die Männer wohnten, welche diese Magazine verwalteten die den auszurüstenden Schiffen den nöthigen Vorrath auslieferten, die neu zugeführten Gegenstände in Empfang nahmen, welche ihnen von anderer Seite zugebracht wurden, und den Kameraden, die von einem langen Streifzuge heimkehrten, eine gastliche Aufnahme bereiteten. Zu dem Ende standen, etwas tiefer in das Land hinein, längs einem klaren Bächlein, als auf dem einzigen steinlosen Flecken der ganzen Insel, eine Reihe von Baraken, die Denjenigen zur Wohnung dienten, die gekommen waren, um auf der Insel auszuruhen.

Eine solche Aufnahme bereitete man eben jetzt der Mannschaft jenes Fahrzeuges, das so glücklich der Verfolgung der Fregatte entgangen war. Diese war bis auf den letzten Stumpf vertilgt und ihre Besatzung in das kalte Wassergrab versunken; noch hatte man keine Kunde davon, ob Einer derselben sich gerettet. Während Alles in den Baraken wohnlich gemacht wurde und große

Feuer angezündet waren, um die Mahlzeit herzurichten, saßen die Piraten gruppenweise am Strande und schenkten fleißig aus den Fässern und Schläuchen ein, welche aus den Niederlagen für sie herbeigeschafft waren.

Der Hauptmann saß auf einem umgestürzten Ankerboje, an einer Krümmung des Baches, von wo aus er die Aussicht auf die rings eingeschlossene Bai hatte. In der Mitte derselben lag das schwarze Piratenschiff „der Neger," und so ruhig war, trotz der draußen stürmenden See, die Flut, daß man das Spiegelbild des Schiffes, von der Wasserlinie an bis zur Wimpel auf dem Toppmaste, in derselben erblicken konnte. Der Anker war zwar über Bord gelassen und das Tau durch die Klüse gesteckt, aber so gering war die Strombewegung in dieser Bucht, daß sie dasselbe nicht straff zu ziehen vermochte. Auch war Keiner von der Besatzung am Bord zurückgeblieben, und nur zwei jener großen schwarzen Bluthunde, wie man sie in den südamerikanischen Waldungen findet, gingen bellend auf dem Verdecke hin und her.

„Das war ein Zug!" jauchzte der Hauptmann und griff zur Kanne. „Eine Staats-Fregatte rannte sich die Stirn ein, und alle schmucke Uniformen sammt ihren Trägern sind in den Abgrund versunken. Ist keine weitere Nachricht da, die Strandung betreffend? Was sagen die ausgesendeten Männer?"

Ein gebräunter Seemann mit einem hölzernen
Beine trat zu seinem Chef: „Noch sind bei weitem
icht Alle zurück, und Mehrere werden unverrichteter
Sache wieder umkehren; denn im Norden und Osten
t in diesem Augenblicke die Brandung noch so heftig,
aß ein Boot sich nicht in dieselbe hineinwagen darf.
uch können wir nicht am Strande selbst recognosciren,
nn die überstürzenden Seeen reißen jeden Wagehals
it sich in die Tiefe. Auf diese Weise haben wir
hon zwei unserer besten jungen Leute vor einer Stunde
ngebüßt."

Dem Hauptmann schwoll die Stirnader vor Zorn:
Für diese Botschaft sollte ich dich peitschen lassen.
Was? Zwei der besten jungen Männer? Wir haben
uch einen solchen Ueberfluß an gesunden Burschen,
aß wir sie auf diese Weise hingeben können. Zwei
esen Morgen! Und die Fregatte knallte mir deren
erzehn von dem Deck und den Raaen herunter. Bei
em Allen hat der Teufel das schmucke Schiff geholt
nd wir sind geborgen! Ein schöner Sieg! Der Beute
icht zu gedenken, die uns werden muß, wenn sich
orgen die See beruhigt hat. Schafft nur Alles
cht zeitig herbei, was zu einem solchen Fischfange nöthig
t! — Nochmals die Kanne gefüllt! Der Wein ist
ut! Gehörte einem schmucken Franzmanne, der sich

nicht wenig auf seine mit Silber eingelegten Pistole zu Gute that, und wie vortrefflich er damit schieße könne. Und doch versagten sie, als er mir gegenüber stand, weil sein Kammerdiener, der in meinem Sold war, die Schüsse vorher herausgezogen hatte."

„Das war gut!" brüllte das Chor.

„Nun, er hat auch seinen Lohn dafür bekommen Als der Franzmann gefallen war und ich den Gur ihm löfete, worin er eine so große Summe Gelde bewahrte, schüttelte ich die schönen Doublonen auf eine Haufen und der Kammerdiener sah mit begehrliche Blicken nach mir herüber. Aha! Guter Freund! rie ich ihm zu, du fürchtest wohl bei diesem Geschäfte z kurz zu kommen? Unbesorgt; Dir gebührt die Hälfte des Gewinnstes und der soll Dir ungeschmälert z Theil werden."

„Den Teufel auch, Hauptmann!" eiferte einer de Piraten. „Ein solcher Hund muß sich mit weniger al dem Halbscheid begnügen."

„Ich bestand darauf," fuhr der Hauptmann for „daß er die Hälfte haben sollte, und der Kerl schmun zelte nicht wenig, denn er hatte selbst eine solche Groß muth von mir nicht gehofft, und schien den Augen blick der Theilung nicht erwarten zu können. Hie Kamerad, sagte ich, indem ich die Doublonen in meine

Sack schob, das ist meine Hälfte, und deine ist dies! Damit schlang ich ihm den ledernen Gurt um den Hals und würgte ihn bis er blau ward und die Zunge zum Halse herausstreckte, dann warf ich ihn über Bord."

Die Räuber lachten laut auf bei diesem Heldenstückchen ihres Capitains und einer der Piraten, der dem Anführer gegenüber saß, entgegnete laut: „Der Spaß ist etwas lange her, und seit einer Ewigkeit ist nichts geschehen, worüber man sich eine Stunde lang herrlich auslachen könnte. Wir greifen an, wir siegen und bringen unsere Beute oder uns selbst in Sicherheit; damit hat Alles ein Ende! Aber kein Mensch denkt daran, irgend einen lustigen Streich auszuführen, der von List und Gewandtheit zeigt und den Leuten noch hundert Jahre später etwas zu reden gibt. Große Erbärmlichkeit das, heut zu Tage!"

„So wollte ich Dir rathen, Dein Gehirn anzustrengen und uns mit Deinen listigen Einfällen zur Hand zu gehen!" unterbrach ihn der Hauptmann.

„Was? Ich?" entgegnete der Pirat. „Wo denkt Ihr hin? Ich habe nicht die geringste Ahnung davon, wie man solche Dinge anfängt. Aber deßhalb seid ohne Sorgen; es sollen Euch keine lustige Abenteuer fehlen; was ich nicht selbst erfinden kann, das lasse ich mir erfinden."

„Wie war das? Das läßt Du Dir erfinden!“ rie der Hauptmann. „Was ist das für ein verworrenes Ge spinnst? Wickle es uns sogleich ab!“

„Nun, ich denke das wird bald erklärt sein!“ ent gegnete der Pirat und brachte sich in eine behaglich Stellung. „Seit vierzehn Tagen bin ich erst hierher zu rückgekehrt. Ihr hattet mich mit dem „Hinterhalt“ nach Batavia geschickt, damit ich spioniren solle, ob irgendwo etwas für uns zu machen sei. Bei dieser Arbeit kam ich nun an mehrere Orte und mit verschiedenen Menschen zusammen. Eines Tages gerieth ich auch mit einem Deutschen in Gesellschaft, der bewies mir große Achtung denn er hielt mich für etwas Besonderes, weil ich meine Figur zu spielen wußte. Der Kerl war possirlich, nicht Fisch und nicht Fleisch; keine Spur von Seemann oder von einem Kaufherrn; noch weniger ein Pirat, und doch sah er gar schlau und pfiffig darein. Ich ließ uns alsc einen guten Trunk bringen, und der machte meinen guten Deutschen geschwätzig. Er erzählte mir, er sei seines Glaubens ein Schriftsteller, und als ich ihn fragte, was für ein Ding das sei, da ich bis jetzt nur von Vogelstellern gehört hatte, gab er zur Antwort, es sei dies eine ganz besondere Kunst, indem man aus Nichts die schönsten Abenteuer und Geschichten erfinde, die man aufschreibe und Bücher daraus machen lasse,

ie dann für schweres Geld verkauft würden. Mir machte as großen Spaß, darum schenkte ich fleißig ein, und ein Deutscher, dem ein guter Schluck lange nicht orgekommen sein mochte, trank viel und erzählte noch ehr. Er vertraute mir an, daß er zu den bessern chriftstellern seines Landes gehöre, aber neidische Men- chen hätten ihn verfolgt und er sei gezwungen worden, n die weite Welt zu gehen, wo, wie er gehofft hatte, er Himmel voller Geigen hinge, welches aber leider icht eingetroffen sei, indem er hier wohl den Stoff u Büchern finde, aber keine Leute, die sie drucken oder esen wollten, und deßhalb müsse er mit allen seinen errlichen Erfindungen verhungern. Das fuhr mir durch en Kopf und ich sagte zu mir selbst: Hollah, Pieter! a wäre etwas zu machen; für Dich, für den Haupt- mann und für uns Alle! Ich wandte mich also an den Herrn Schriftsteller, der mit großer Betrübniß in sein eeres Glas guckte, füllte es ihm auf's Neue und fragte: ob er denn auch wohl für Andere etwas erfinden könne, und gesonnen sei, Abenteuer auf Abenteuer zu ersinnen, eines noch toller wie das andre, die dann von mir, oder sonstigen Leuten, ausgeführt werden könnten. Er schmunzelte und meinte, das sei seinerseits gar nicht so schwer, nur fürchtete er, ich und die übrigen Leute würden nicht die nöthige Routine haben, da wir es

nicht gewohnt wären, uns leicht und schriftlich auszu
drücken. Da lachte ich laut auf und sagte, ich wä
nicht gesonnen, seine Einfälle aufzuschreiben, sonde
er solle mir die Tollheiten angeben, ich wolle sie i
Wirklichkeit ausführen, und nachher könne er noch imm
ein Buch daraus machen. Das schien er zu begreifen
da er aber schon zu besoffen war, um noch viel Zu
sammenhängendes reden zu können, ließ ich ihn a
Bord schleppen und brachte ihn mit hierher. Das i
das Ganze von dieser Geschichte, und wir haben nu
einen Kerl auf der Insel, der uns lustige Streiche aus
hecken kann."

Die Piraten lachten aus vollem Halse und de
Hauptmann rief: „Wo, zum Teufel, hast Du den Bur
schen? Geschwind, bringe ihn uns her!"

„Das kann geschehen!" entgegnete Pieter und pfi
überlaut: „Ich habe ihm schon die Signale beigebrach
und er wird sogleich erscheinen."

In der That kam ein alter Seeräuber mit einem
Männchen herbei, das zugleich Mitleid und Lache
erregte. Die hagere, ausgetrocknete Figur, in einem
Anzuge, der aus zehn andern zusammengesetzt schien
das langgezogene Gesicht, halb von dem breiten Rand
eines Strohhutes verdeckt, gewährte hinlänglichen Stof
zum Lachen; aber der wehmüthige Blick, der sich au

en matten, grauen Augen stahl; das leise Zittern, wel-
es ihn befiel, als er sich von diesen verwegenen Ge-
alten umringt sah; der Fieberfrost, der ihn schüttelte,
s sie ihm mit rohem Gelächter entgegen wieherten;
e Todesangst, die ihn ergriff, als er die blinkenden
affen und die Mündungen der Kanonen sah, die am
trande aufgepflanzt waren, möchten wohl überall ein
ges Mitleid hervorgerufen haben, ausgenommen unter
iesen Räubern nicht, die von dem ersten Tage ihres
ebens, wo sie einen selbstständigen Schritt gethan, ihre
ände in Blut getaucht hatten.

„Wen haben wir hier?" rief der Hauptmann, einen
echenden Blick auf den Fremden werfend. „Ist das der
erl, Pieter, den Du uns mitgebracht hast?"

„Er ist's!" entgegnete dieser, „und Ihr werdet se-
en, daß es ein schnakischer Kerl ist, sobald er nur
rst drei Worte gesprochen hat. Bitte Dich, mein guter
ursche, denke daran, daß jener Mann dort unser Aller
err ist, und biege den steifen Rücken etwas, sonst
ird er Dir gebogen."

Erschrocken neigte sich der Fremde bis zur Erde und
erharrte in dieser Stellung, während der Hauptmann
nter fortdauerndem Gelächter fragte: „Wie heißest Du
nd was stellst Du in dieser Welt vor?"

„Haltet zu Gnaden!" entgegnete Jener respektvoll,

„ich heiße Theophilus Werkstücker und bin in mein
berühmten Vaterstadt Leipzig zum Magister artium crei
worden."

„Das mag ein verwettertes Ding sein!" lachte d
Hauptmann. „Nun denn, Herr Magister artium, Ih
habt erklärt, daß Ihr allerlei lustige Abenteuer erfinde
könntet. So macht Euch denn parat, für uns in de
Schnelle ein solches klar zu machen, damit wir es aus
führen zu unserer Lust. Ihr sollt dafür gehalten werde
wie unser Einer und Euren Antheil an der Beute haben.

„Hochwohlgeborene Herren!" antwortete der Ma
gister artium, „Ihr müßt nur entschuldigen, wenn ic
aus Unkenntniß irgend Jemandem in dieser Gesellschaf
den ihm gebührenden Titel vorenthalte, welches leich
geschehen kann, da ich von den hiesigen Verhältniffe
so wenig unterrichtet bin."

„Kamerad Magister!" rief der Hauptmann lustig
„mit der Titulatur ist es bald geschehen! Am Bor
der Schiffe Seiner niederländischen Majestät nennt ma
uns schlichtweg Candidaten für Galgen und Rad. Wi
nennen uns freie Söhne des Meeres!"

„Ist es möglich!" sprach Theophilus Werkstücke
und wagte einen freien Blick auf die Versammlung
„Ich wäre also nicht getäuscht worden, und lebe i
einem jener Staaten freigeborner Männer, wie ich selb
in frühern Jahren einen geschildert . . . ."

„Oho!" rief der Hauptmann, „das ist gewiß einer von den bewußten Streichen. Geschwind heraus damit; dann wollen wir sehen, ob etwas für uns damit anzufangen ist."

„Dies müßte ich submissest den verehrten Herren selbst anheim geben," fuhr der Magister fort, „und kann nur sagen, daß jenes Buch, welches ich schrieb, und das mir, wie ich wohl sagen darf, einigen Ruf verschaffte, den Titel führte . . . ."

„Was Teufel!" unterbrach ihn der Hauptmann, „was seid Ihr für vornehmes Volk! Haben bei Euch denn sogar die Bücher einen Titel?"

„Ein solcher Titel ist, mit Eurer Genehmhaltung, so zu sagen, der Name des Buches, und das in Rede stehende hieß: Contarino Carnari, der rothe Seeräuber-König, oder die Schreckensnächte in den Lagunen!"

„Da habt Ihr's!" rief Pieter. „So ein Kerl ist kein Bursche da! Er macht Seeräuber-Könige, woran wir noch gar nicht gedacht haben, denn bisher waren wir Alle gleich. Und die Schreckensnächte gibt er mit in den Kauf. An dem nehmt Euch ein Beispiel, Hauptmann; er hat mir ein Paar von seinen Schwänken erzählt, die mir so gefallen haben, daß ich mir vor Lachen den Bauch halten mußte. In einer Viertelstunde vergießt der Kerl mehr Blut, als wir in einem Jahre."

Die Piraten lachten laut und der Magister wagt zu bemerken, daß sie sich im Irrthum befänden. Was man in Wahrheit Blutvergießen nenne, das habe er nie exercirt und kein Tropfen rothen Ichors sei durch ihn verspritzt worden. Er habe Erbarmen gefühlt mit der Fliege an der Wand und mit dem Schmetterling auf den Blumen. Was dagegen die Werke der Phantasie anlange . . . ."

„Halt da, mein Bursche!" unterbrach der Hauptmann den Autor, der eben jetzt in eine redselige Stimmung zu gerathen schien. „Was ist das für ein Kerl den Ihr da Phannestin nennt? Phannestin heißt der Kerl? Ist es ein früherer Kamerad von Euch?"

„Ich muß abermals demüthigst bitten, mich zu entschuldigen, wenn ich einen Mißverstand verursacht habe," entgegnete der Magister. „Es ist die Phantasie weder ein Kerl, noch ein Bursche, mit dem man cordial Brüderschaft trinken kann; es ist vielmehr ein unsichtbares, nicht mit Händen zu greifendes, sondern nur mit dem Geiste zu fassendes Wesen, welches . . . ."

„Was!" schrie der Hauptmann. „Unsichtbares Wesen! Entweder ist der Mensch betrunken, oder er will uns zum Besten haben. Eines ist so schlimm wie das Andere, und man soll ihm ein Paar Dutzend mit der Katze überziehen, damit er anderes Sinnes wird und sich bescheiden lernt."

Der Magister wurde todesblaß, als sogleich mehrere Hände sich nach ihm ausstreckten, um den Befehl des Hauptmanns zu vollziehen, und gewiß würde die angedrohte Züchtigung vollzogen worden sein, wenn nicht die Aufmerksamkeit der Piraten in diesem Augenblicke auf einen andern Gegenstand gelenkt worden wäre.

Eine der ausgesendeten Strandwachen kam zurück und erschien vor dem Hauptmann.

„Was gibt's?" rief dieser.

„Wir haben den erhaltenen Befehl erfüllt, so weit er zu befolgen war!" antwortete der Führer der Wacht. „Die Wege am Strande sind wohl noch nicht zum Spazierengehen eingerichtet, aber mit etwas Entschlossenheit kann man doch an vielen Stellen von einer Klippe zur andern entern."

„Eure Schuldigkeit!" rief der Hauptmann. „Sorgt man im Kugelregen für Euch, ist's nicht mehr als billig, daß Ihr im Hafen für uns sorgt, wo nur für den Ungeschickten Gefahr ist. Was habt Ihr gefunden?"

„Eine Unzahl von Schiffstrümmern bedecken den Strand," entgegnete der Führer. „Die Brandung spielt bald damit Versteckens, bald wirft sie die schwersten Kniehölzer und das längste Spiehrenwerk wie Fangbälle in die Höhe. Der ist vom Glück gezeichnet, der ohne Regenschirm in diesem Holz- und Eisenregen umher-

läuft und doch ohne zerschmetterten Hirnschädel davon kommt."

„Vielleicht wäre Deinem dicken Hirnschädel mit einer solchen Trepanation mächtig gedient gewesen!" lachte der Hauptmann; „aber freilich muß es ein doppelter Palmenschaft mindestens sein, der seinen Weg in Deinen Kopf finden soll."

„Weiß nicht," erwiederte der Wachtmann trocken, „wie viel nöthig ist, um mir den Schädel einzuschlagen, wonach ich übrigens bis heute kein Verlangen trage. Was aber ein mäßiger, mit Eisen beschlagener Gienblock ausrichten kann, habe ich bei dem Spanier Rodriguez gesehen, der von allen seinen glänzenden Zähnen nicht einen übrig behalten hat, und seinen Mund wahrscheinlich nicht wieder aufmachen wird, um uns das ihm widerfahrene Leid zu klagen."

„Ist er todt?" rief der Hauptmann aufspringend.

„Weiß nicht gewiß," entgegnete der Wachtmann mit großem Gleichmuth. „Aber in Anbetracht, daß ihm der Gienblock den Kopf zerschlug, daß die Brandung ihn im Zurücktreten ergriff und ihn über die Klippen weg seewärts schleuderte, wo ein hungriger Hai sich sogleich um seine nähere Bekanntschaft bewarb, läßt sich sein Tod mit einiger Wahrscheinlichkeit voraussetzen."

„Es räumt stark unter uns auf!“ sagte der Hauptmann vor sich hin. „Fast kein Tag, wo nicht Einer zum Teufel fährt. Geräth einmal ein Orlogsschiff unversehrt in diese Bucht, ist es um uns geschehen. Wir schießen uns einander selbst nieder oder baumeln an ihren Raaen. Hat die Wache nichts weiter zu melden?“

„Doch, Herr! Noch Manches, was Ihr schon wüßtet, hättet Ihr nicht die gute Gewohnheit, mich stets zu unterbrechen. Als wir den Rodriguez los waren und keine Ursache fanden, auf einen zweiten Gienblock zu warten, sondern eiligst retirirten, sahen wir auch noch andere gute Dinge auf den Wellen umhertanzen, und wenn die See sich nur halbwege beruhigt, kann es uns nicht fehlen, wir müssen manches tüchtige Beutestück erwischen. Da war gleich zwischen zwei Klippen ein Rackfaß eingekeilt. Weiß der Satan, wie die See es gemacht hatte, es dort auf eine so verzwickte Weise zu befestigen, aber herauswaschen konnte sie es nicht wieder; sie keilte es vielmehr immer fester. Nun, wir setzten ein Röhrchen hinein und thaten einen gesegneten Zug. Als wir so im besten Trinken waren, wobei uns ungebetener Weise stets etwas Seewasser zwischen die Zähne kam, hörten wir ein Stöhnen über uns und gewahrten nun zwei Bursche, die sich mit beiden Armen an die glatten Steine hielten und jede Welle, die

ihnen über den Kopf stürzte, für die Nachtmütze ansahen, die ihnen der Tod über die Ohren zog. Es war erbärmlich und lustig zugleich, wie Beide so zwischen Himmel und Erde dahingen, wenn der flüchtige Sand, den die See uns unter die Füße spielt und wieder wegreißt, Erde heißen kann. Darum ließ ich sie auch erst ein wenig zappeln, und hatte meine Freude daran, wenn sie hin- und herschlenkerten, wie Fische, die man zum Trocknen aufhängt."

„Was sind's für Kerle?" fragte der Hauptmann ungeduldig.

„Zwei Toppgasten von der Besatzung der Fregatte, die sammt dem Fockmast über Bord fielen, lange vorher, ehe das Schiff in die Luft flog. Sie haben irgend ein Rundholz gefaßt, und sind damit dem Strande zugetrieben," antwortete der Wachtmann im rapportmäßigen Tone, dann aber setzte er in seiner Weise hinzu: „Weiß nicht, ob ich recht habe; aber es will mich bedünken, daß ein Paar Männer, die ganz allein von drei Hunderten aus solchem Unglück entrinnen, zu etwas Absonderlichem vorhanden sein müssen, darum habe ich sie auch nicht erschlagen, wie wir sonst mit allen Fremden thun, die sich diesem Schlupfwinkel nahen, sondern habe sie mit einem Zwieback und mit einem Zug aus dem Röhrchen erquickt, damit sie mit Anstand vor Euch

erscheinen können. Ein Paar Kerle, namentlich der eine! Käme er nicht mit dem Wappen der General-Staaten am Arm, man sollte ihn für den größten Strauchdieb halten."

„Bringe sie hierher!" entschied der Hauptmann.

Der Führer der Wacht ging und einer der Piraten trat zum Hauptmann: „Höre, ich warne Dich! Nimm nicht zu leicht fremdes Volk in unsern Bund auf und gib uns dadurch preis. Um ihr Leben zu retten, werden sie zu uns schwören, und bei der ersten Gelegenheit verrathen sie uns; denn ein Eid, den Räubern geleistet, bindet nicht die rechtlichen Männer. Laß uns die Kerle lieber gleich, ohne weitere Prozedur, an ein Paar Baumstämme binden und ein Scheibenschießen haben."

„Ich werde thun, was Rechtens!" entgegnete der Hauptmann, im höchsten Grade empfindlich über die empfangene Ermahnung; und aus Trotz fest entschlossen, das Gegentheil zu thun. „Dort kommen die Gesellen!"

Der Wachtmann führte die beiden Orlogsmänner vor, die Einzigen, die nach seiner und seiner Kameraden Aussage, von dem Bord der in die Luft geflogenen Fregatte entkommen wären, und die Seeräuber schlossen einen Kreis um sie, neugierig die Ankömmlinge betrachtend, und gespannt, was ihr Hauptmann für einen Beschluß fassen würde

Die beiden königlichen Matrosen waren von den überstandenen Strapatzen sehr angegriffen, aber doch suchten sie, so viel als möglich, ihre Kümmernisse zu beherrschen, um den Feinden, in deren Hände sie gefallen waren, nicht Gelegenheit zu geben, sie wegen ihrer Schwäche zu verhöhnen.

„Ihr seid Orlogsmatrosen?“ fragte das Haupt der Piraten, nachdem er sie einige Augenblicke scharf angesehen hatte.

„Ja!“

„Wie heißt Ihr?“

„Mein Name ist Theiß!“ sagte der Eine.

„Und ich heiße Emanuel!“ entgegnete der Andere. „Wir waren Vortoppgasten am Bord der Fregatte „Schelde.“ Als das Unwetter über uns kam, befand ich mich mit meinem Kameraden, in der Mars, um einen Versuch zu machen, die Stenge zu streichen, als das Schiff sich an Euren Klippen den Bug einrannte und der Mast mit uns über Bord stürzte. Was weiter mit uns vorgegangen ist, weiß ich nicht. Ich kann nur sagen, daß wir von einem tüchtigen Rundholz fortgetragen, bald die Besinnung verloren, und kaum die Augen aufgeschlagen hatten, als wir von Euern Leuten aufgefunden wurden.“

„Und was habt Ihr noch zu sagen?“

„Nichts weiter, Herr!“ erwiederte Theiß, „selbst wenn noch etwas Weiteres zu sagen wäre. Wir sind so sehr erschöpft von den überstandenen Strapatzen, daß wir uns nicht länger auf den Füßen erhalten können, und wenn wir nicht mit Eurer Erlaubniß ausschlafen dürfen, so wird es ohne dieselbe geschehen.“

In der That sah man es den beiden Seeleuten an, daß ihre Behauptung keineswegs erlogen war. Die Schwäche offenbarte sich so augenscheinlich, daß der Hauptmann begriff, er werde klüger handeln, wenn er die Männer sich erst vollständig erholen ließe. Darum gab er den Befehl, sie abzuführen und ihnen einen Ort anzuweisen, wo sie schlafen könnten. Damit wandte er ihnen den Rücken und fragte im Weitergehen einen seiner Unterbefehlshaber: „Was hältst Du von den Kerlen?“

„Der Eine sieht nüchtern aus, wie ein Glas Grog, das über Nacht stand,“ war die Antwort, „aber der Andere ist so von der Natur gezeichnet, daß ihm der Stempel zum Galgen zwischen den Augenbraunen sitzt. Der ist unser.“

„Er soll es sein!“ sagte der Hauptmann.

Achtes Kapitel.

Die beiden Orlogsmatrosen hatten vollständig Zeit sich nach den Anstrengungen, die sie erduldet, zu stärken. Man hatte ihnen nicht nur zu ihrem Aufenthalt eine geräumige, trockne Höhle angewiesen, sondern sie auch mit Kleidern, Speise und Trank wohl versorgt. Als sie von einem erquickenden Schlafe erwachten, erschien der deutsche Magister, der ihnen frisches Wasser zutrug.

„Da nehmt!“ sagte er freundlich. „Eines solchen Trunkes ist man nur zu sehr bedürftig, wenn man lange auf und in dem Salzwasser geschmachtet hat. Ich weiß das leider aus Erfahrung, und biete Euch diese krystallhellen Tropfen, denn ich habe Mitleid mit Euch weil Ihr ein vortreffliches Kapitel zu einem Romane abgebt. Plötzlich und unerwartet seid Ihr aus den gewohnten Verhältnissen gerissen und tretet, nach einem furchtbaren Kampfe mit den Elementen, in einen ganz neuen Kreis ein.“ Der Magister sah sich vorsichtig um, dann fuhr er mit gedämpfter Stimme fort: „Dieser neue Kreis besteht aus Räubern und Spitzbuben; dieses Volk ist zwar recht gut, wenn man einen Stoff zu einem guten Romane braucht, aber in der Wirklichkeit ist es schlecht mit ihm zu verkehren. Und doch bleibt

hier keine Wahl, absonderlich bei Euch Seevolk, denn da heißt es nach dem Sprichwort: Mitgegangen, mitgefangen! Und wenn Euch das nicht recht ist: todtgeschossen oder etwas dem Aehnliches. Ich hab's Euch gesagt, weil Einer von Euch mein Landsmann ist, und weil mir es vorkommt, als könnte ich durch Euch Rettung finden von diesem Eiland. Haltet Euch bereit, sie werden Euch bald abrufen. Handelt dann wie kluge Leute, die soviel als möglich sich Alles erhalten wollen."

„Wir danken Dir, Freund!" rief Emanuel dem fortschleichenden Magister nach und sagte dann zu seinem Gefährten: „Du hast's gehört, Theiß! Was ist zu thun?"

„Am besten ist's," antwortete dieser, „wenn wir uns gleich von diesem Felsen herab in die See stürzen. Dann ist's auf einmal vorbei, und wir brauchen uns nicht von diesen Kerlen hudeln zu lassen, die uns auf alle Weise quälen werden, ehe sie uns aus Barmherzigkeit eine Kugel durch den Kopf jagen, oder den Strick um den Hals legen. Wie ist es, Kamerad, springen wir?"

„Nein! Wir thun es schon um dessenwillen nicht, weil es eine große Sünde ist. Wir Menschen haben nicht das Recht zu sagen: Bis hierher und nicht weiter! Darum laß uns tragen, was wir können. Ich denke, es soll mit Gott gehen!"

„Und wenn's unsere Kräfte übersteigt?"

„Werden wir es tragen lernen, wenn wir erst einsehen, daß wir müssen. Ich sage es nicht darum, damit ich mein Leben erhalte, sondern weil ich glaube, daß es noch einem Menschen nützlich sein kann. Höre, Theiß, wir sind in einem der Hauptschlupfwinkel dieser Gesellen. Wäre es nicht möglich, diesen genauer auszukundschaften, wenn wir uns näher zu ihnen halten, um dann Gelegenheit zu haben, denselben einst zu zerstören? Dann vermögen wir doch mit unserm Leben zu nützen, statt daß wir es jetzt für Nichts hinwerfen."

„Wenn sie aber verlangen, daß wir uns ihnen mit Leib und Seele zuschwören sollen?"

„So laß uns schwören!"

„Was? Emanuel? Nein, das kann Dein Ernst nicht sein! Unmöglich."

„Deine Hand, Kamerad! Es wäre ein furchtbarer Eid, ein Meineid, den wir leisteten, da wir nicht Willens sind, ihn zu halten. Aber eben deßhalb ist er keine Sünde. Wir leisteten ihn nur gezwungen, weil wir ohne ihn nicht das Gute thun können, was wir beabsichtigen und gewiß vollführen, wenn wir beharrlich sind. Ich kann unterliegen in dieser Angelegenheit; es kann mir Alles mißlingen; dennoch will ich es versuchen, damit mir Niemand den Vorwurf mache, daß ich meine Pflicht versäumte."

„Ich soll zu Mördern und Räubern schwören! Nun und nimmermehr!"

„Thu, was Du nicht lassen kannst, Kamerad!" sprach Emanuel ernst. „Bedenke, was Du thun willst, und dann halte Wort und bleibe fest dabei. Ich will es ebenso machen. Du bist ein guter, ehrlicher Bursche, sei auch überzeugt, daß ich es treu und ehrlich meine, und bleibe mir freundlich gesinnt im Leben und Tode!"

„Im Leben und Tode!" sprach Theiß und drückte die Hand des Freundes fest in die seine.

Gleich darauf traten zwei Piraten ein und führten die beiden Orlogsmatrosen mit sich fort. Man brachte sie nach demselben Orte, wo sie das erste Mal verhört wurden. Der Hauptmann jener Bande winkte den Fremden, näher zu treten. Seine Genossen bildeten einen Halbkreis um ihn.

„Es ist hier unter uns Rath gehalten worden," sagte der Hauptmann, „was mit Euch anzufangen sei, die Ihr auf eine so unerwartete Art hierher gelangt seid. Der Beschluß war vorauszusehen; denn es ist unser erstes Gesetz, daß der Fremde, der diese unsere Insel betritt, auf was für Weise und durch welche Zufälligkeiten es auch immer veranlaßt wurde, den nächsten Morgen nicht erlebt."

„Ihr werdet mit uns verfahren, wie Ihr es vor Eurem Gewissen verantworten könnt," entgegnete Theiß.

Die Piraten schlugen ein lautes Gelächter auf und der Hauptmann sagte lustig: „Du bist ein liebes Bürschchen! Sprichst von Gewissen mit Seeräubern! Für diese niederträchtige Beleidigung sollte man Dir den Rücken wund peitschen, wenn ich nicht muthmaßte, daß Du binnen wenigen Minuten hingest oder erschossen würdest, und nach unsern Gesetzen nicht zwei Strafen zugleich vollstreckt werden können. Sprich, Kerl! Willst Du den einzigen Weg der Gnade ergreifen, der Dir möglich ist, und zu uns schwören, so sage es, wo nicht, so . . . ."

Der Hauptmann gab einen Wink und vier der Piraten erhoben die Gewehre.

„Halt!" rief Theiß. „Laßt doch nicht alle Barmherzigkeit ferne von Euch sein. Bedenkt, was Ihr thut. Ihr tödtet einen schuldlosen Mann, der in seinem Vaterlande Weib und Kinder hat. Bitte Euch, habt ein Einsehen . . . ."

Die Piraten begannen neuerdings aus vollem Halse zu lachen und der Hauptmann rief! „Kerl! Nun ist's genug! Willst Du schwören?"

Da überkam Theiß eine edle Ruhe des Herzens und zu Emanuel gewendet, sprach er: „Es ist zwar schlimm, ohne alle Vorbereitung zu scheiden, aber wie Gott will, mag es geschehen. Ich befehle ihm mein Weib und meine

eiden Kinder, er wird für sie sorgen. Siehe zu, Ka-
erad, was Du thust, daß es zu Deinem Frieden
ient. Ich, für meinen Theil, bete jetzt zu Gott, daß
r mir meine Sünden in Gnaden vergeben wolle. Hört
ur, Ihr! Hoch lebe jeder brave Niederländer! Mit
uch will ich mein Lebstage nichts zu thun haben; ich
asse und verabscheue Euch! Thut was Ihr wollt! Ich
hwöre nicht zu Euch!"

„So fahre zum Teufel!" schrie der Hauptmann voll
Wuth. Die Gewehre knallten und Theiß stürzte todt
u Boden. Einige Piraten traten herzu, trugen die
eiche auf einen nahen Felsenvorsprung und warfen sie
on demselben hinab in die See.

Emanuel schauderte; ein Fieberfrost schüttelte ihn;
r mußte sich Gewalt anthun, um nicht zu sinken. Der
Hauptmann trat zu ihm heran und legte die Hand auf
die Schulter des Seemannes: „Laß Dich das nicht an-
fechten, mein Bursche! Der Kerl war eine feige Memme,
der nicht die Courage hatte, Ja oder Nein zu sagen.
Laß ihn liegen in Ruhe!"

„Er war ein guter Kamerad!" sagte Emanuel.

„Er wollte es nicht länger sein," entgegnete der
Hauptmann, „darum hörte er auf zu leben. Denke
nicht weiter an ihn, denn ich habe die Hoffnung zu Dir,
daß Du nicht seine Gedanken theilst."

Emanuel schwieg, und der Hauptmann gewohnt, daß Jedermannn sogleich seiner Meinung sein müsse, sprach in heftiger Aufwallung: „Ich rathe Dir, sprich ein Wort und ein gescheidtes, oder Du theilst das Loos Deines Kameraden. Denkt ein Kerl, wie Du, daran, dem der Teufel selbst bei seiner Geburt den Galgen in die Visage gezeichnet hat, mir zu entrinnen? Heda! Vier Mann vor! Nun, mein Bursche?"

„Oho!" rief Emanuel, keck einen Schritt vortretend, und die Piraten, welche die Gewehre anschlugen, zurückwinkend, — „Ihr habt's verdammt eilig. Gönnt Euch und mir Zeit, daß wir uns kennen lernen, und laßt mich hören, was zu gewinnen ist, wenn man in Euren Verband tritt! Hollah, Du Anführer dieser Seeteufel, sage mir, was Du bietest, um meinen Leib für Dich und meine Seele für Deinen Bruder in der Hölle zu erwischen. Laß es fein viel sein; denn ich habe es bis jetzt im Leben noch zu nichts gebracht, und wenn ich einmal Alles, was ich trotz Unstern und Chikane doch habe, hinwerfen soll, so will ich wissen, wofür. Sage mir also, was gibst Du für Handgeld für eine reine Hand und ein ruhiges Gewissen?"

Der Hauptmann schlug ein höllisches Gelächter auf: „Du bist der tollste Bursche, der mir meine Lebstage in den Wurf gelaufen ist! Meinst Du, daß wir uns

uf einen Handel mit solchen Kerlen einlassen, wie Du iner bist! Aber Dein Wesen gefällt mir, und ich bin er Meinung, daß wir noch gute Kameraden werden. Darum nehme ich Dir Deinen Vorwitz nicht übel, son- ern bewillige Dir, was sonst nur Männer bekommen, ie ein Probejahr ausgehalten haben, gleich vom An- nge an, nämlich einen gleichen Antheil an der Beute."

Rasch sprach Emanuel, als fürchtete er sich, Reue erde in der nächsten Minute seine Zunge fesseln: „Es t gut! Ihr habt mich!"

„Brav, Kamerad!" entgegnete der Hauptmann, ihm ie Hand schüttelnd: „Aber mit dem bloßen Versprechen t es nicht genug. Du hast Deinem Lande auch ver- prochen, zu dienen, und brichst ihm das Wort. Darum höre den Eid, den Jeder leisten muß, der in in Bündniß mit uns tritt; ich sage ihn Dir vor, und Du sprichst ihn mir, Silbe vor Silbe, nach. Ihr da, chließt einen Kreis um mich und diesen Mann."

Die Piraten befolgten dies Gebot und der Haupt- nann sprach die Eidesformel. Sie klang so schauerlich, o furchtbar haarsträubend, daß mancher der Männer, er sich vielleicht im Innern bewußt war, nicht ganz reu an dieselbe gehalten zu haben, sichtlich erbleichte, nd Emanuel kaum im Stande war, die gräßlich tönen- en Worte über seine Lippen zu bringen. Aber der

Hauptmann erließ ihm keine Silbe; die tiefste Still herrschte, und machte, daß jedes Wort verständlich klang Als der Eid geleistet war, und der Hauptmann den Neuverbündeten die Hand so fest drückte, daß das Blu zwischen den Nägeln hervorsprang, perlte der Angst schweiß von Emanuel's Stirn, sein Haar sträubte sich empor, seine Pulse stockten. Die rings umherstehender Piraten aber brachen in ein lautes Jubelgeschrei aus.

„Das ist gut, mein Kamerad!" sagte der Haupt mann ernst. „Nun ist es überstanden, und Du wirst hieran dein Lebelang nicht wieder erinnert, außer Du würdest eidbrüchig. Jetzt kommt's zum lustigen Gelage vorher aber hältst Du mit uns den Bundestrunk und dann wirst Du gebrannt!"

Er sprach diese Worte mit rohem Gelächter und mit einem Tone, der theils vertraulich klang, theils den eisernen Despotensinn andeutete, welcher diesen Haupt mann beseelte. Er gab einem der nahestehenden Invaliden einen Wink, und dieser schleppte alsbald einen Weinschlauch und eine große kupferne Kanne herbei worauf die ganze verfluchte Eidesformel eingegraben war

Auf einen Wink des Hauptmanns zogen die Piraten ihren Dolch und ritzten sich die Haut der linken Hand; er selbst verrichtete dies Werk bei Emanuel Der Invalide ging von Einem zum Andern und fing

ie rinnenden Blutstropfen auf, dann ließ er den Wein
n die Kanne strömen, damit Wein und Blut sich
ehörig unter einander mischten, und brachte sie dem
Hauptmann, der zuerst von dem Weihetrunk genoß.
hm folgte der älteste der Piraten und dann die übrigen,
er Reihe nach, wie sie am meisten Jahre zählten. Der
etzte war Emanuel, und als dieser die Kanne mecha-
isch an den Mund setzte, denn er war betäubt von
ll' den Gräueln rings umher, und wußte nicht mehr
ie ihm geschah, stimmten die Piraten auf's Neue ihren
ilden Jubelgesang an.

Der Kreis trat auseinander, und man sah nicht
eit von diesem ein helles Feuer brennen, das von dem
Invaliden bestens unterhalten wurde. Eine eiserne
Stange glühte in demselben. An dem äußersten Ende
efand sich ein Stempel, worauf das Wort „Pirat"
ingegraben war. Der Hauptmann ließ sich die Stange
eichen und zeigte sie Emanuel: „Damit zeichnen wir
ie Unsrigen, wenn wir fürchten, daß sie uns entlaufen,
amit man sie überall erkenne und der Galgen ihnen
ewiß bleibt." Während diese Worte von dem Haupt-
nann gesprochen wurden, sprangen zwei der Piraten
herzu, rissen dem Neuaufgenommenen die Kleider
herunter und der Hauptmann brannte den Stempel auf
seine Schulter ein. Emanuel schrie laut auf und sank

dann von Schmerz, Furcht und Grauen überwältig
auf den Boden. Der Hauptmann aber riß ihn an de
wunden Arm in Höhe und sagte: „Kein Gewinsel
Kein Heulen! Ich dulde es nicht! Du bist heute ei
Mann, bist einer der Unsrigen geworden und führ
fortan ein fröhliches Leben, so lange Du keinen Verrat
übst oder eine feindliche Kugel Dich trifft."

„Ich bin einer der Eurigen!" sagte Emanuel un
drängte gewaltsam seine Thränen zurück. „Von de
nächsten Stunde an mögt Ihr mir befehlen und mi
mir schalten, wie Ihr Macht habt. Jetzt aber laß
mich noch einen Augenblick allein, damit ich die letzt
Spur des Menschlichen von mir abwasche."

Als er sich entfernte, folgte ihm Niemand. E
ging nach der Höhle, wo er das letzte Gespräch mi
seinem Gefährten Theiß gehabt hatte, dort kniete e
nieder und weinte bitterlich.

Sein Leben verstrich in der nächsten Zeit ruhig
was die Aeußerlichkeiten betrifft. In seinem Inner
arbeitete es aber gewaltsam. Er überlegte mit sich selbst
was er gethan habe, und weßhalb. Ueber das letzter
war er mit sich nicht klar. Es glühte wohl irgend ein
Absicht dunkel vor seiner Seele, aber er konnte sie nich
genau erkennen. Er hatte geglaubt, daß er nur nöthig
habe, die Piraten sicher zu machen, um sie auch ver

chten zu können. Er, der Einzelne, wollte thun, was
n vereinigten Flotten bis in die neueste Zeit nicht
öglich geworden ist, er wollte die Meere von dem
uswurfe der Menschheit befreien. Jetzt, wo die phan-
astische Idee verschwunden und der verhängnißvolle
chritt unwiderruflich gethan war, jetzt kam die Reue
nd mit ihr das Bewußtsein der Ohnmacht, irgend
twas ungeschehen machen zu können. Auf ewig aus-
stoßen aus der Reihe aller rechtlichen Menschen, wil-
nlos fortgerissen von Verbrechen zu Verbrechen, und
cht eher von diesen Abscheulichkeiten befreit, als
s er verwegen Hand an sich selbst legt oder einen
rloſen Tod durch Richterspruch stirbt. Um diese
ittern Empfindungen, die ihn in jeder Stunde zu
ewältigen drohten und die allgemeine Aufmerksamkeit
regten, zu unterdrücken, suchte er sich, soviel thunlich,
urch fortgesetzte Arbeit zu zerstreuen. Diese war reich-
ch vorhanden. Man erwartete mit jedem Tage einige
chiffe von einem längern Streifzuge zurück. Diese
llten ihre Ladungen in Sicherheit bringen und dann
ine Zeitlang ruhen. Während dieser Zeit sollten die
brigen Schiffe, welche einige Monate in der Bai der
nsel müßig gelegen hatten, ausgesendet werden, und
eßhalb wurden sie jetzt für eine lange Reise ausge-
üstet. Vom frühen Morgen bis spät Abends befand

sich Emanuel am Bord dieser Fahrzeuge in ununt
brochener Thätigkeit, und gering war die Zeit, wel
er sich zur Ruhe gönnte. Keiner von den Uebrigen t
sich in gleicher Weise hervor, Mehrere höhnten i
und nannten ihn einen Narren, Andere beschuldig
ihn der Augendienerei, wieder Andere lobten ihn u
priesen es, daß er den Tag nicht erwarten könne,
er zum ersten Male mit ihnen auf Seeraub ziehen soll
Keiner aber errieth das Rechte und hatte eine Ahnu
von der Hölle, die in seinem Busen tobte.

Endlich kam der ersehnte Tag; die langerwartet
Schiffe kehrten heim. Die Beute war unermeßlich
Waaren und Geld, und der Jubel groß. Im toll
Wirbel drehten sich Ankömmlinge und Harrende durc
einander. Die baaren Vorräthe wurden sogleich gethei
Obgleich auf diesem unwirthbaren Felsen das Ge
Keinem von Nutzen sein konnte, so griffen doch d
Räuber mit gierigen Händen darnach. Die Hauf
lagen neben einander in langer Reihe. Auch Emanu
erhielt, wie es ihm der Capitain versprochen hatte, sch
jetzt seinen vollen Antheil. Es war eine große Anza
schön blinkender Goldstücke. Er nahm sie, um d
Verdacht der Argwöhnischen nicht noch mehr gegen si
aufzureizen; aber als die Sonne hinabgesunken wa
und die Inselbewohner, betäubt vom viehischen Trun

thsanken zum todesähnlichen Schlaf, ging er hinab
an Strand und warf das Sündengold entschlossen in
e See.

Neuntes Kapitel.

Die Zeit der Abfahrt war gekommen. Für diesmal
rden vier Schiffe zu einem Kreuzzuge bestimmt. Es
ren vier jener langen und schmalen Fahrzeuge, welche
arf segeln und zugleich einen ziemlich ansehnlichen
aarenvorrath in sich aufnehmen können, mit einer
antastischen Takelage, wornach diese Art Schiffe
rchaus nicht einer bestimmten Gattung beizuzählen
d, sondern den allgemeinen Namen Piratenschiffe füh-
n; zum Theil in einem Zustande des Reichthums und
r Fülle, so wie andererseits voller Mängel und Kahl-
it, wie sie noch heutiges Tages in jenen Gewässern
euzen. Das eine dieser Fahrzeuge commandirte der
iratenhäuptling selbst, an seinem Bord befand sich
ch Emanuel, zu dessen nautischen Kenntnissen er ein
oßes Vertrauen hegte. Durch einen Zufall war auch
r deutsche Magister von seinem Herrn, der eines der
ei andern Schiffe commandirte, getrennt, und an
ord des Hauptschiffes gekommen. Der Magister merkte
ohl die Verwechselung; da er aber wußte, daß er auf

dem Schiffe sei, wo Emanuel sich befand, und er
diesen Landsmann große Stücke hielt, so verbarg er
sogleich im Raum, befürchtend, man werde ihn sein
Herrn zurückliefern, wenn man ihn früher sähe,
ein solcher Austausch durch die Entfernung der Schi
von einander unmöglich geworden war.

Dem ertheilten Befehle gemäß sollten die Fahrze
bis auf einen gewissen Strich mit einander segeln, da
aber vorher bestimmte Course halten und die ihn
angegebene Richtung verfolgen. Ein Schuß von d
Verdeck des Hauptschiffes deutete an, daß der Mom
der Trennung gekommen sei; alsobald setzten die d
andern Schiffe ihren neuen Cours und steuerten n
scharf angezogenen Schooten nach den verschiedenen Hi
melsgegenden auseinander. Das Hauptschiff blieb n
back gebraßten Segeln auf den Wellen liegen und ha
eine leise Abtrifft nach Südost. In dieser Stellung v
harrte es, bis die übrigen Piratenschiffe völlig a
seinem Gesichtskreise verschwunden waren; dann warf
die Brassen los und befahl, scharf gegen den Wi
aufzukreuzen.

Es war ein heißer Tag. Bereits eine Woche la
war das Schiff des Hauptmanns in beständiger Kreuzu
begriffen, und noch war ihm nicht das geringste Abe
teuer aufgestoßen. Das Wetter blieb schön, der Wi

ur mäßig, und die Mannschaft, welche in jeder Be-
ehung müßig auf dem Verdeck herumschlenderte, legte
re Unzufriedenheit an den Tag. Dieß sei keine Manier,
haupteten sie, mit einem Piratenschiffe zu kreuzen;
r Commandirende bringe dadurch das Schiff aus jedem
öglichen Segelcours heraus, der von einem Schiffe
halten werde, dessen Aufbringung der Mühe lohne,
nd wenn er nicht bald seine Absichten ändere und in
n besseres Fahrwasser zurückkehre, werde man ihn
zu zwingen. Bei der Rückkehr nach der Insel aber,
einten ein Paar der Verwegensten, würden sie über
n zu Gerichte sitzen.

Emanuel hatte den Dienst bei dem Hauptmann.
ben jetzt trug er die Mahlzeit für ihn in die Kajüte.
Was für Wetter oben?" rief der Hauptmann dem
intretenden entgegen.

Meister Emanuel, der sich es gemerkt hatte, welche
rt und Weise des Benehmens sein Gebieter besonders
ebte, hatte sich dieselbe eigen zu machen gewußt
nd antwortete: „Donnermäßig schwüle Luft und ein
umpfes Rollen von ferne. Weiß nicht, was daraus
erden soll, aber ich meine, wenn es losbricht, schlägt
s ein, wäre es auch in Eure Kajüte."

„Thut nichts, mein Junge!" lachte der Hauptmann.
Sie ist sturmfest gebaut und kann einen Stoß vertra-

gen. Sollen sich einmal fügen lernen, diese halsstarr
gen Hunde; habe meine Freude daran!"

„Ihr müßt allerdings wissen, was Ihr zu thun hab
denn Ihr seid Herr!" entgegnete Emanuel keck. „Ab
wissen möchte ich es auch, was Ihr davon habt, so m
nichts, dir nichts, Tagelang herum zu kreuzen, währer
uns doch gewiß rechts und links die reichsten Fahrzeu
vorbeilaufen. Weiß nicht recht, wie ich das zusamme
reimen soll, und will einmal unsern Magister frage
ob er mir das auseinander zu setzen versteht."

„Oho!" lachte der Hauptmann. „Fängst auch a
zu klügeln? Spürst wohl einige Magerkeit in Deine
Beutel und hast Lust zu neuen Prisengeldern?"

„Ich habe Euch noch nicht mit solchen Forderunge
belästigt!" entgegnete Emanuel kurz, „und Ihr kön
lange warten, bis das geschieht."

„Sei nicht übermüthig, mein Bursche!" rief d
Hauptmann leicht erregt, und fuhr nach einer Pau
fort: „Habe Dich gerne; bist ein unerschrockner Ker
muthig und voll Verstand. Lebst nicht wie ein Vie
und hast Lust zu etwas Besserem, als unausgesetzt z
saufen und zu spielen. Es ist irgend Etwas in Dir; — i
weiß nicht zu sagen, was? — aber es ist Etwas, wofü
man Respekt haben muß. Nun, halte Dich brav, w
es einem unerschrockenen Seemanne zukommt; ich hal

gut mit Dir im Sinn und wer weiß, ob Du nicht
mal meine Stelle einnimmst."

Emanuel schauderte zusammen, als ihm die Aus-
ht auf eine solche Beförderung wurde. Zum Glück
ard der Widerwille, der sich deutlich auf seinem Ge-
hte malte, von dem Hauptmanne nicht bemerkt. Dieser
ar gerade damit beschäftigt, den Inhalt seiner kupfer-
n Trinkkanne zu prüfen, und als er nach einem tüch-
gen Zuge sie Emanuel hinreichte und den Bart wischte,
gte er schmunzelnd: „Ich bin des Treibens auf diesen
latten Fahrzeugen satt; sehne mich einmal nach etwas
rdentlichem. Was soll ich mit einem solchen Prahm
nfangen? Höchstens einen Kauffahrer aufbringen und
den Grund bohren. Wenn ich aber in dem Besitze
nes Schiffes wäre, wie ich es wünschte, eines Fahr-
uges von zwanzig Kanonen und mehr, dann könnte
h das Geschäft in's Große treiben und die Küsten
er indischen Meere sollten zittern. Darum ist es meine
bsicht, das Aeußerste zu wagen und ein solches Fahr-
ug in mein Netz zu locken. Deßhalb verließ ich den
ewöhnlichen Cours, deßwegen sandte ich die Fahrzeuge,
ie mit uns zugleich ausgelaufen sind, nach allen Rich-
ungen auseinander, weil ich die Ehre einer solchen
Expedition allein haben wollte."

Der Diener des Piratenhauptmannes hatte die ihm

dargebotene Kanne, ohne daraus zu trinken, auf de Tisch gesetzt, und sagte darauf: „Das kann Euer Ern nicht sein! Ihr könnt nicht daran denken wollen, mi einem Fahrzeuge, wie das Eurige, leicht und luft gebaut, mangelhaft in der Takelage und in der Be waffnung, mit kaum achtzig Mann am Bord, ein Zwan zigkanonenschiff angreifen zu wollen. Thätet Ihr es es wäre Tollmanns-Werk und würde Euch nimme gelingen."

„Ich bin eben so fest überzeugt, als Du selbst," entgegnete der Hauptmann, „daß ein solches Unterneh men meiner Kraft mißlingen würde, und eben deßhall kommt mir dergleichen auch nicht in den Sinn. Nicht weil es mir an Muth fehlt, unterlasse ich einen solcher Angriff, sondern weil er allein meinen Untergang zu Folge haben würde. Aber ich vertraue der List; ih und dem Glücke, was mich von jeher begleitet hat. Is es mir gelungen, eine Fregatte zum Stranden zu brin gen — was freilich Schade war, denn lieber hätte ich meine Blutflagge in ihrer Gaffel gesehen! — so wird mir ja auch der Fang eines solchen unversehrten Fahr zeuges gelingen, und hierauf will ich, zum bessern Ge lingen noch eine Kanne leeren."

Während der Hauptmann tafelte und abwechselnd bald mit der Kanne, bald mit seinem Plane zu Rathe

ging, begab sich Emanuel auf das Verdeck zurück, wo er den Magister fand, der von einigen der jüngern Piraten auf eine Mitleid erregende Weise gehänselt ward. Er befreite ihn von seinen Peinigern, und schickte ihn in die Kajüte hinab, um nachzusehen, wenn der Capitain etwas befehlen würde, und stieg dann den großen Mast hinan, wo er sich quer über die Sahling setzte und sein Auge über die weite Meeresfläche hinschweifen ließ. Ein Gefühl tiefer Wehmuth bemächtigte sich seiner. Sein Geist wurde lebendig und er dachte jener fernen Zeit am Elbstrome, als er den kleinen Edmund aus dem Wasser zog, bis zu jenem unseligen Morgen, da er den Piraten den Eid der Treue leistete. Welche ununterbrochene Reihe von Ereignissen! In der ganzen langen Zeit hatte er nur für Andere gelebt; nur um Fremden nützlich zu werden, gab er sich allen Sorgen und Mühseligkeiten hin; ja selbst in jenem unseligen Augenblicke der Betäubung, als er sich den Piraten zuschwur, geschah es in dem Wahne, sie dadurch zu vernichten und die Gewässer Indiens von diesem Auswurfe der Menschheit zu säubern. Für ihn waren keine Freuden erblüht, ihm lächelte kein Glück. Die Natur hatte ihm den Stempel der Häßlichkeit aufgedrückt; er war ein Findling; wer weiß, welche Verworfene seine Aeltern waren. Er dankte Gott, daß er

es nie erfahren hatte. „Und wo werde ich ein Ende nehmen?“ fragte er sich schaudernd. „Am besten wäre mir es noch, am Bord dieses oder jedes andern Schiffes im ehrlosen Gefecht zu fallen, damit ich nicht nöthig habe, einem Gerichte gegenüber zu stehen, wo ich kein Wort zu meiner Vertheidigung vorbringen könnte; denn was ich auch immer sagen möchte, man würde mir nicht glauben. Und doch! Wenn der Hauptmann seine tollen Pläne durchsetzt! Wenn wir mit einem Orlogsschiffe in Berührung kämen! Sollte mir es nicht möglich sein, an Bord desselben zu gelangen und Gehör zu finden? Ist mir die Einfahrt in jenes Fahrwasser nicht hinlänglich bekannt? Sollte es mir nicht gelingen, ein Schiff hineinzulootsen, damit jenes Raubnest zerstört werde? Ach! Wie soll ich das beginnen? Wer sagt mir, wie ich es anfangen soll? Mir fehlt ein guter Rath.“

„Dann soll es mich freuen, wenn ich vielleicht im Stande bin, Euch einen solchen zu ertheilen!“ ließ sich plötzlich eine Stimme in der Nähe des Seemannes vernehmen.

Emanuel schrack heftig zusammen; fast wäre er aus der luftigen Höhe herabgestürzt, wohin er geflüchtet war, um mit seinen trüben Gedanken allein zu sein. Sein Auge fiel auf eine menschliche Gestalt, die sich mühselig zu ihm hinaufarbeitete, und sie erkennend, rief

er halb lachend, halb zürnend: „Wie zum Teufel kommt Ihr hierher, und wie konnte es Euch nur einfallen, mich zu behorchen?"

„Das ist sehr unabsichtlich geschehen, und ich bitte Euch deßhalb um Verzeihung!" entgegnete der Magister, denn kein Anderer war es. „Der Hauptmann," fuhr er fort, „wollte mich nicht länger um sich dulden, deßhalb kehrte ich auf das Verdeck zurück, wo die Hänseleien aufs Neue begonnen, und weil ich nicht länger unter jenen Gesellen ausdauern konnte, die mich bis auf's Blut peinigten; ich Euch auch hier oben in der luftigen Höhe gewahr wurde, wagte ich es, hierher zu kommen und mich unter Euren Schutz zu stellen. Sie haben mich ruhig klettern lassen, denn sie dachten wohl, ich würde herunterfallen. Aber es ist mir gelungen, wohlbehalten hier oben anzulangen, und ich denke nun auch nicht sobald wieder herab zu steigen. Ich kann sagen, daß mir hier oben absonderlich wohl zu Sinne ist, und ich fast im Stande wäre, mich mit dem Kapitel eines neuen Romans zu beschäftigen."

Emanuel blickte wehmüthig auf seinen Gefährten in der luftigen Höhe. Mit dem Hülflosen empfand er Mitleid, der Landsmann erweckte Sympathien in seinem Herzen. „Sage mir, Freund Magister," begann er nach einer Pause. „Was ist's, womit Du Dich Dein

Lebenlang beschäftigt hast? Oder sage es nicht erst. Was es auch gewesen sein mag, es blieb ein vergeblich Stück Arbeit. Du hast hundert- und tausenderlei Pläne gemacht, und es ist Dir nicht einmal gelungen, Dir in irgend einem Winkel ein Stückchen Brod zu erwerben. Zuletzt bist Du noch unter Räuber und Mörder gerathen, und wer weiß . . . ."

„Mein lieber Landsmann!" sagte der Magister. „Hier gilt es nur, mit heiler Haut davon und nach meinem gesegneten Deutschland zurück zu kommen, dann bin ich ein gemachter Mann. Welcher meiner Collegen könnte sich rühmen, in seiner Einbildungskraft solche Schätze zu besitzen, als ich mir aus der Wirklichkeit zugeeignet habe? Versteht mich recht, Schätze der Phantasie, meine ich, Reichthum des Geistes, wie er sich allein mit einem deutschen Autor verträgt. Sonst freilich geht es sehr an, und wenn Ihr mit Doublonen spielt, muß ich mich mit abgebrochenen Nägeln begnügen."

„Und weißt es nicht," fiel Emanuel ein, „wieviel Du gewinnst, daß nicht das Blutgeld an Deinen Fingern klebt. Gott sei Dank, noch ist auch diese Hand rein; das erste Sündengold, was ich bekam, warf ich in der Stille der Nacht von der Spitze des Felsens in die tobende See."

„Was!“ rief der Magiſter. „Das habt Ihr gethan? Das iſt abermals eine Situation und gibt den Schlußſtein eines Kapitels. Der Mond, der Fels, das Meer, das blitzende Gold, das den Händen des Piraten entrollt; ich weiß ſelbſt nicht, wie reich ich eigentlich bin. Es muß mir gelingen mit der Romantik.“

Während der Magiſter in dieſen und ähnlichen Phraſen ſich erging, indem er ſich eine Situation nach der andern ausmalte und als Kataſtrophe eine glänzende, beneidete Stellung in der Heimat erreichte, ſchweifte Emanuel's Auge über die blaue Fläche des Meeres hin, die ſich rings umher ausdehnte, und blieb auf einem Gegenſtand haften, der plötzlich aus der Tiefe des Oceans aufzutauchen ſchien.

„Haltet einmal Eure Zunge ein wenig im Zaum, mein guter Freund!“ ſprach der Seemann erregt; „denn hier iſt irgend etwas, das unſere Aufmerkſamkeit bedeutend mehr in Anſpruch nimmt, als Euer Wiſchiwaſchi, wovon ich doch nichts verſtehe. Da haben wir einen Segler! Wenn ich nicht irre, ſo iſt es ein Kriegsſchiff, und wenn Ihr doch ſo klug ſeid, als Ihr meint, ſo ſinnt einen Streich aus, wie wir von dem Piraten los- und dort an Bord kommen. Wenn Ihr das könnt, will ich Euch und Eure Schreiberei für was Rechtes halten und zeitlebens mich zu Eurem Schuldner bekennen.“

„Das läßt sich machen! Das will ich gleich in Ueberlegung nehmen!“ sprach der Magister und versank in ein tiefes Schweigen, indem seine Phantasie in der ihm gestellten Aufgabe einen mächtigen Spielraum gewann und unverdrossen fortarbeitete. Emanuel aber stieg auf das Verdeck herab, um dem Hauptmanne von der gemachten Entdeckung Nachricht zu geben.

Zehntes Kapitel.

Der Piratenhauptmann stand auf dem Verdecke seines Fahrzeuges und sah scharf nach dem Orlogsmann aus, den Emanuel ihm angekündigt hatte. Es war eine stattliche Brigg von zwölf Kanonen, der Drehbassen und Karonaden nicht zu gedenken, die sich auf dem Verdecke derselben befanden.

„Wenn ich den Kerl fassen könnte, wie ich wollte!“ rief der Hauptmann, und wildes Feuer brannte aus seinen Augen, „so wehte noch vor Einbruch der Nacht meine Blutflagge von seiner Gaffel. Hei! Wie wollte ich durch die Meere streichen und sie beherrschen! Diese Brigg brächte mir eine Fregatte, und diese einen Dreidecker ein. Aus dem Befehlshaber einer Schebecke würde ein stattlicher Seekrieger, der den Kampf mit

einer ganzen Flotille nicht zu scheuen hätte, und wer weiß, wo er noch einst seine Flagge wehen sähe."

Es ist gewiß, daß der Wein, der in dem Gehirn des Piratenführers tobte, einen großen Antheil an dieser Prahlerei hatte; doch meinte er es damit genau, wie er sagte, und richtete sein ganzes Benehmen darnach ein. Die Brigg hatte scharf aufgebraßt, und von einer günstigen Brise vorwärts getrieben, schoß sie dem Piratenschiffe immer näher, während dieses mit backgelegten Vordersegeln fast unbeweglich auf den Wellen lag. Die Mannschaft, welche ohnehin nicht besondere Neigung hatte, mit den Kanonen eines Kriegsschiffes Bekanntschaft zu machen, und dasselbe so nahe kommen sah, daß man seine Raaen, — stets der Schrecken der Piraten, da sie ihren legitimen Galgen vorstellen, — bereits unterscheiden konnte, gab deutliche Zeichen seiner Unruhe, und verlangte immer lauter, aus diesem Zustande der Unthätigkeit befreit zu werden.

„Still da, Ihr Männer, still da!" rief der Hauptmann, dessen Trunkenheit immer zunahm. „Denke, wir laufen, sobald er uns nahe ist, in seinen Luf und geben ihm die glatte Lage! Dann wird er stutzig, und ehe er zur Besinnung kommt, legen wir Deck an Deck und entern! Hei! Wie wir da uns schlagen wollen!"

Er taumelte Emanuel entgegen, der ihm auf sein

Verlangen die Kanne frisch gefüllt hatte. Der Trank war stark mit Branntwein versetzt und fachte die Glut, welche den Hauptmann durchraſete, nur noch heftiger an. Er zog den Säbel und ſchwang ihn um den Kopf, ſchwere Schimpfreden gegen die Staatsmatroſen ausſtoßend und dazwiſchen das Kriegs-Fahrzeug mit den zärtlichſten Worten begrüßend, als ob es ſeine Geliebte wäre.

„So geht es nicht länger!“ ſagte einer der Piraten, der eine höhere Stellung am Bord einnahm. „Wir müſſen ihn auffordern, ſeine Tollheiten aufzugeben, und wenn er es nicht thut, müſſen wir ihn von dem Kommando entſetzen, bis er wieder vernünftig geworden iſt. So lautet unſer Vertrag, und ich dringe darauf, daß wir dieſem in aller Weiſe nachkommen.“

„Wir wollen es auch! Wir wollen es auch!“ riefen die Piraten, welche ihn umdrängten. „Noch in dieſer Minute müſſen wir Segel machen, oder wir erleben, daß er uns ſeine Kanonenkugeln auf das Verdeck ſpukt!“

„Geht, de Vrient!“ ſagte ein Anderer zu dem Erſtgenannten, und trieb ihn fort nach dem Quarterdeck. „Geht, und heißt ihn augenblicklich ſein Benehmen ändern, und wenn er es nicht will, ſo ruft nach uns, und wir kommen Euch augenblicklich zu Hülfe!“

De Vrient eilte nach dem Quarterdeck, um die ihm

gewordene Botschaft auszurichten. Er that es mit geflügelter Eile, denn jeder Augenblick Verzug konnte die größte Gefahr bringen.

„Was sagt Ihr da!“ rief der Hauptmann mit lallender Zunge! „Nachgeben soll ich? Ich will nicht nachgeben, will nicht fliehen! Sobald ich den Kerl im Luf sehe, gebe ich ihm die glatte Lage und er streicht die Segel! Dann entern wir!“

„Ich ermahne Euch zu Eurem Besten,“ sagte de Brient, „gebt sogleich Befehl, die Schooten flippen zu lassen; es ist kein Augenblick zu verlieren!“

„Du ermahnst mich?“ brüllte der Hauptmann. „Und ich ermahne Dich, sogleich Dein ungewaschenes Maul zu halten, oder ich lege Dir den Kopf vor die Füße. Heda! Emanuel! Satanskerl! Wo ist die Kanne? Dein Wein ist herrlich, voll Feuer und Leben! Trinke Dir Courage, de Brient! Hollah, sage ich, die Kanne!“

„Ihr sollt nicht mehr trinken!“ sprach de Brient, nahm die Kanne, wonach der Hauptmann bereits griff, aus Emanuel's Händen und warf sie über Bord. Mit emporgehobenen Fäusten und blitzenden Augen sprang der Hauptmann auf seinen Unterbefehlshaber ein, doch dieser empfing ihn mit vorgestrecktem Arme und stieß den Taumelnden zurück.

Niemand hatte während dessen auf den Orlogs-

Segler geachtet, und Alle schracken zusammen, als plötzlich ein Kanonenschuß dumpf durch die Luft sich daher wälzte.

„Achtung!“ rief de Vrient lebhaft erregt. „Backbord das Steuer! Viert die Schooten ab und braßt die Raaen vierkant! Ehe wir es uns versehen, hat er uns überholt! Frisch, Jungens! Brise auf! Brise auf!“

Das befohlene Manöver wurde mit der Schnelle des Gedanken ausgeführt. Das Piratenschiff schoß durch die Wellen und ließ einen langen Schaumstreifen hinter sich. Der Hauptmann hatte sich indessen wieder aufgerafft; er suchte sich auf de Vrient zu werfen, und gab Befehl, das Schiff wieder in seine frühere Stellung zu bringen. Man gehorchte ihm nicht.

Die Orlogsbrigg, die das Piratenschiff für das erkannt hatte, was es in der That war, und sich das unbegreifliche Benehmen desselben nicht erklären konnte, that ihrerseits Alles, um die bereits so sichere Beute nicht wieder zu verlieren. Sie setzte Segel auf Segel, und machte sich bereit, das Fahrzeug zu entern, sobald sie demselben nahe genug sein würde. Aber auch am Bord des Seeräubers war man nicht säumig. Wo nur irgend ein Segellappen anzubringen war, wurde derselbe gehißt; das Fahrzeng schoß so schnell durch die Flut, daß der Schaum ziſchend über den Bug hin-

spritzte, und die Distanz zwischen beiden Fahrzeugen sich mit jeder Secunde vergrößerte.

„Memmen! Feige Memmen!“ rief der Hauptmann, der sich von den Männern losgemacht hatte, die ihn bisher zurückzuhalten strebten, und stürzte auf de Brient los, den er bei der Brust packte: „Willst mich vom Commando absetzen, Du Hund?“

„Ich will nur einstweilen thun, was Ihr zu leisten außer Stande seid!“ entgegnete de Brient ruhig. „Wenn Ihr Euren Rausch ausgeschlafen habt, mache ich Euch wieder Platz! Legt Euch nun in Eure Hängematte!“

„Hängematte, Du Hundekerl!“ rief der Hauptmann vor Wuth schnaubend. Er packte den Gegenstand seines Zorns mit Riesenfäusten, hielt ihn hoch empor, und ehe ihn Jemand daran verhindern konnte, warf er ihn über den Reiling in die See.

„Das geht zu weit!“ riefen die Piraten. „Wir sind unseres Wortes gegen ihn quitt. Greift ihn an! Greift ihn an!“

Von vorne her drangen sie auf ihn ein. Aber der Hauptmann, wenn auch im Zustande höchster Trunkenheit, war ihnen Allen an Gewandtheit überlegen; er griff nach seinem Säbel und verwundete die auf ihn Eindringenden, indem er sie mit dem Ausrufe: „Rebellische Hunde!“ begrüßte.

„Das erträgt kein Anderer!“ rief einer der Piraten, der seinen besten Freund so eben unter den Säbelhieben des Wüthenden fallen sah, zog sein Pistol aus dem Gürtel und schoß. Die Kugel drang dem Hauptmanne gerade in's Herz; er sank, ohne einen Laut, auf das Deck. Einige der Piraten sprangen hinzu, und warfen den Leichnam, ehe er noch kalt geworden war, über Bord, eine Beute für den gierig-lauernden Hai.

Während dieser Ereignisse, die auf dem Verdecke des Piratenschiffes stattfanden, änderte sich der Lauf desselben nicht im Geringsten. Der Mann am Steuer ließ die Tailje desselben unverdrossen durch seine Finger gleiten, und kümmerte sich um das Blutbad, welches seine Gefährten anrichteten, nicht mehr, als ob sie eben mit den Würfeln klapperten. Bereits war der Raum zwischen dem Piraten und dem Staatsschiffe bedeutend größer geworden, und einige Kugeln, welche das letztere von seinem Verdecke entsendete, fielen weit hinter dem Spiegel des Piraten in's Wasser. Dennoch stellte die Orlogsbrigg ihre Verfolgung nicht ein, vielmehr schien sie entschlossen, diese bis zum letzten Augenblicke fortzusetzen.

Da kroch der Magister, der sich um die Begebenheiten der letzten Stunde nicht sonderlich gekümmert hatte, vielmehr seine Betrachtungen in der gesicherten

luftigen Höhe fortsetzte, längs den Pardunen und Wanten herab und verschwand durch die geöffneten Luken des Vorderdecks. Bald darauf tauchte er wieder auf, und winkte Emanuel, der unfern von ihm stand. Beide fanden sich im Raum zusammen und der Magister sagte mit wichtiger Miene: „Ich habe darüber nachgedacht, was Ihr mir gesagt habt. Wißt Ihr, was ich thäte, wenn's ein Buch wäre, das ich zu schreiben hätte? Ich machte es aus mit den Gefährten, daß wir noch in der Nacht in unsern Hafen zurückkehrten und das Kriegsfahrzeug desto sicherer auf den Strand lockten. Um dies ohne Gefahr zu können, müßte ein Boot voraus fahren, worin sich Feuersignale befinden, um vor Untiefen und Klippen zu warnen. Plötzlich erlöschen die Signale im Boot; das Piratenschiff weiß nicht, woran es ist, und das Boot steuert dem stattlichen Kriegsfahrzeuge zu, dem es sich als Lootsen anbietet. Dann geht das Piratenschiff auf den Strand, während jenes Fahrzeug wohlbehalten landet und mit Feuer und Schwert . . . ."

Der Magister hatte sich bei dem Entwurfe seines Kapitels warm gesprochen und wurde nun so laut, daß er die Aufmerksamkeit der Verwundeten erregte, die unfern von ihm in den Hängematten lagen. Emanuel bemerkte es und hielt schnell dem Magister den Mund zu: „Ihr seid ein verrückter Kerl nun und in alle Ewig-

keit! Haltet Euer ungewaschenes Maul, oder Ihr erlebt es, daß man es Euch mit siedendem Peche zugießt. Wir haben hier Wichtigeres zu thun, als auf Eure Dummheiten zu hören."

Mit diesen Worten eilte er auf das Verdeck und ließ den Magister in großer Verwunderung zurück, der sich mit seiner Erfindung nicht wenig wußte, und mindestens einen großen Dank dafür einzuernten gehofft hatte. Emanuel aber ging mit starken Schritten auf dem Verdecke hin und her. Die Worte des Magisters hatte er wohl beherzigt, und wenn sein Rath gleich, wie er vorlag, durchaus unnautisch und unausführbar erschien, so konnte man doch mit wenigen Abänderungen daraus einigen Nutzen ziehen. Die Besatzung des Schiffes, die in dem unseligen Streite beider Führer beraubt ward, und wohl Muth zum Zuschlagen, aber sehr wenig Gegenwart des Geistes besaß, erkannte bald, daß Keiner von ihnen geeignet sei, in diesem kritischen Falle, wo ein Orlogsfahrzeug so nahe hinter ihrem Spiegel war, das Commando zu übernehmen, um so mehr, als sie die Einfahrt zur sichern Inselbucht nur sehr unvollkommen kannten. Die genaue Kenntniß derselben war stets nur dem Hauptmanne und seinen Unterbefehlshabern eigen gewesen; diese aber weihten nur Diejenigen in ihr Wissen ein, die sie mit ihrem besondern Ver-

trauen beehrten. Unter diesen Eingeweihten war Emanuel am Bord dieses Schiffes, der Einzige, dem man sich anvertrauen konnte. Hierauf baute der Seemann sein gefährliches Spiel und dachte über den Entwurf desselben nach, die Gefährten erwartend, die ihn bald von allen Seiten umdrängten, und um seine Meinung fragten, was man in diesen kritischen Augenblicken zu thun habe.

„Ich will's Euch sagen, Ihr Leute!" sprach Emanuel. „Schon dunkelt der Abend mächtig herein, und ehe eine halbe Stunde vergeht, ist es stockfinstere Nacht. Bis zu dieser Zeit können wir nicht die erste Einfahrt, wie viel weniger die Bai selbst erreicht haben. So laßt uns denn heute Nacht ganz und gar davon abstehen, und morgen mit dem Aufgange der Sonne gehen wir einem unzweifelhaften Sieg entgegen, wenn Ihr das, was ich thun will, genehm haltet."

„Sprich, Emanuel! Sprich!" riefen die Rathlosen.

„Jener Orlogsmann hat unsern Schlupfwinkel entdeckt. Die Unklugheit des Hauptmanns hat ihn selbst hierher gelockt, eine That, die er mit seinem Leben bezahlte. Wenn er entkommt, so wird er mit drei bis vier seiner Gefährten zurückkehren und wir sind geliefert. Darum muß er stranden. Ein Sturm ist nicht zur Hand, der uns diese Mühe abnimmt, also müssen wir selbst Hand an's Werk legen."

„Das wollen wir!"

„Wie soll es geschehen?"

„Wir folgen blindlings Euren Anordnungen!"

Emanuel winkte den Gefährten Ruhe zu, und sagte: „Gebt mir das Jollboot und einen Mann, allenfalls den Magister da, denn es müssen so wenig Hände als möglich von unserm Schiffe entfernt werden. Ich nehme zuerst meinen Cours nach der Brigg. Anfangs laßt Ihr uns ruhig ziehen, aber wenn wir ein Paar hundert Schritte gefahren sind, verfolgt Ihr uns mit Gewehrschüssen, wobei Ihr aber, wie sich von selbst versteht, keine Kugeln gebrauchen dürft. Es folgt von selbst, daß sie auf dem Staatsschiffe dieß bemerken, und mich streng in's Gebet nehmen. Ich werde sagen, daß ich gegen unsere Gesetze gefehlt, daß Ihr mich deßhalb hättet ermorden wollen, daß ich aber meine Bande zerrissen hätte und mit dem Boote geflüchtet wäre, um auf ihrem Schiffe Schutz zu suchen. Ich will es so natürlich machen, daß sie mir glauben sollen, und wenn ich erst am Bord des Schiffes bin, werde ich ihnen solche Richtungen anzugeben wissen, daß sie den Bug an unsern Klippen einrennen. Da habt Ihr's, was ich mir ausgedacht, und wie ich es auszuführen denke, wenn Ihr es in meine Hände legt. Wollt Ihr es indessen nicht, so sagt es gerade heraus, mir gilt es gleich;

ch bin nur Einer, und wo Eure Gurgeln bleiben, da leibt die meinige auch."

Emanuel trat zur Seite und die Piraten geriethen n eine heftige Debatte mit einander. Unterdeſſen war hre Lage wieder bedenklicher geworden. Das Piraten- chiff war dem Klippenkranze nahe, und da es nicht ie Einfahrt in der Dämmerung wagen durfte, war es enöthigt, umzulegen und ſeewärts zu halten. Die Brigg dagegen hatte durch zuverläſſiges Steuern bedeu- enden Luf gewonnen und kam jetzt mit der auffriſchen- en Briſe dem Piraten wieder auf eine bedrohliche Weiſe näher. Dieſen Umſtand erwägend, ließen die Pi- aten alle Bedenklichkeiten fahren, die ihnen noch vor enig Augenblicken zahlreich entgegen getreten waren, nd beauftragten Emanuel, daß er nach ſeinem Gut- dünken handeln und ſie retten ſollte. Das am Backbord hängende Jollboot ward in das Waſſer herabgelaſſen, ſo daß man es von dem Deck der Brigg nicht ſehen konnte, und Emanuel ſchlüpfte in daſſelbe hinein, von dem Magiſter gefolgt.

Elftes Kapitel.

Alle Bewegungen des Piratenschiffes waren ei
Gegenstand der unablässigen Beobachtung an Bord d
Kriegsbrigg. Die seltsamen Manöver, welche jen
Schiff anstellte, hatten die Officiere in die höchste Ve
wunderung gesetzt, und da sie nicht wußten, in welche
Zustande der Commandant gewesen, wie er geendet un
wie er ersetzt worden, so geriethen sie in eine förmlich
Verwirrung, die keineswegs nachließ, als nun hinte
dem Spiegel des Piraten ein kleines, mit zwei Leute
bemanntes Boot hervorkam, welches die in dem Schut
der Felsen liegende spiegelglatte Flut mit schnelle
Ruderschlägen durchschnitt.

„Seht Ihr das Boot?" fragte der diensthuend
Officier den ersten Steuermann. „Was gilts, sie send
uns einen Parlamentär? Ich bin doch neugierig, welch
Art von Unterhandlung dieses räuberische Volk vorzu
schlagen im Stande wäre."

„Ich bin mit Eurer Genehmhaltung anderer Mei
nung!" entgegnete der Steuermann. „Ein Parlamen
tär, wie Ihr es nennt, wäre mit mehr Spektakel vo
Bord gefahren, er würde eine weiße Flagge zeigen, un
dergleichen mehr. Dieser aber scheint sich förmlich vo
Bord zu stehlen, er sieht flüchtig um sich, und treib

nn sich und seinen Gefährten zu einer größeren Eile
n. Es scheint ihm sehr recht zu sein, daß er von dem
erdecke aus nicht bemerkt wird. Vergebt, Herr Lieute=
nt, wir haben hier einen Deserteur vor uns; ein
mstand, der für uns nicht unbedeutend ist."

„Ihr mögt Recht haben. Laßt sie also ungestört
n Bord, wenn sie es verlangen. Indessen geziemt es
ns, auf unserer Huth zu sein, und man soll die Kerle
ntersuchen, ehe sie über den Fallreep kommen; auch
ihrem Boote muß wohl nachgesehen werden."

Der Steuermann verbeugte sich, zum Zeichen, daß
lles dem erhaltenen Befehle gemäß geschehen solle,
s der Lieutenant sich selbst unterbrach: „Ha! Was
t das? Seht dort am Bord des Piraten! Ein Kerl
ringt auf die Galerie, ein Anderer in die Wanten!"

„Seht Ihr's! Die Flucht ist entdeckt! Da blinkt
n Gewehr! Hurrah, Bursche, tummle Dich, sonst
ist Du verloren!"

„Piff! Paff!" lachte der Lieutenant. „Ducke nur
en Kopf, es hilft Dir nichts; die Kugel hat keinen
Respekt vor höflichen Leuten. Frisch! Noch einen Zug,
och einen! Hurrah! Der Kerl ist jetzt aus dem Be=
eiche ihrer Gewehrkugeln, denke ich."

„Sie verdoppeln indessen das Feuer! Andere setzen
as Boot aus! Oho, meine Jungen, Ihr kommt zu

spät! Euer Flüchtling entgeht Euch! Seid nur still, er entläuft Euren Kugeln, um seines Galgens desto gewisser zu sein!"

Diese Worte sprach der Lieutenant vor sich hin, da der Steuermann ihn bereits verlassen hatte, um das herannahende Boot nach Vorschrift in Empfang zu nehmen, das jetzt mit verdoppelter Schnelle heranbrauste, obgleich hier die See etwas hohl ging und den Ruderer sehr hinderlich war. Und es that noth, weiter zu kommen, denn die Gefahr war im Steigen. Anfänglich hatten die Piraten ganz nach der mit Emanuel getroffenen Uebereinkunft gehandelt; kaum aber hatte das Boot sich eine kurze Strecke entfernt, als einer der Piraten die Meinung aussprach, der Deutsche möge es wohl nicht ehrlich meinen, und statt das Staatsschiff in's Verderben zu führen, könne es seine Absicht sein, sie selbst in die Gewalt des Feindes zu bringen. Dieser Blitz zündete und entflammte alle Gemüther! Die Piraten, sich jetzt schon in Ketten und Banden erblickend, stießen ein thierisches Geheul aus und griffen zu den Waffen. Sie schossen ihre Gewehre ab, in der Hoffnung, den Verräther zu tödten; aber die Wuth hatte ihnen die Sicherheit geraubt; ihr sonst so scharfes Auge wurde getäuscht, die entsendeten Kugeln blieben wirkungslos, und ein bluterstarrendes Wuthgeschrei wurde ver-

nommen, als nun das Boot vor dem Fallreep des Staatsschiffes erschien.

Beide Ruderer, sowohl Emanuel als der Magister, waren so erschöpft, daß sie nicht ohne Beistand auf das Verdeck gelangen konnten. Die übermäßige Arbeit sowohl, als die Todesangst hatte sie fast gelähmt. Man mußte ihnen eine kurze Ruhe gönnen und ein Stärkungsmittel aus dem Magazine des Doktors reichen, ehe sie zu dem wachthabenden Officier geführt werden konnten. Dieser trat ihnen rasch entgegen und fragte im barschen Tone: „Wer seid Ihr, und was wollt Ihr?"

„Arme Flüchtlinge, Herr!" entgegnete Emanuel. „Alles, was wir wollen, ist, daß wir uns unter den Schutz Eurer Flagge stellen dürfen."

„Ehe ich Euch den gewähren kann, muß ich wissen, wer Ihr seid;" sprach der Officier. „Aber dem Orte nach zu urtheilen, woher Ihr kommt, seid Ihr, wie man zur See sagt, am Regentage vom Luf in den Lee des Großsegels gerathen."

„Wenn Ihr mir zu reden vergönnt," sagte Emanuel rasch, „werdet Ihr finden, daß ich werth bin, von Euch beschützt zu werden, ich und dieser unglückliche Mann. Aber rasch muß es geschehen; denn mein Vorhaben kann nur gelingen, wenn es mit der größten Schnelligkeit ausgeführt wird. Auch möchte ich nicht vor allen Leuten

meine Aussage machen, und bitte Euch dringend, mich besonders anzuhören."

Der Lieutenant winkte den Umstehenden, sich zurückzuziehen und stand Emanuel gegenüber. Dieser sprach rasch, aber zuversichtlich und besonnen; er erzählte, ohne sich auf die nähern Erörterungen einzulassen, wie er vom Bord der „Schelde" weg, und in die Gewalt der Seeräuber gelangt sei; wie er zu ihnen gestanden, wie er die Insel und ihre Zugänge kennen gelernt habe, und was er zu thun gesonnen sei.

Der Lieutenant hörte den Bericht des Mannes mit wachsendem Staunen und ging mit schnellen Schritten auf und ab: „Kerl! wenn Du lügst, so ist die Nock unserer Fockraa ein viel zu ehrlicher Galgen für Dich; sagst Du aber die Wahrheit . . . . Du warst als Vortoppmann am Bord der „Schelde" eingeschrieben, die in diesen Gewässern verloren gegangen ist?"

„Ja, Herr! Und ich kann das genaueste Zeugniß davon ablegen, da mir leider alle Umstände, die dabei vorkamen, nur zu wohl bekannt sind."

„Du hattest zu Deiner Flagge geschworen, und schwurst nachher den Räubern. Soll ich dem Meineidigen trauen?"

„Ich bitte Euch, Herr! wollt nur bedenken, wie unsere Lage war. Hätte ich nicht geschworen, ich wäre

erschossen, wie der Theiß. Ich that's und dafür stehe ich nun hier, um der gesammten Schiffahrt einen großen Dienst zu leisten. Ich denke, es wird eine geistliche oder weltliche Macht geben, die mich von dem Piratenide entbinden kann."

Der Lieutenant bedachte sich einen Augenblick, übergab dann die beiden Flüchtlinge der Aufsicht des ersten Steuermanns und ging in die Kajüte des Capitains, um diesen von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Es ward alsobald ein Kriegsrath zusammenberufen, voran alle Officiere des Quarterdecks und der Hochbootsmann Theil nahmen. Nachdem der erste Lieutenant seine Aussage gemacht hatte, und eine kurze Berathung gehalten war, wurden Emanuel und der Magister vorgeführt. Letzterem verschloß die Furcht den Mund, aller Emanuel überwand die Scheu, vor einer so mächtigen Versammlung zu reden, und wiederholte Alles deutlich, was er vorhin ausgesagt; machte sich auch verbindlich, die Staatsbrigg unversehrt in die Piratenbai zu bringen, wenn man seinen Aussagen trauen, und ihm das Steuer des Schiffes überlassen wolle.

Als er seine Aussagen gemacht hatte, wurde er wieder abgeführt. Es entstand eine lange und verworrene Berathung, die schwer zu einem gemeinschaftlichen Ziele zu leiten war, da fast eben so viele Meinungen

als Theilnehmer vorhanden waren. Der Beharrlichkei und Gewandtheit des Capitains gelang es endlich die verschiedenen Ansichten einander näher zu bringen Er für sein Theil glaubte an die Ehrlichkeit Ema nuel's; die überzeugende Einfachheit seiner Erzählung machte auf diesen gereiften Seekrieger einen tiefen Ein druck, und er traute dem treuen Blick des Auges, de in sein Inneres gedrungen war. Kaum hatte sich dahe ein Theil der Officiere mit dem Gedanken vertraut ge macht, von der Laune eines Seeräubers abzuhängen und gewissermaßen unter seinen Befehlen zu stehen, al sich der Capitain erhob und sagte: „Die Stunde drängt was geschehen soll, muß entweder jetzt geschehen, oder ganz unterbleiben. Ich erkläre hiermit, daß ich den Aus sagen jenes Emanuel's traue, daß ich das Schiff nach den von ihm anzugebenden Richtungen steuern lassen werde, und daß ich die volle Verantwortung für all Folgen auf mich nehme, die dieser Schritt nach sich ziehen kann. Man führe den Mann wieder vor!"

Emanuel erschien und empfing die Erklärung, daß man Alles thun wolle, sich der Insel zu bemächtigen daß man daher seiner Leitung folgen werde, und ihn wohl zu überlegen gebe, nicht auf Verrath zu sinnen da sein gewisser Tod die erste Folge davon sei. Für den Fall des glücklichen Gelingens wurden ihm völlig

Verzeihung und andere Vergünstigungen feierlich ver-
sprochen. „Bedenke, Mann," sagte der Capitain mit
Nachdruck, „daß wir allesammt unsere Ehre in Deine
Hände legen!"

Tief ergriffen von dem Ernste und der Milde, wo-
mit er von den Officieren des Staatsschiffes empfangen
ward, kniete Emanuel nieder und streckte seine Rechte
zum Himmel: „So wahr mir Gott helfe!" sprach er
mit Thränen erstickter Stimme, „ich will bei dem Rechte
verharren!"

Dann aber stand er auf und sagte mit der ihm so
eigenthümlichen Ruhe und Entschlossenheit: „Nun aber
laßt uns rasch zum Werke schreiten, ehe es zu spät
wird. Schon dunkelt der Abend herein und Alles kommt
darauf an, daß das Räuberschiff unser ist, ehe die Nacht
völlig einbricht. Haltet Eure Brigg gerade auf den Pi-
raten ab, und macht die Böte bereit, um ihn auf diese
Weise rasch zu entern. Alles muß schnell gehen, und
den Räubern die Gelegenheit abgeschnitten werden, ein
Boot an's Land zu schicken, damit die auf der Insel
ungewarnt bleiben und unserm Landen kein Hinderniß
in den Weg legen. Ihr wißt das Alles besser anzuord-
nen, als ich, darum thut, wie ich sagte, und laßt mich
meinen Platz am Steuer nehmen."

Emanuel trat zu den Männern an der Steuertaille,

und gab die Richtung an, in welcher gesteuert werden sollte. Der Abendwind, der längs den Felsenwänden der Insel hinstreifte, frischte in diesem Augenblick etwas auf, und die Brigg schoß mit scharf angebraßten Segeln dem Piratenschiff entgegen. Dieses hatte unterdessen seine Schaluppe in's Wasser gelassen, und von acht Ruderern fortgetrieben, flog sie dem Lande zu. Aber bereits waren die leichten Böte der Brigg über Bord gesetzt und suchten die Landung der Piraten zu verhindern. Es begann eine förmliche Jagd, und nach allen Seiten hin wichen die Piraten zurück, während sie stets wieder von den Orlogsmatrosen eingeholt und immer mehr in die Enge getrieben wurden. Endlich siegten die letzteren. Das Boot der Räuber wurde so enge eingeschlossen, daß es nicht an ein ferneres Entweichen denken konnte. Ein blutiger Kampf entspann sich, Blut floß von beiden Seiten und die Erbitterung stieg auf's Höchste. Von Feuerwaffen konnte man keinen Gebrauch machen; es fehlte an Raum und Zeit zum Laden und Abfeuern. Man kämpfte Auge in Auge, Stirn gegen Stirn; man rang mit einander und umschlang sich mit eisernen Armen, bis der Besiegte in's Meer sank und seinen Sieger, von dem er die Hand nicht lassen wollte, mit sich in die Tiefe hinabriß. Ein Wuthgeheul ertönte von dem Verdecke des Piratenschiffes, als

der letzte Mann ihres Bootes in die See stürzte und die Orlogsmatrosen ein lautes Siegeshurrah ertönen ließen. Zugleich griffen die Räuber zu den Waffen und eröffneten ein heftiges Gewehrfeuer. Mancher brave Seemann stürzte, von einer Kugel in das Herz getroffen, lautlos in die See oder sank, schwer verwundet, wimmernd zwischen den Duchten nieder; aber wie heftig auch das Feuer unterhalten wurde, die Orlogsböte drangen immer näher auf das Piratenschiff ein, welches sie nach einigen geschickten Wendungen, wodurch sie die Seeräuber zu täuschen und in Ungewißheit zu erhalten wußten, zugleich am Steuer = und am Back = Bord enterten.

„Und sie sollen uns doch nicht haben!" rief einer der Piraten, mit den Zähnen knirschend, in dem Augenblicke, als der erste Officier mit geschwungenem Säbel auf das Verdeck sprang; „wir müssen nun einmal daran, und da ist es besser, risch in die Luft, als nach dem Spruche ihres Kriegsgerichts mit der hanfenen Schnur um den Hals!"

„Hm!" entgegnete rasch sein Nachbar und strich sich den blutigen Bart. „Halte von einem solchen Luftsprung nicht viel; hast aber recht, es ist immer besser, als ein Sprung von der Fockraa eines Staatsschiffes. Thu' was Du willst! Ich denk's nicht zu erleben, son-

dern mich so fest mit Einigen dieser Orangenmänner zu verbinden, daß wir Dein Feuerwerk nicht mehr hören und sehen! Hole der Teufel zehn- und tausendfach den hundischen, vermaledeiten Verräther!"

Mit diesen Worten warf er sich den Matrosen entgegen, die, ihrem Officier folgend, auf das Verdeck sprangen, und schlug mit Riesenkraft um sich, so daß die Orlogsmänner stutzten und der Ausgang des Kampfes für sie ungewiß geworden wäre, wenn der Pirat einige Unterstützung gehabt hätte. Der Andere schlich unterdessen, als ob auf dem Mitteldecke nichts vor sich ginge, in die Combüse und kehrte bald darauf mit einer brennenden Laterne zurück, womit er der Kajüte zueilte. Einen Schritt weiter, und das Schicksal Aller wäre entschieden gewesen. Aber bereits hatte er die erste Stufe betreten, als eine Kugel ihn erreichte und er mit zerschmettertem Kopfe die Treppe hinabstürzte.

Der Sieg war vollständig. Die wenigen Piraten, welche dem Blutbade entronnen waren, wurden gefesselt mit ihren eignen Stricken und an Bord der Brigg gesandt. Emanuel kam herüber und sagte zu dem Officier, der am Bord des Piratenschiffes befehligte: „Jetzt kommt der Haupttheil unserer Arbeit. Es gilt, in die Bai einzusegeln, und Ihr werdet sehen, daß sie uns selbst die Signale dazu machen. Ihr merkt nicht, was

um uns her vorgeht; aber ich, geübt in der Art und Weise, wie diese Blutsöhne sich mittheilen, weiß, daß die Höhen am Strande belebt sind, und Alle auf den Ausgang des Kampfes harren, der hier begonnen hat. Seht Ihr nicht dort auf jener Höhe einen matten Schein?"

In der That konnte man, wenn man scharf nach dem bezeichneten Vorsprunge hinsah, einen schimmernden Streifen bemerken, der aus den Felsenspalten hervorleuchtete. Ein Aehnliches wurde an mehreren andern Theilen der Küste bemerkt; doch war Alles nur matt und es ließ sich nicht deutlich sagen, ob es nicht eine Täuschung sei, oder von einer Luftspiegelung herrühre.

„Dort lauern sie und harren des Signales, was ihnen von den Ihrigen gegeben wird!" fuhr Emanuel fort. „Da nun aber keiner von ihnen übrig ist, so will ich es thun, und den Bewohnern der Insel verkündigen, daß ihr Fahrzeug den Sieg über ein Staatsschiff davon getragen hat, und dasselbe als Beute mitbringe."

Er warf einen Feuerbrand in einen eisernen Kessel, der auf dem Hinterdecke wohl befestigt war. Ein dumpfer Knall ward gehört, eine Feuersäule, die für Augenblicke Tageshelle verbreitete, stieg in die Luft, und aus derselben flogen zwölf Raketen, nach allen Richtun-

gen hin, in die Nacht hinaus. Kaum war dies Zeichen gegeben, als man, trotz der wogenden Brandung, ein Freudengeschrei vom Lande her vernahm und die Feuersignale auf den Bergspitzen hell aufleuchteten. Eine Flamme erhob sich nach der andern, und bald war die ganze Bai so erleuchtet, daß man deutlich die verschiedenen Tonnen und Baken sehen und die Klippen vermeiden konnte, die ihre schwarzen Häupter drohend aus der schäumenden Flut emporstreckten.

„Der Weg ist offen!“ sprach Emanuel, „und wenn Ihr mir folgen wollt, machen wir uns sogleich an's Werk. Jetzt ist die Ueberraschung mit uns und liefert sie in unsere Gewalt. Warten wir den Tag ab, und sie erkennen den wahren Stand der Dinge, so fallen nicht Alle in unsere Hände; sie fliehen in das Innere der Insel, und es kostet viel Mühe und Sorge, ehe wir unsern Zweck erreichen. Jetzt sind sie unser mit einem Schlage!“

Man begann sogleich dieser Aufforderung Folge zu leisten. Die Segel des Piratenschiffes wurden beigesetzt und scharf an den Wind gebraßt. Emanuel stand am Steuer und leitete das Fahrzeug selbst in den gefahrvollen Kranz von Klippen. Auf ein deßhalb gegebenes Signal zog die Brigg in geringer Entfernung hintendrein. Mit jeder halben Kabellänge vorwärts wurde

es am Strande lebendiger, man bemannte die Böte und machte Anstalt, bei den angekommenen Schiffen an Bord zu gehen. Alle Vorkehrungen waren zu dem Empfange der Gäste getroffen; sobald ein Boot anlegte, sei es am Piratenschiff, sei's an der Brigg, die sie für ihre glücklich errungene Beute hielten, und die Männer sich jubelnd auf das Verdeck schwangen, wurden sie hinterrücks ergriffen, ihnen der Mund geknebelt und sie dann in den Raum geworfen. Alles geschah schnell und gewandt, die Ueberraschten, auf nichts weniger als einen Angriff gefaßt, leisteten keinen Widerstand, und noch hatten die Schiffe nicht den sichern Ankerplatz erreicht, als bereits ein großer Theil der Insulaner in Ketten und Banden lag.

Endlich erreichte man den Platz, wo das Staatsschiff seinen Anker werfen sollte, und dieser rollte in die Tiefe hinab. Die Matrosen der Brigg warfen sich sogleich in die Böte; nach der ihnen von Emanuel ertheilten Weisung stoben sie nach allen Richtungen hin; die Pechkränze glühten auf, sie durchflogen zischend die Luft und in wenig Augenblicken stand die ganze Piratenflotte in Flammen. Ein Schrei des Entsetzens ward vernommen. Weithin leuchtete der Feuerschein und verbreitete Tageshelle am Strande. Dort irrten Greise, Weiber und Kinder händeringend

und schreiend durch einander, den Verräther verfluchend; die wenigen kampffähigen Männer, die noch zurückgeblieben waren, griffen zu den Waffen, sprangen im rasenden Zorn in die noch übrigen Böte und drangen auf die Feinde ein. Ein mörderischer Kampf begann; die Piraten wollten lieber mit dem Säbel in der Hand fallen, als auf dem Hochgerichte enden. Ein Boot mit solchen verzweifelnden Kämpfern stieß mit einem Orlogsfahrzeuge zusammen, in welchem sich Emanuel befand. Schnell ward den Räubern die Ursache dieses nächtlichen Ueberfalls klar, denn bis jetzt war es ihnen unbekannt, wie so plötzlich das Unerwartete sich begeben. Ein Geheul der Wuth und der Vernichtung zerriß die Luft und ein Kampf begann, der mit der heftigsten Erbitterung geführt wurde. Alle Waffen waren gegen Emanuel gerichtet, der hinten im Boote stand und sich mit großer Kaltblütigkeit gegen die Uebermacht vertheidigte. Die Glut des Feuers, welche den Schauplatz des Mordes bestrahlte, leuchtete hoch empor, und das Gekrach und Bersten der zusammenstürzenden Planken übertönte von Zeit zu Zeit das Geschrei der Kämpfenden und das Gestöhne der Verwundeten und Sterbenden.

Endlich unterlagen auch die letzten, und der Waffenlärm schwieg, die Feuerröhren verstummten. Ein gro-

ßer Theil der Orlogsleute hatte sich an's Land begeben und nahmen Besitz von den Magazinen. Sie trieben die Weiber und Kinder der Piraten vor sich her, und sperrten sie in einen Schuppen, der sonst zur Aufbewahrung von Kaufmannsgütern benutzt ward. Die nöthigen Wachen wurden ausgestellt, die übrigen Leute begaben sich an Bord ihres Schiffes, um von den Anstrengungen dieses unvorhergesehenen Kampfes, der so glänzende Folgen für sie herbeiführte, sich zu erholen. Emanuel ward zu dem Capitain beschieden und empfing von ihm, in Gegenwart der andern Officiere, die größten Lobsprüche wegen seines Benehmens und die Versicherung der thätigsten Verwendung, sobald man den Hafen erreichte. Aus eigner Machtvollkommenheit ernannte ihn der Capitain einstweilen zum Bootsmannsmaaten auf seinem Schiffe, da einer von diesen in dem Kampfe gegen die Räuber gefallen war. Ein ansehnliches Geldgeschenk, das ihm geboten wurde, lehnte er ab. „Nicht für Geld habe ich diese Unglücklichen, deren Blut ich getrunken, verrathen. Ich gab die Insel und ihre Bewohner in Eure Hände, um die See von diesen habgierigen Ungeheuern zu befreien, die sich zahllos vermehrten und keinem Schiffe mehr eine freie Fahrt sicherten. Ich that es, um der Menschheit zu nützen, nicht um mich zu bereichern. Ihr mögt es gut meinen,

da Ihr mir dies Anerbieten macht, aber Ihr würdet mich verachten müssen, wenn ich für Geld so viel Blut vergossen hätte. Darum bitte ich auch, daß ich bei der Theilung der Beute, die sich hier vorfinden wird, nicht mit bedacht werde!"

Mit diesen Worten zog er sich zurück und keiner der Officiere entgegnete ihm etwas. Als er das Verdeck betrat, um an einer einsamen Stelle seinen Gedanken nachzuhängen, sanken die letzten brennenden Trümmer der Piratenschiffe in die Flut hinab und verlöschten zischend. Nacht war rings umher. Der Wind hatte ganz aufgehört, der niederländische Wimpel hing regungslos und die Sterne funkelten hell und klar herab auf die Stätte des Mordes und der Verwüstung.

Tiefe Stille herrschte am Bord der Brigg. Emanuel lag auf dem Verdecke ausgestreckt und die Augen zum Sternenhimmel emporgerichtet. An seinem Geiste ging seine ganze Vergangenheit vorüber, von dem ersten Ereignisse seiner Jugend an, bis zu dem blutigen Abenteuer des jüngst vergangenen Tages. Er dachte jener glücklichen Stunde, da er den kleinen Edmund aus dem Strom rettete, und jener bittern, da Herr Adrian van Kraag ihm den Namen: Hexenbootsmann gab, den er immer in solchen Augenblicken hörte, wenn ihm ein trauriges Ereigniß bevorstand. Er gedachte der edlen

Frau, deren Sohn er erhielt, und die ihm dafür mit so viel Freundlichkeit und Milde dankte. Alles stand klar und hell vor seinem Geiste und eine Sehnsucht nach dem stummen Knaben bemächtigte sich seiner, die Worte nicht auszudrücken vermögen. Hatte ihn doch der Dienst während langer Jahre am Bord der „Schelde" gefesselt, und während der ganzen Zeit war er zwar nicht mit Herrn van Kraag in Berührung gekommen, aber er kam auch nicht ein einziges Mal nach Batavia, um sich nach seinem Schützling zu erkundigen. Wohl hatte er dafür gesorgt, daß von Zeit zu Zeit ein Brief an den Pflegevater des stummen Edmund abging, in welchem der größte Theil seines Verdienstes von ihm stets beigeschlossen wurde; aber es war keine große Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß diese Briefe jemals den Ort ihrer Bestimmung erreichen würden, da er ihn nicht einmal genau anzugeben wußte, und die Beförderungsmittel, die einem Matrosen zu jener Zeit zu Gebote standen, nicht gerade die zuverlässigsten waren. Aber jetzt! Er hatte die Versicherung von dem Befehlshaber des Staatsschiffes empfangen, daß man geraden Weges nach Batavia segeln werde, und er dort sogleich hinlänglichen Urlaub empfangen solle, um seine Geschäfte zu ordnen. Wäre doch nur jene heiß ersehnte Stunde erst gekommen!

Die Nacht ging ruhig vorüber, aber mit dem ersten Strahl des anbrechenden Tages war Leben und Bewegung überall. Die neu aufgehende Sonne sah auf einen Schauplatz furchtbarer Zerstörung herab. Man begab sich wieder an's Land, um die Magazine zu untersuchen und die Vorräthe in Sicherheit zu bringen. So viel das Staatsschiff fassen konnte, ohne überladen zu werden, wurde an Bord gebracht, und vor allem die Kostbarkeiten, Gold und Silber, geprägtes und ungeprägtes, das sich in großer Menge vorfand. Was nicht mitgenommen werden konnte, davon fertigte man Verzeichnisse an, und brachte es dann in den Magazinen unter, um es zur gelegenen Zeit abzuholen. Die Arbeit ging rasch vor sich und wurde von den Officieren mit gewohnter Umsicht geleitet. Die Weiber und Kinder standen zitternd umher, und vernahmen bebend den Ausspruch des Commandirenden, daß sie jetzt zurückbleiben und später mit den Waaren abgeholt werden sollten, da man jetzt zu wenig Raum habe, um sie mitnehmen zu können. Man gestattete ihnen nur einen kurzen Abschied von den Vätern, Gatten und Söhnen. Es war ein Abschied auf Tod und Leben, die Weiber und Unmündigen blieben zurück, um auf dem Felsen zu verschmachten, wenn man es vergessen sollte, sie abzuholen; die Männer schieden, um fern von diesem Strande den Tod durch Henkershand zu erleiden.

Emanuel hatte die Officiere noch einmal an's Land begleitet und kehrte jetzt mit ihnen an Bord zurück, da man noch vor Sonnenuntergang — es war am dritten Tage nach der Landung — die offne See gewinnen wollte. Durch Zufall war er einige Schritte zurückgeblieben, da sprang ihm ein ergrauter Pirat in den Weg und stieß nach ihm mit einem funkelnden Messer: „Der Stoß ist für Dich, Du hundischer Verräther, und so räche ich alle meine Kameraden!“ Das Messer saß tief in Emanuel's Rippen und laut schreiend stürzte er zu Boden. Einer der Officiere wandte sich um und erblickte das neue blutige Schauspiel. Der Mörder ergriff die Flucht, aber die Kugel des Officiers holte ihn ein, und er stürzte todt zu Boden. Emanuel aber ward sorgfältig an Bord gebracht und der Obhut des Wundarztes übergeben. Dann wurde der Anker gelichtet, und mit Mühe und Noth gelang es dem Staatsschiffe, sich durch das Labyrinth von Klippen zu winden und die hohe See zu erreichen. Als man endlich Segel setzen und einen sichern Cours steuern konnte, hüllte die Dämmerung das Meer in seine stillen Schatten, und ein Gehülfe des Wundarztes meldete dem wachthabenden Officier, daß Emanuel von einem heftigen Wundfieber ergriffen sei und zu den lebhaftesten Besorgnissen Anlaß gebe.

Zwölftes Kapitel.

Wir haben Sara ohnmächtig auf einem wüsten Platze zurückgelassen, versteckt hinter einem Haufen alten Schiffsbauholzes, und bewacht von Frèrk, der sich vergeblich bemühte, sie durch Rufen und Schütteln zu erwecken. Die Nachtluft ging kalt und die zarte Gestalt des beklagenswerthen Weibes zitterte vor Frost. Frèrk hatte in der Angst seines Herzens bereits seine Monkeyjacke abgezogen, um sie damit zu bedecken, und lief jetzt, selbst vom Froste geschüttelt, auf und ab, um sich einigermaßen zu erwärmen.

Erst als die Nacht allmählich wich und im Osten ein heller Streifen schimmerte, schlug Sara die Augen auf. Sie sah verwundert um sich her, rieb sich die Stirn und konnte nicht begreifen, wie sie hierher gelangt sei. Aber bald tauchte eine Scene nach der andern aus der vergangenen Schreckenszeit vor ihrer Seele auf; sie schlug die Hände vor das Gesicht, als könne sie dadurch die grauenhaften Bilder verscheuchen, und schrie laut auf. Frèrk, der ihr zur Seite stand, bat, sie möge doch nicht so schreien, damit, wenn ihre Verfolger in der Nähe wären, diese nicht aufmerksam gemacht würden und herbeikämen, um sich ihrer zu bemächtigen.

„Mein Kind!“ rief Sara aus. „Mein Kind! Ich

will mein Kind haben! Wo ist Edmund? Mein armer, unglücklicher Edmund?"

„Der ist bei Meister Emanuel!" sagte Frèrk besänftigend, „und Ihr wißt ja, daß er bei dem in guten Händen ist. Laßt uns nur still und ruhig sein, so wird sich Alles finden, und ehe der Tag zu Ende geht, sind wir wieder beisammen. Den Emanuel laßt nur machen; der ist sehr klug und hat dem Kuffschiffer und dessen Steuermann eine Nase gedreht."

Der Unschuld heiligste Beglaubigung sind Thränen, sie sind der lindernde Balsam für den heftigsten Schmerz. Sara weinte, und das beklemmte Herz ward erleichtert, ihre Gedanken ordneten sich, ihr Geist ward heller. „Ich darf mich nicht ohnmächtigen Schmerzen hingeben!" sprach sie zu sich selbst. „Auf mich allein bin ich angewiesen; auf meinen Führer kann ich mich nicht verlassen; ich muß wohl noch eher für ihn sorgen. So gib denn du, mein himmlischer Vater, in dieser Stunde des Leidens, Kraft und Stärke, damit ich handle, wie es das Geschick von mir fordert!" Und als hätten diese wenigen Worte sie getröstet und erhoben, stand sie von ihrem traurigen Sitze auf und suchte, ob sie noch in dem Besitze ihrer Papiere sei. Diese waren vorhanden. Zwar hatte sie Emanuel das baare Geld anvertraut, aber zu ihrer Freude fand sie noch eine mit Dukaten

wohl versehene Kniptasche an ihrem Gürtel, und forderte nun Frèrk fest und entschieden auf, zunächst mit ihr nach einem Gasthause zu gehen, wo sie sich nothdürftig erholen und dann beschließen könnten, was in der gegenwärtigen Lage weiter zu thun sei. Bald war ein solches gefunden; es lag an dem Ausgange des Zimmerplatzes, auf welchem Sara so unfreiwillig die Nacht zugebracht hatte. Die alte Wirthin nahm sich freundlich der Fremden an; sie fragte nicht erst lange nach dem Woher und Wohin? sie sah, daß Hülfe noth that, und spendete sie gern. Sara ward in ein Hinterstübchen geführt, und freundlich nöthigte die Alte, von dem Lager Gebrauch zu machen, das sich in demselben befand; ein tüchtiges Feuer im Ofen vermehrte die Behaglichkeit, und Sara, selbst nicht wollend, schloß die Augen. Die Natur forderte ihr Recht und sie schlief einige Stunden sanft und ruhig. Die Wirthin bemühte sich indessen den Begleiter Sara's in der allgemeinen Gaststube mit gewärmtem Bier, Brod und Fleisch zu erquicken, und versuchte ihn nebenbei auszufragen. Frèrk schonte das ihm Dargebotene nicht, und indem er dem Frühstück alle mögliche Ehre erwies, erzählte er unausgesetzt, aber in seiner verworrenen Weise, daß die alte Wirthin vielfach mit dem Kopfe schüttelte. Soviel hatte sie indessen verstanden, daß die Dame, die Herberge bei ihr nahm,

während der Nacht ihr Kind verloren habe, und dies war vollkommen genug, um der armen Sara die Theilnahme der Wirthin zu erwerben; diese erinnerte sich dabei ihres eignen Sohnes, den sie vor vielen Jahren eingebüßt hatte. Er war, wie so manches Unglückskind, von den Seelenverkäufern aufgegriffen, und nach Batavia geschleppt worden; dort starb er am gelben Fieber und die Mutter hatte ihn nie wieder gesehen. „Ach ja," sprach die Frau in ihrer Weise vor sich hin, während Frèrk sich auf die Ofenbank hinstreckte und einschlief: „es ist wohl hart für arme Aeltern, wenn sie ihre Kinder mit Liebe und Sorgfalt großgezogen haben, diese hinsterben zu sehen; doch haben sie noch den Trost, daß sie ihnen die letzten Stunden erleichtern, ihnen die Augen zudrücken, und ein Gebet an ihrem Sarge sprechen können. Aber wenn man uns die Kinder wegnimmt, ohne daß wir wissen, wo sie blieben, wir erst wieder etwas von ihnen hören, wenn sie gestorben sind, das ist noch einmal so traurig; das habe ich auch erdulden müssen, und schütze Gott die arme Frau, daß ihr nicht ein gleiches Schicksal zu Theil werde."

Als Sara erwacht war, suchte sie sich mit der Wirthin zu verständigen, allein Sara war des Holländischen nicht mächtig, während ihre Wirthin außer ihrer Muttersprache keine andere verstand. Doch hatte sie

errathen, daß ihr Gast eine Engländerin sei, und es fiel ihr ein, daß ihr Nachbar, der Krämer, manches liebe Mal in England gewesen und dieser Sprache vollkommen mächtig sei, sie eilte also ihn herbeizurufen.

Ein wehmüthiges Gefühl ergriff Sara, als sie die befreundeten, so lange entbehrten Klänge der Heimat vernahm; sie konnte sich beinahe der Thränen nicht enthalten. Der Krämer war ein Biedermann; er hörte genau auf die Mittheilungen der Fremden und sagte: er zweifle keinen Augenblick, daß die Seelenverkäufer ihren Begleiter ergriffen und an Bord irgend eines Ostindienfahrers geschleppt hätten, zumal mehrere in der Ausrüstung lägen und es an Händen mangele. Daß man auch das Kind mitgenommen habe, bezweifle er, und dasselbe sei wahrscheinlich auf der Straße zurückgeblieben. Dieß indessen zu ermitteln, reiche seine Stellung nicht aus, und er würde vorschlagen, sich an eine hochgestellte Person zu wenden.

„Ja," entgegnete Sara rasch, „dies ist jedenfalls ein guter Rath, und nichts könnte ersprießlicher für mich sein, als wenn ich mich an den Gesandten meines Landes wendete. Ich hatte diesen Gedanken bereits bei meiner Ankunft in Amsterdam gefaßt, und würde ihn schon ausgeführt haben, wenn nicht dies unselige Ereigniß dazwischen getreten wäre. Habt denn die Güte,

werther Herr, für mich zu erforschen, wer gegenwärtig den Posten eines englischen Gesandten vertritt, und ob er sich hier oder im Haag aufhält."

„Das will ich alsobald in's Werk richten," sprach der ehrliche Krämer. „Es ist nicht weit bis zum englischen Consulat, und dort erfahre ich Alles. Geduldet Euch nur eine kurze Zeit und versucht während dem ein wenig zu ruhen."

Als der Krämer nach einer Stunde zurückkam, meldete er, daß der englische Gesandte im Haag sei und Lord Derwick heiße. Sara erröthete, denn sie hörte den Namen eines nahen Verwandten mütterlicher Seits. Anfangs schwankte sie, ob sie es wagen solle, sich diesem Manne anzuvertrauen, denn sie begriff, daß der Zorn ihrer Familie gegen sie nicht geringe sei; aber im Vertrauen auf den allbekannten ehrenwerthen Charakter Lord Derwick's, im Vertrauen auf ihre gerechte Sache und im Schutze eines großen, namenlosen Unglücks, beschloß sie, die Hülfe jenes Mannes in Anspruch zu nehmen. Der Krämer versprach, für eine gute Reisegelegenheit zu sorgen, auch wolle er sie selbst begleiten und ihre Habseligkeiten aus jenem Wirthshause herbeischaffen, wo sie vor ihrer nächtlichen Flucht wohnte. Den Weg dahin zeigte Frèrk, und Alles ward unversehrt vorgefunden, so daß sie, ihrem Range gemäß, vor

dem Lord erscheinen konnte. Ihre Papiere waren in der vollkommensten Ordnung und ließen nicht den geringsten Zweifel gegen ihre Aussage aufkommen.

Die Reise ward angetreten. Der Krämer und Frerk — den sie nicht von sich entfernen wollte — begleiteten sie. Man begab sich sogleich in die Wohnung des Gesandten und bewarb sich um eine Audienz. Anfangs machte der Kammerdiener einige Schwierigkeiten, er wollte den Namen Derer wissen, die er zu melden habe. Aber Sara scheute sich, ihn hier zu nennen, und ihre innigen Bitten änderten seine Sinnesart, und bald stand dieselbe ihrem würdigen Oheim gegenüber.

„Verzeihung, Mylord," sprach sie mit zitternder Stimme, „wenn ich es wage, Sie in Ihrem Hause zu stören und um Ihren Beistand anzuflehen; aber ich bin hier ganz fremd, von Unglück gebeugt und von mächtigen Feinden verfolgt...." Ihr versagte die Stimme.

„Fassen Sie sich, Madame!" sprach der Lord gütig. Sein Auge ruhte mit Wohlwollen auf der Unglücklichen, und die Aehnlichkeit, welche sie mit seiner nahen Verwandten hatte, bewegte ihn tief, ob er gleich dies nur für zufällig hielt. „Fassen Sie sich, Madame, sagen Sie mir, was Sie bedrängt, und was ich für Sie thun kann. Vor Allem aber lassen Sie mich wissen, welche meiner Landsmänninnen es ist, die ich in einer so beklagenswerthen Lage vor mir sehe?"

„Ich will es Ihnen sagen," entgegnete Sara in tiefer Bewegung, „wenn ich gleich fürchten muß, daß Ihre Güte sich gegen mich in Zorn verwandelt, wenn ich mein Geheimniß offenbare. Aber ich habe ein reines Gewissen! Wie gerechten Grund auch mein Vater haben mag, mit mir zu zürnen, weil seine Liebe einen solchen Mangel des Vertrauens von Seiten seines Kindes nicht verdiente, wie sehr meine Verwandten aufgebracht sein mögen, weil ich, nach ihrer Meinung, sie beschimpfte, mein Herz spricht mich frei. Aber, Mylord, verzeihen Sie mir, das ist nicht die Art und Weise, wie ich, Ihnen gegenüber, sprechen sollte, denn ich bin Sara, die Tochter Rebecca Derwick's und Algenor Effingham's!"

„Nein! Nein!" entgegnete der Lord, einen Schritt zurückweichend.

„Ich bin's!" sprach Sara weinend. „Und nun ich dies gesagt habe, bitte ich Sie, Mylord, ich beschwöre Sie, diesem schrecklichen Auftritte ein Ende zu machen und mir zu sagen, was Sie über mich beschließen."

„Ehe ich irgend etwas bestimmen kann," sagte der Lord, noch sichtlich überrascht, „muß ich mich genügend überzeugen, worauf sich diese Ihre Behauptung gründet...."

„Ich verstehe, Mylord!" unterbrach Sara mit leichtem Erröthen den Gesandten. „Wenn Sie die Gnade

haben wollen, dies Portefeuille zu durchforschen, so werden Sie in demselben nicht nur die unzweifelhaften Documente meiner Abkunft, sondern auch diejenigen Schriften finden, welche meine rechtmäßige Vermählung beweisen und über den Stand meines Vermögens Auskunft geben."

Der Lord nahm die dargebotenen Papiere und entfernte sich mit einer Verbeugung. Gleich darauf erschien ein Diener, um die Dame in ein anderes Zimmer zu führen, wo sie mehr Bequemlichkeiten finden würde. Erfrischungen wurden angeboten, und Sara harrte mit ängstlicher Ungeduld der Rückkehr des Lords entgegen. Die Minuten däuchten ihr Stunden.

Endlich kam Lord Derwick und schloß sie, als eine theure Verwandte, in seine Arme. „Ich habe Ihnen nichts zu vergeben, Sara," sprach er tief bewegt. „Sie folgten dem Zuge Ihres Herzens, das kann Niemand mehr würdigen, als ich. Sie hatten das Glück, wenn auch nur kurze Zeit, mit dem Gegenstande Ihrer zärtlichen Neigung vereint zu sein; mich finden Sie an der Schwelle des Alters unvermählt. Das ist die Geschichte meines Herzens! Reden Sie jetzt offen und frei, was ist's, das Sie veranlaßte, nach Holland zu kommen, und welches Unglück ereignete sich hier?"

Sara erzählte Alles und der Lord hörte mit tiefer

Bewegung zu. Als er mit jedem Umstande bekannt war, begann er sogleich die genauesten Nachforschungen. Sie blieben umsonst; denn wer sollte verrathen, was in jener Nacht geschehen war? Niemand, als der Seelenverkäufer. Aber zu dessen Ohr drangen die öffentlichen Aufrufe nicht; denn am Morgen nach seiner Rückkehr gerieth er mit einigen noch habgierigeren Gesellen, als er war, in Streit, und erhielt in einem erbitterten Kampfe mehrere Messerstiche, die seinen Tod herbeiführten.

Lord Derwick blieb hierbei nicht stehen. Während er mit der größten Sorgfalt die Spur des verlornen Knaben zu entdecken strebte, wobei Frère nicht wenig in seiner Geistesschwachheit dazu beitrug, die Nachforschenden zu verwirren, bemühte er sich zugleich, eine Aussöhnung zwischen Vater und Tochter zu Stande zu bringen, und setzte sich deßhalb mit Sir Algenor in Correspondenz. Es gelang seinen eifrigen Bemühungen, den Zorn des Vaters zu besiegen und ihn der Versöhnung zugänglich zu machen. Er gestattete es, daß Sara zu ihm kommen, seine Verzeihung und seinen Segen empfangen solle. „Sie muß aber bald kommen," sagte er am Schlusse seines Briefes, „denn ich liege auf dem Siechbette und meine Tage sind gezählt."

Mit großer Umsicht traf Lord Derwick alle Anstalten zu Sara's Abreise und gab ihr einen treuen, sichern

Begleiter mit. Als sie abfuhr, leistete er ihr das Versprechen, in seinen Nachforschungen nicht zu ermatten und Sara sogleich Nachricht zu geben, wenn er irgend Etwas entdeckte.

Die unglückliche Tochter kam zu Effingham-House an. Als Sara an das Bett des Kranken trat, war die letzte Spur der Bitterkeit verschwunden, und nach der ersten Umarmung waren Vater und Tochter auf das Innigste versöhnt. Ihr war vergönnt die letzten Tage des vielgeprüften Greises zu erheitern und ihm in seinen Leiden beizustehen. Als einen Monat später die Herbststürme die letzten Bäume in Effingham-Park entblätterten, sank auch Sir Algenor in die Gruft seiner Väter.

Sara blieb still und einsam, freuden- und freundlos auf Effingham-House zurück. Sie war die Erbin großer Güter geworden, aber sie hatte Niemand, mit dem sie solche theilen, den sie dadurch beglücken konnte. Nur im Wohlthun fand sie einigen Trost. Den unglücklichen Frèrk, der ihr in jener Nacht ein treuer Schutz war, hatte sie zu sich kommen lassen und ihm eine Freistatt bereitet. Der Mensch war ganz Dankbarkeit gegen seine gütige Herrin, und folgte ihr wie ein Schatten. Je längere Zeit verstrich, um so mehr entschwand ihm die Vergangenheit. Er erinnerte sich wohl noch zu

Zeiten an Emanuel und an Edmund, ja bisweilen erschien ihm auch die Gestalt des Kuffschiffers und seines Steuermannes, und ihm kam die tyrannische Behandlung, die er damals vielfach erduldet, in das Gedächtniß zurück; aber dies Alles dauerte nur wenige Augenblicke, und es gab bald für ihn keine Vergangenheit mehr, wie es keine Zukunft gab.

Sara's tiefen Schmerz linderte die Zeit. Sie lebte der wehmüthigen Erinnerung an Gatten und Sohn. Eine innige Theilnahme hegte sie stets für das Land, das ihr Gemahl einige Zeit beherrschte, und das einst das Erbtheil seines Sohnes sein würde. Dieser junge Prinz beschäftigte sie viel, und sie wünschte sehnlichst, daß er ihrem Heinrich an Gestalt und Geist ähnlich werden möge. Es ahnte ihm auch im Entferntesten nicht, wer in einem Lande, fern seiner Heimat, jenseits des Meeres so oft und so inbrünstig für ihn betete.

Als Lord Derwick drei Jahre später, nach Ruhe sich sehnend, seinen Gesandschaftsposten niederlegte, folgte er der dringenden Einladung seiner Nichte, und beschloß, die Zeit, welche ihm zu leben noch vergönnt sei, in der Stille von Effingham-Park hinzubringen.

Dreizehntes Kapitel.

Sara saß unter dem Hauptportal von Effingham-House, und um sie waren die Kinder ihrer Pächter und Dienerschaft versammelt. Es war der Tag, an welchem die Lady ihren Einzug in dem Hause ihrer Väter gehalten hatte, und dieser Tag war jährlich für Alle ein Fest. Wenn ein Ereigniß in dem Schooße der ländlichen Familien sich begab, das nur irgend bis zu jenem Tage hinausgeschoben werden konnte, so geschah es gewiß, damit derselbe dadurch eine neue Weihe erhielte. Die Braut trat am liebsten an diesem Tage zum Altar, er war ihr die Bürgschaft für einen langen und glücklichen Ehestand; der Vater ließ dann am liebsten den Neugebornen taufen, er glaubte dem Kinde dadurch eine Zukunft voll Rosen zu erschaffen. Das war der schöne Baum der Liebe und Dankbarkeit, welchen Sara in den Herzen guter, arglofer Menschen pflanzte, und der so gesegnete Früchte trug. Unter dem Schatten dieses Baumes ruhte sie aus von der Pilgerfahrt, die so wenig der Freuden, so viel des Schmerzes für sie in ihrem Schooße trug. Hier lebte sie in der heiligen Erinnerung an den heißgeliebten Gatten, hier fühlte sie den tiefen Schmerz über den Verlust des einzigen Kindes und den noch grausameren über die

Ungewißheit des Schicksals der sprachlosen Waise; hier endlich linderte der mächtige Balsam der dahin eilenden Zeit den brennenden Schmerz, und gab dem mildernden Gedanken Raum, daß ihr Edmund längst nicht mehr am Leben sei, und daß sie mit ihm und dem heißgeliebten Gatten wieder dort oben vereinigt werden solle, wenn sie hier unten, nach dem Vorbilde Gottes, in Liebe und Barmherzigkeit gewandelt und Segen verbreitet hätte. In diesem Gefühl, das endlich zum herrschenden in ihr geworden war, verlebte sie ihre Tage, und kein anderes Ziel vor Augen als nur dies, suchte sie, durch treue Erfüllung so vieler, freiwillig übernommener Pflichten, demselben immer näher zu kommen.

So sah sich Sara auch wieder an einem heitern Frühlingsmorgen von einer Schaar Glücklicher umringt. Die Kinder, welche mit dem Schulmeister erschienen waren, um die Zeugnisse ihres Fleißes darzubringen, wurden mit Belobungen und kleinen Geschenken entlassen, die erwachsenen jungen Mädchen brachten selbstgesponnene Leinwand und andere Proben ihres wirthschaftlichen Sinnes; die jungen Bursche aber luden die Gebieterin für den Abend auf die Gemeindewiese, um Zeugin ihrer Spiele und fröhlichen Tänze zu sein. Sara hatte für Jeden ein freundliches Wort der Gewährung und des Dankes, und mit wehmüthigem Lä-

cheln hörte sie, als die bewegliche Schaar sich endlich zerstreute, das fröhliche Jauchzen und herzliche Gelächter derselben nach und nach verhallen.

Zu der Einsamen trat ihr alter Freund und Beschützer, Lord Derwick, und setzte sich zu ihr: „Sie blühen wie eine Rose, liebe Sara," sagte der freundliche Greis und nahm ihre Hand. „Ich hatte geglaubt, dieser ziemlich laute Empfang, den die Gemeinden Ihnen bereitet haben, würde nachtheilig auf Ihre Gesundheit wirken, so daß ich Anstand nahm, das an mich gerichtete Gesuch zu bewilligen. Aber die Abgeordneten baten so dringend; zudem kannte ich Ihre rührende Zuneigung für die Insassen Ihres Stammhauses, so daß ich nicht anders handeln konnte. Und nun ist ja auch Alles so glücklich vorübergegangen, dem Himmel sei es gedankt; — wir werden hoffentlich noch gegen Abend eine kurze Spazierfahrt nach der Gemeindewiese machen."

„Ganz, wie Sie es wünschen, mein väterlicher Freund," sprach Sara, „ganz, wie es die guten Leute wünschen, die mir so treu ergeben sind. Ich werde Sie dorthin begleiten, und es wird mich ergötzen, wenn ich die belebende Heiterkeit dieser unverdorbenen Menschen sehe. Es sind dies auch für mich Stunden des Glückes und der Freude."

„Meine gute Sara!"

„Glauben Sie es mir, mein Freund! Was mich und

mein irdisches Dasein betrifft, so habe ich mit dem Leben abgeschlossen. Alle meine Hoffnungen sind auf das Jenseits gerichtet. Hier hoffe und erwarte ich nichts mehr. Was mir dennoch zu Theil wird, nehme ich dankbar von meinem gütigen Vater im Himmel an."

Beide blieben neben einander sitzen und unterhielten sich von ihren Pächtern, was man etwa noch für diese thun könne; wie ein Gesuch zu erfüllen sei, welches mehrere von ihnen eingereicht hatten, um ein neues System des Ackerbau's, von dem man sich Wunderdinge versprach, einzuführen, und wie man endlich am zweckmäßigsten für ein glückliches, aber armes Brautpaar sorge, das mit Sehnsucht des Tags der Vereinigung harrte. Alle diese Gegenstände wurden von Lord Derwick und Sara mit solcher Ernsthaftigkeit verhandelt, daß sie das Heranrollen eines leichten Wagens kaum bemerkten, und dem Manne, der aus demselben stieg, nicht eher ihre Aufmerksamkeit zuwendeten, bis er nahe vor ihnen stand.

Der Fremde war ein Mann von vorgerückten Jahren; er wies ein stattliches Aeußere, doch war seine Gestalt bereits gebückt, und die wenigen Haare, die an dem kahlen Scheitel hingen, waren silberweiß.

„Ich bitte um Entschuldigung," sagte der Fremde, „wenn ich störe. Aber da ein Geschäft mich nach Eng-

land und in die Nähe von Effingham-Park führte, konnte ich es mir nicht versagen, einer Dame meine Aufwartung zu machen, die einst meiner besondern Sorgfalt anvertraut war. Darf ich voraussetzen, noch vor Ihr gekannt zu sein."

„Herr Johannes Wellenberger?" sagte die Dame lebhaft.

„Der bin ich, Euch zu dienen!" entgegnete der ehrbare Oberalte und Börsenherr der freien Stadt Hamburg, „und es freut mich, Eurem Gedächtnisse noch nicht ganz entschwunden zu sein. Darauf rechnete ich auch einigermaßen, um Euch ungescheut meines Herzens Neigung zu offenbaren. Wenn ich früherhin nicht ganz so handeln konnte, wie ich es wohl gewünscht hätte, so lag dies in den obwaltenden Verhältnissen, die zu beseitigen mir nicht vergönnt war."

„Bitte, mein Herr," fiel Sara ein. „Erspart Euch und mir die Erinnerungen an eine Zeit, die für mich nicht mehr ist, sondern nehmt Euren Platz hier neben uns, und erzählt, welchem Ereignisse ich die Ehre Eures Besuches verdanke.

Der ehrbare Oberalte nahm seinen Platz der Dame gegenüber ein, und fuhr fort: „Wie ich bereits die Ehre hatte zu bemerken, haben mich Geschäfte nach England geführt. Die Politik des Handels von ehedem,

ist nicht mehr die Politik des heutigen Tages. Was uns damals enge mit den Niederlanden verband, ist heute eine drückende Fessel geworden, von der wir uns nicht ohne bedeutende Opfer losgemacht haben. Hätten wir früher gewußt . . . . doch, das gehört nicht hierher und ist nicht dazu geeignet, einer Dame irgendwie Interesse einzuflößen. Von den Niederlanden getrennt, neigten sich die Conjuncturen zu Gunsten Englands, und aus dem Grunde sind unsere Verbindungen mit diesem Lande immer fester und dauernder geworden. Hiesige Freunde kamen nach Deutschland und knüpften persönlich neue Verhältnisse an; in gleicher Absicht verfügten sich deutsche Kaufleute nach London und andern großen Handelsplätzen, und so kam auch ich hierher. Ich würde Unrecht haben, wenn ich sagte, daß mein heutiger Besuch so ganz ohne Absicht ist, denn mich führt wirklich eine Absicht hierher."

„Was habt Ihr mir zu sagen?" entgegnete Sara mit einiger Unruhe, die Hand Lord Derwick's ergreifend.

„Ich bitte Euch, edle Frau," entgegnete der Kaufmann rasch, „Euch im Geringsten nicht zu beunruhigen; es ist nichts Trübes, was ich Euch mitzutheilen habe. Es ist eine Anfrage, die ich machen muß, eine Vorfrage, so zu sagen, und bitte Euch, um eine einfache aber deutliche Antwort."

„Was wünscht Ihr zu wissen?"

„Der junge Prinz Heinrich, der Sohn Eures Gemahls . . . ."

„Ich bitte Euch, mein Herr!" unterbrach die Dame den Kaufherrn.

„Seid um Geduld gebeten, edle Frau!" entgegnete der Handelsherr. „Ich würde um die Welt nichts sagen, wodurch Euch zu nahe getreten werden, oder was Euch betrüben könnte. Der junge Fürst hat auf einige Zeit sein Land verlassen, um auf auswärtigen Universitäten seine Kenntnisse zu vervollkommnen. Was er in dem väterlichen Schlosse, umgeben von den Vertrauten und Dienern seiner Mutter, der stolzen Fürstin Juliane, nicht vernommen hatte, wird ihm in der Fremde, in einer freiern, ungebundeneren Umgebung kund. Er lernt die Geschichte seines Vaters kennen. Er scheut sich, derselben Glauben zu schenken, und wendet sich an einen Freund des Vaters, den würdigen Geistlichen Reinhold, der sich im hohen Alter in die Stille des Klosters zurückgezogen hat, und dort seine Tage beschließen will. Zu diesem Manne eilt er jetzt; er findet ihn auf dem Siechbette und empfängt aus dem Munde des nun schon selig Entschlafenen eine treue Schilderung jener Ereignisse mit allen Nebenumständen. Als darauf der junge Fürst eine Reise durch das deutsche

Vaterland antrat, und ebenfalls nach Hamburg kam, gönnte er auch mir die hohe Ehre seines Besuches, da er wußte, daß mir Eure Angelegenheiten nicht fremd waren. Ich verhehlte ihm nichts, sowohl hinsichtlich Eurer Reise nach Hamburg, als auch wegen des Verlustes Eures Söhnleins und Eures jetzigen Aufenthaltes. Der gnädige Herr war tief bewegt, und dies ist sein Auftrag an Euch: Er schätzt und ehrt in Euch die edle Freundin seines Vaters, und wünscht dies Gefühl seines Herzens vor aller Welt offen kund zu geben. Jetzt zwar könnte dies nur auf eine unvollkommene Weise geschehen. Aber der Tag seiner Volljährigkeits-Erklärung, an welchem er zugleich die Zügel der Regierung ergreifen wird, ist nicht mehr fern, und er wird an diesem Tage eine Akte unterzeichnen, die Euch eine Eurem Range angemessene Stellung sichert, und Euch zu gleicher Zeit, bei Uebersendung derselben, einladen, Euren Aufenthalt in seinen Staaten zu nehmen."

Diese Nachricht machte einen tiefen Eindruck auf Sara; zwar war sie entschlossen, ihre stille Heimat, welche sie in dem Park ihrer Väter gefunden hatte, nicht mehr gegen die geräuschvolle Welt, der sie fremd geworden, ja der sie eigentlich nie angehört hatte, zu vertauschen, doch rührte sie das edle Anerbieten des jugendlichen Prinzen, und ihre Augen flossen von Freu-

denthränen über: „Vergebt mir, Herr Wellenberger, daß ich nicht im Stande bin, Euch eine Antwort zu geben, wie Ihr sie wünschen möget; aber Ihr werdet die Bewegung meines Gemüths natürlich finden und mich entschuldigen. Ich heiße Euch als gerne gesehenen Gast zu Effingham-Park willkommen, und bitte meinen Oheim, die Pflichten der Gastfreundschaft erfüllen zu wollen."

Sie entfernte sich schweigend und Lord Derwick rief seinen Kammerdiener herbei, dem er einige Befehle gab; dann bat er den Gast, ihm zu folgen.

„Ehe ich von der Gastfreundschaft Gebrauch mache, die mir in diesem edlen Hause geboten wird," entgegnete der Kaufmann, „muß ich noch Etwas erwähnen, was ich nur durch einen Zufall erfuhr, was ich aber in Gegenwart jener Dame nicht zu berühren gewagt habe. Ihr indeß, Mylord, seid ein Mann und werdet mir Antwort nicht versagen."

„Sie soll Euch werden," antwortete der Lord, „und ich hoffe, Ihr werdet meine Aufrichtigkeit nicht in Zweifel ziehen."

„Dies sei ferne!" sagte der Kaufmann. „Es ist mir bekannt, daß die Dame, die uns so eben verlassen hat, einen Sohn besaß, der Ihr auf eine nicht ermittelte Weise entwendet ward. Die Spur leitete nach Holland;

sie fand glücklich ihr Kind, wurde dann auf's Neue von ihm getrennt, und ihr Sohn blieb für die Mutter für immer verloren."

„Es ist genau so, wie Ihr sagt!" entgegnete der Lord.

„Und auch später hat man niemals etwas vernommen, was über das Schicksal des Verlornen einiges Licht verbreiten könnte?"

„Nein! Niemals!"

„Doch läßt sich vermuthen, daß die Nachforschungen Eurerseits und Seitens der Mutter stets mit Eifer fortgesetzt worden sind?"

„Unsere Aufmerksamkeit hat sich nichts entgehen lassen, bis wir, da uns Alles fehl schlug, uns sagen mußten, daß menschliche Hülfe hier nicht ausreiche. Seit einigen Jahren haben wir unsere Nachforschungen aufgegeben."

„So bringe ich denn Eurer Lordschaft ein Indicium, welches wohl Veranlassung geben könnte, die abgebrochenen Nachforschungen wieder aufzunehmen."

„Wie! Was sagt Ihr?"

„Wollet vor allen Dingen wohl bemerken, Mylord, daß ich nur von einer Vermuthung spreche. Wäre es irgend etwas mehr, so würde ich mich gleich an die Mutter gewendet haben. Ich aber habe es vorgezogen,

mit Euch über dies Ereigniß zu sprechen, und es dann Eurem Verstande anheim zu geben, was Ihr in dieser Angelegenheit weiter zu thun für gut findet."

„Sprecht schnell! Von welchem Gerüchte, von welcher Vermuthung ist hier die Rede?" unterbrach Lord Derwick den Kaufmann mit allen Zeichen lebhafter Ungeduld.

„Es ist ein Zeitungsgerücht," entgegnete Herr Johannes Wellenberger, „eine Art von Gerücht, worauf ich sonst nicht viel gebe, da man die Quellen kennt, woraus sie gewöhnlich entspringen. Dieses Mal ist es ein anderes. Obgleich die Mittheilung aussieht wie ein Roman, der von müßigen Leuten geschrieben und gelesen wird, die nichts Besseres zu thun haben, so ist doch in demselben so viel Natürliches und Wahrscheinliches, daß ich keinen Anstand nehme, zu glauben, hier sei die Spur des verlornen Kindes aufzufinden."

„Und wo finde ich diese Zeitung?"

„Hier, Eure Lordschaft! Der genannte Artikel ist „Astar's Jugendgeschichte" benannt und befindet sich in diesem Blatte. Es hat mich gefreut, Euch und der edlen Dame, der ich von frühern Zeiten her hoch verpflichtet bin, einen Dienst leisten zu können, von dem ich nur wünschen will, daß er fruchtbringend für sie sein möge. Scheint es Euch der Mühe werth, die angedeutete Spur

zu verfolgen, so werdet Ihr auch ermitteln, welche Wege Ihr deßhalb einschlagen müsset, und des Himmels Segen möge Euch seinen Beistand leihen. Erlaubt mir nun, mich in Eurem Hause einige Augenblicke zu erholen, und laßt mich dann wieder nach der Stadt zurückkehren. Meine Reise nach Deutschland ist auf morgen festgesetzt, und da ich vermuthe, daß jenes Blatt Euch viel zu denken geben wird, so erlaubt, daß ich mich schon jetzt von Euch verabschiede, und bringt auch Eurer Nichte meinen achtungsvollen Gruß."

Der Lord versuchte zwar, seinen Gast zu einem etwas längeren Bleiben zu bewegen, indessen beharrte der Kaufmann bei seinem Vorhaben, und fuhr nach einer zweistündigen Rast wieder zu Effingham-Park hinaus.

Lord Derwick hatte sich unterdessen mit dem Zeitungsblatte in die Bibliothek zurückgezogen und den angedeuteten Artikel verschlungen. Er las ihn mehrere Male; und jedes Mal ward die Ueberzeugung, daß das hier Gesagte die reine Wahrheit sei, fester. „Wäre es möglich!" rief er vor sich hin. „Sollte mir am Rande des Grabes noch die Lösung dieses Räthsels werden? O Gott der Güte, wie führest Du Alles so wunderbar! — Aber vorsichtig, vorsichtig muß ich zu Werke gehen, damit die arme Mutter nicht zu sehr erregt werde,

und dann doppeltes Leid zu tragen hat, wenn sich auch dieses Gerücht als ein gehaltloses erweist. Ich darf ihr jetzt noch nichts davon sagen, daß eine Hoffnung aufgetaucht sei, das verlorne Gut wieder zu finden. . . ."

Hier war der Lord unterbrochen. Sara hatte den Kaufmann abfahren sehen, und verwundert darüber, daß er ohne Abschied ging, fragte sie nach dem Oheim. Ohne von diesem bemerkt zu werden, trat sie in die Bibliothek und vernahm sein Selbstgespräch: „Um aller Heiligen willen!" rief sie laut, „von welchem verlornen Gute redet Ihr?"

Lord Derwick erschrack. „In der That, liebe Sara! Ihr setzt mich in Erstaunen! Woher diese Aufregung? Zu wem sollte ich geredet haben? Ihr seht, daß ich allein bin!"

„Ihr spracht laut vor Euch hin, so wurde ich absichtslos mit dem bekannt, was Ihr sagtet. Was ist's, das Ihr mir nicht sagen dürft? O, schüttelt nicht Euer ehrwürdig Haupt. Der Kaufmann hat mit Euch längere Zeit gesprochen, als ich Euch schon verlassen hatte. Gleich nach dem Gespräch zogt Ihr Euch hierher zurück. Ihr wißt irgend Etwas, das auf mein Schicksal Bezug nimmt, und sinnt darüber nach, wie Ihr es mir verkünden sollt. Sagt es mir gleich, ich bitte Euch! Was es auch sei, es wird mich nicht härter treffen, als mich

diese grauenvolle Ungewißheit quält, die mich ja schon mein ganzes Leben verfolgt. Redet, Lord Derwick!"

Der Lord versuchte zwar auf alle nur mögliche Weise auszuweichen; aber er vermochte den dringenden Bitten Sara's nur kurze Zeit beharrlichen Widerstand entgegen zu setzen, und reichte ihr endlich das Journal mit dem Bedeuten, sorgfältig zu prüfen und sich nicht von der Lebhaftigkeit ihres Gefühls fortreißen zu lassen. Sara hörte nicht auf die Ermahnungen des Greises; sie las mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, sie verschlang den Inhalt des Blattes, Thränen stürzten aus ihren Augen, und mit dem Ausrufe: „Er ist's! Er ist's! Es ist mein Edmund!" warf sie sich in die Arme des Oheims.

„Fassung, mein liebes, theures Kind! Fassung!" bat der Lord. „Du hältst nicht Wort! Diese Erregtheit . . . ."

„Das wundert Dich? Finde ich nicht einen Todtgeglaubten? Finde ich nicht meinen Sohn wieder?"

„Wir haben nichts erfahren, was uns berechtigt, diese Ansicht als gewiß anzunehmen. Es ist am Ende nur ein Gerücht, wie solche täglich von den Zeitungen verbreitet werden, ohne irgend einen Halt zu haben."

„Das sollte eine Lüge sein! Nimmermehr!"

„Und wenn es doch wäre! Wie bitter müßten wir dann später die süße Täuschung bezahlen."

„Gewiß, gewiß! Darum können wir auch nicht schnell genug die Wahrheit erforschen."

„Recht, liebe Sara! So will ich denn auch gleich an mehrere einflußreiche Freunde schreiben . . . ."

„Was wollt Ihr thun, Oheim!" fragte Sara. „Nicht doch! Wie viele Zeit haben wir nicht schon mit Hin = und Herschreiben früher unnütz verloren! Ich habe die Hoffnung, daß mein Sohn lebt! Ich darf mich dem Glauben überlassen, seine Spur gefunden zu haben, und sollte jetzt die weitere Sorge des Wiederauffindens Fremden verdanken! Nein, das kommt Euch nicht in den Sinn. Seht, wie aufgeregt ich bin, und urtheilt, wie mich Unthätigkeit verzehren würde! Ich kann jetzt nicht müßig sein, und nur, wenn ich überall selbst handle, vermag ich diesen Sturm zu besänftigen, der jetzt mein Inneres durchwühlt."

Lord Derwick stand von dem nutzlosen Versuche ab, seine Nichte zu bestimmen, sich in dieser Angelegenheit leidend zu verhalten. Beide reisten zusammen nach London. Gleich bei dem ersten Besuche, welchen sie einer einflußreichen Person machten, die mit dem verstorbenen Sir Algenor in freundschaftlicher Beziehung stand, vernahmen sie, daß die Regierung im Begriff stehe, eine Flotille nach Indien abzusenden, und daß eines dieser Fahrzeuge bestimmt sei, in Java einzulaufen. Dieß schien

Sara ein Wink des Himmels; sie vertraute dem Freunde des Vaters ihr Schicksal und ihre Absichten. Seiner Vermittlung dankte sie es, daß ihr die Ueberfahrt nach Java auf dem Regierungsschiffe gestattet wurde, und drei Wochen später befand sie sich schon mit Lord Derwick, der sie nicht hatte verlassen wollen, jenseits des Canals und sah, fortgetragen von den Wogen des atlantischen Oceans, die blaue Küste Altenglands nach und nach aus ihrem Gesichtskreise verschwinden.

Vierzehntes Kapitel.

Die täglich wachsenden Handelsverbindungen Alt-Niederlands in den fernen indischen Gewässern, sowie die Ueberhandnahme des Seeraubes in dortiger Gegend, hatten schon seit längerer Zeit eine Vergrößerung der Kriegsmarine nothwendig gemacht. Wenn sonst zu bestimmten Zeiten einzelne Schiffe von dem Mutterlande nach Java abgingen, um für drei oder mehrere Jahre dort zu kreuzen, und ein anderes dafür aus den Colonieen nach Europa zurückkehrte, so ward Batavia jetzt zu einer förmlichen Station umgeschaffen. An der Spitze derselben stand ein Schout-bij-Nacht, unter dessen Befehle eine beträchtliche Flotte gestellt war. Diese be-

fand sich fast unabhängig von dem Marinestaat in der Heimat, und nur was von Zeit zu Zeit als unbrauchbar ausrangirt wurde, kehrte nach Holland zurück, um von dorther durch Neues und Dauerhaftes ersetzt zu werden. Das Amt eines solchen Schout-bij-Nacht, wie die niederländische Marine ihre Contreadmirale benennt, war ehrenvoll und einträglich zugleich. Der Officier, der es bekleidete, war nicht allein ein vielvermögender, einflußreicher Mann, er war gewissermaßen unabhängig und nur dem Mutterstaate verantwortlich. Aber Gott ist hoch und vom Haag nach Batavia ist eine halbe Weltlänge; längst war der ungerecht Leidende eine Beute des Jammers geworden, ehe seine Stimme durch die Länder und Meere drang, die ihn von seinen natürlichen Beschützern trennten. Es konnte nicht fehlen, daß eine Stelle, die dazu gemacht war, jede Richtung des Ehrgeizes so vollständig zu befriedigen, von Allen, die nur irgend ein entferntes Anrecht zu haben wähnten, auf das Eifrigste gesucht wurde; aber wie Viele kehrten mit getäuschten Hoffnungen an Bord ihrer Schiffe zurück, um ihren Zorn an einem unschuldigen Schiffsvolk auszulassen; denn welches Unangenehme geschieht zur See, das nicht ein armer Matrose ausbaden muß?

Wir begrüßen, als den gegenwärtigen Schout-bij-Nacht einen Bekannten, den wir seit längerer Zeit aus

dem Gesicht verloren haben, nämlich Herrn Adrian van Kraag. Dieser Officier, dessen große Verbindungen in den Niederlanden zu Manchem verholfen, und über Manches weggeholfen hatten, dankte auch diesen Posten seinem Vater und dessen Anhang, der noch gestiegen war, seitdem er aus der Reihe der Gesandten geschieden und ein Mitglied des Kabinets geworden war. Wie ungern auch Herr Adrian vor vielen Jahren mit dem „Kaiman" die Reise nach Batavia antrat, die so manche seiner schönsten Wünsche zu vernichten schien, er fand bald Geschmack an dem sybaritischen Leben, welches die Reichen und Mächtigen dort führten; die Zeit wurde ihm immer weniger lang, es kam ihm zuletzt kaum gelegen, daß er nach Europa zurückfollte, und als es nach drei Jahren doch dazu kam, geschah es nur mit dem Vorsatze, sobald als möglich nach Indien zurückzukehren. Es gibt Glückskinder, denen nichts mißlingt, was sie irgend wollen und ernstlich betreiben. Zu diesen schien auch, hinsichtlich seines Avancements, Adrian van Kraag zu gehören. Er wurde Fregatten-Capitain, ging als solcher mit einem stattlichen Vierzig-Kanonenschiff nach Batavia, und war mit geheimen Instructionen und feierlichen Zusicherungen vollständig ausgerüstet. Sein Vorgänger im Amt erhielt, zufällig oder absichtlich, von diesen Vorherbestimmungen Kenntniß, er

ärgerte sich darüber um so mehr, als er ein rechtschaffner Mann gewesen und in jeder Hinsicht seine Schuldigkeit gethan hatte, bekam ein Gallenfieber und starb. Herr van Kraag nahm ohne Schwierigkeiten seine Stelle ein, versammelte am Tage der Uebernahme einen glänzenden Kreis von Officieren und Beamten um sich, beklagte den Hingeschiedenen, rühmte seine Verdienste um die Colonie und gelobte, in dessen Sinne fortzuwirken, welches in Herrn van Kraag's Munde nichts viel Anderes sagen wollte, als: Ich werde thun, was mir wohlgefällt. In der That schien er auch diese Voraussetzung wahr machen zu wollen; denn er herrschte in seinem Bereiche mit schrankenloser Willkür, und wußte diese auch zu Zeiten in andern, ihm ferne liegenden Kreisen geltend zu machen; sein Ehrgeiz war unersättlich, und um ihn einigermaßen zu befriedigen, war ihm kein Mittel zu groß oder zu klein. Bei diesem Fortschreiten auf der Bahn des Ruhmes schwanden die Ereignisse der Vergangenheit immer mehr aus seinem Gedächtniß. Er hatte Sara's, er hatte Edmund's ganzes Schicksal verschuldet, er hatte, um eine flüchtige Sinnenlust zu befriedigen, Beide namenlos unglücklich gemacht, und jetzt gedachte er ihrer noch kaum. Die Liebelei hatte dem Ehrgeize weichen müssen; nicht um seinem Herzen genug zu thun, sondern um sein Ansehn und seine

Macht zu befestigen, verband er sich mit der Tochter eines der reichsten Männer auf Java; er fand in dessen Macht und Vermögen eine neue sichere Stütze; die Satrapen des Schwiegervaters wurden auch die seinigen.

Ein Jahr darauf fand die Vermählung der schönen Rajahstochter mit dem Gärtner Astar statt. Nach dem Wunsche dieses Letztern und seiner Nanga wäre sie in aller Stille vor sich gegangen, aber der Rajah wollte, daß Stadt und Land an dem Feste Theil nehmen sollten. Er wünschte mindestens bei dieser Gelegenheit sich mit einem Scheinglanze zu brüsten, da ihm die Mittel genommen waren, sich in der wirklichen Herrlichkeit eines mächtigen Fürsten zu zeigen. Von allen Seiten strömten die Gäste herbei; nicht nur die Eingebornen, im phantastischen Schmuck, in goldenen Palankinen oder auf hochgethürmten Elephanten, auch die Einwohner der Hauptstadt von europäischem Geschlechte, umgeben von Schaaren reich geschmückter Sclaven, und die hochgestellten Beamten der Regierung und der Compagnie. Jeder für sich selbst ein mächtiger Despot, der Hoffnungen zerknickte und Furcht erregte.

Unter diesen Allen wandelte Adrian van Kraag auf und ab, und ward überall mit der seinem hohen Range und seinem Einflusse gebührenden Ehrfurcht begrüßt. Er antwortete abgemessen höflich, war herablassend und

gewann in diesem Lande der Sclaverei und des Despotismus durch sein kluges Benehmen unter den Mitgästen an Ansehen. Jetzt sollten die Ceremonieen beginnen. Das junge Brautpaar wurde eingeführt und der gesammten Gesellschaft, dann aber noch den einzelnen Bevorrechteten besonders vorgestellt. Der Rajah trat mit den Kindern zu Herrn van Kraag. Als Astar ihn gewahrte, überflog ihn ein leises Zittern, er wechselte die Farbe und wandte das Auge ab, um der bittern Empfindung, die in ihm aufstieg, nicht noch mehr Nahrung zu verleihen. Es war eine finstere Stelle in seinem Gemüthe, die jetzt plötzlich erhellt wurde; eine nächtliche Gestalt, die bisher vor seiner Phantasie in unbestimmten Umrissen hin- und hergaukelte, empfing auf einmal Bedeutung und Leben. Er schauderte und eine trübe Ahnung beschlich sein Gemüth; sie warf einen finstern Schatten auf seinen glänzenden Festmorgen. Adrian van Kraag stutzte bei dem Anblicke des Jünglings. Er hätte in ihm unmöglich den Knaben wieder erkennen können, den er einst aus dem Garten seiner Mutter entführte, um diese seiner verbrecherischen Leidenschaft geneigt zu machen; aber eine wunderbare Aehnlichkeit in der Gesichtsbildung dieses Stummen mit jener Frau erregte sein Nachdenken, und mit einer Verbeugung trat er schnell zurück. Das Zusammen-

treffen Beider war nur kurz, es beschränkte sich auf die Dauer weniger Secunden, aber die Wirkung desselben blieb nachhaltig.

Adrian hatte sich zurückgezogen und überließ sich in der Einsamkeit des Gartens dem Nachsinnen: „Er ist's! Er muß es sein! Hier verlor sich die Spur des Kindes und hier finde ich den Jüngling wieder! Ob er mich erkannte? Ich muß es fast vermuthen, denn er wechselte die Farbe und wandte sich ab. Sollte es aber möglich sein? Er, damals noch ein Kind, und nach einem solchen Zeitraume! Darüber muß ich Gewißheit haben! Wäre dem so, dann muß ich mich sicher stellen, daß seine Bekenntnisse —— Pah! Was kann er mir schaden! Mir? Ich bin ängstlich ohne Noth! — He! Hollah! Was gibt's da?"

Diese letzten Worte galten einem Officier, der sich rasch näherte und vor seinem Gebieter stehen blieb.

„Um Entschuldigung, Herr Admiral! wenn ich Euch hier störe, aber mir ist die bestimmte Weisung geworden, meine Meldung ohne Zögern zu überbringen...."

„So zögert nicht! Redet!"

„Es ist so eben eine englische Fregatte eingelaufen, die uns den üblichen Salut gegeben und in gleicher Weise zurück empfangen hat. Die Fregatte hat Depeschen für Euch mitgebracht, die sogleich in Eure Wohnung

gesandt worden sind. Ihr habt nun zu bestimmen, ob Ihr sie hierher geschickt haben wollt. Zugleich habe ich zu melden, daß sich am Bord der Fregatte, als Passagier, ein Lord Derwick befindet, der von hoher Hand auf das Dringendste empfohlen wird. Er hat sich bereits zu dem englischen Consul begeben, der ihn auf das Zuvorkommendste bei sich empfangen hat, und bei Euch anfragen läßt, wann es Euch genehm wäre, seine Herrlichkeit zu empfangen?"

„Davon nachher! Was habt Ihr mir sonst zu sagen, Herr Lieutenant?"

„Außerdem ist noch zu melden, daß jener deutsche Matrose, der auf der Pirateninsel gefunden ward, der von dem Capitain der Brigg, welche die Eroberung so glänzend ausführte . . . ."

„Bitte Euch, Herr, mehr Kürze! Was ist's mit diesem Deutschen? Wie hieß er doch?"

„Emanuel! Herr Admiral."

„Emanuel!" Adrian hielt inne. War es nicht ein Emanuel gewesen, der ihm einst hindernd in den Weg trat? War er nicht Schuld, daß die Beute, die er schon so sicher zu haben glaubte, ihm wieder verloren ging? Konnte es nicht der Hexenbootsmann sein, dem er einst glühende Rache geschworen hatte, und diesen Schwur noch nicht hatte erfüllen können? Wenn er es wäre!

Aber, gewohnt sich zu beherrschen, barg er die glühende Empfindung in seiner Brust, und fragte den Ordonnanz-Officier mit der äußersten Ruhe: „Was ist's mit diesem Menschen? Kurz, wenn ich bitten darf."

„Ihr wollt Euch erinnern, gnädigster Herr, daß die gefangenen Piraten damals einstimmig gegen ihn aussagten und behaupteten, er habe ebenfalls Seeraub verübt, was allerdings mit der Aussage der Officiere nicht zusammenstimmte. Es konnte aber damals keine genaue Untersuchung angestellt werden, weil der Angeklagte schwer verwundet darnieder lag, und erst hergestellt werden mußte. Diese Herstellung ist nun erfolgt, und mehrere Verhöre haben stattgefunden. Er behauptet zwar seine Unschuld; da sich aber das Zeichen der Piraten auf seinem Körper eingebrannt findet, da er selbst eingesteht, ihnen geschworen zu haben, wenn gleich nur zum Schein, um der guten Sache besser zu dienen, so ist das Kriegsgericht der Meinung, daß hier auf Schuld zu erkennen sei, und bittet Euch um Eure Meinung."

Bei jeder andern Veranlassung ähnlicher Art würde Herr van Kraag ohne Zweifel durch seine einfache Zustimmung die Leiden des armen Angeklagten verkürzt haben, allein in dem vorliegenden Falle wollte er sich erst überzeugen, ob seine Vermuthungen richtig wären, um dann vollere Rache nehmen zu können, und befahl

daher dem Officier, den deutschen Matrosen ihm gegenüber zu stellen.

Der Officier entfernte sich, nicht ohne sich im Stillen über die Aufmerksamkeit zu wundern, die sein Chef einer so geringfügigen Angelegenheit widmete.

Das Fest hatte unterdessen seinen Fortgang. Der englische Consul war erschienen und hatte einen ihm empfohlenen Gast eingeführt. Es war Lord Derwick. Unbekümmert um die Pracht und Herrlichkeit des Orients, die sich vor ihm entfaltete, hatte dieser Greis nur einen Gedanken: Astar. Es drängte ihn, den Jüngling zu sehen, und zu prüfen, ob derselbe eine entfernte Aehnlichkeit mit seiner Nichte habe. Endlich stand er in der Nähe des Bräutigams, ohne von diesem bemerkt zu werden; er sah den Jüngling mit inniger Theilnahme an, und Thränen rollten über seine Wangen: „Er ist's! Er muß es sein!" sprach er vor sich, „so sehr kann die Natur nicht lügen. Ganz und gar ihr Abbild. Ich preise Gott aus der Fülle meines Herzens, daß er uns bis hierher gelangen ließ, und daß sich nun Alles so schön erfüllt. Eine abermalige Täuschung hätte die Unglückliche nicht überstanden. Aber nun sei auch kein Moment gezögert; nicht länger soll sie den Langvermißten entbehren! Wäre ich nur schon bei ihr! — Kommen Sie, theurer Sir, kommen Sie!" — Diese letzten Worte

galten dem Consul, an dessen Arm er sich hing und in ängstlicher Hast sich entfernte.

Indessen waren die Befehle des Schout-bij-Nacht erfüllt worden, und Emanuel ward in den Garten des Rajah geführt. Noch litt der vielgeprüfte Seemann an seiner Wunde, die Folgen eines klimatischen Fiebers, das ihn unlängst befiel, waren noch nicht ganz gehoben, und er vermochte kaum, sich aufrecht zu halten. Die Wache, die ihn begleitete, stellte ihn dem Richter gegenüber und befahl ihm, denselben in Ehrerbietung zu grüßen. Adrian van Kraag blickte den Seemann fest an, sein glühendes Auge wollte ihn fast durchbohren; dann flog ein Lächeln des Grimms und des Hohnes über seine Lippen, und er rief: „Herenbootsmann! Was sagst Du jetzt?"

„Ich sage nichts, als dies Eine, was ich schon öfter sagte, wenn ich Euch gegenüber stand," antwortete Emanuel: „Ihr werdet mit mir verfahren, wie Ihr Macht habt."

„Das will ich. Bisher bist Du mir listig entkommen und hast den Galgen um sein wohlerworbenes Eigenthum gebracht. Aber jetzt wirst Du mir nicht mehr entrinnen."

„Möchte es auch nicht, Herr! Ich habe so viel Kummer erfahren mein Lebelang, daß mir der Tod will-

kommen ist. Mit Freudigkeit trete ich in meiner Unschuld vor Gott. Ich könnte mich auch vor Euch vertheidigen, aber was hülfe es mir, da Ihr gewiß nicht daran glauben würdet. Nur eine Bitte . . . ."

„Schweig!"

„Der schwerste Verbrecher darf an dem Tage seiner Verurtheilung eine Bitte aussprechen, und wenn er keine Unmöglichkeit fordert, wird sie ihm erfüllt. So bitte ich denn vor meinem Tode um die Gewährung einer Gunst. Für Euch ist sie wenig, für mich so Viel! Alles!"

Adrian van Kraag schwieg. Emanuel fuhr fort:

„Ich brachte vor Jahren einen Knaben mit hierher; einen Knaben, Euch wohlbekannt. Er ward von meiner Seite gerissen. Ihr rissetmich von ihm, ohne es selbst zu wissen. Erst als Gefangener, schwer verwundet, kam ich hierher zurück. Ich kann nicht sterben, ehe ich nicht weiß, was aus dem Kinde wurde; schenkt mir daher eine kurze Frist . . . ."

„Nein! Dein Urtheil ist gesprochen! Du stirbst mit Sonnenuntergang!"

„Auf meinen Knieen bitte ich Euch, Herr! gewährt mir mein geringes Gesuch!"

„Ha! Ha! Ha! Hexenbootsmann! Wie schön Du bitten kannst! Wo ist Dein Trotz, Dein Uebermuth?

Nun ist meine Stunde gekommen. Aber es hilft Dir nichts! Du hängst vor Abend!"

Er wandte sich ab. Emanuel schleppte sich ihm auf den Knieen nach und ergriff seine Hand. Adrian entriß sie ihm und stieß ihn mit dem Fuße: „Fort, Bestie! Schleppt ihn weg! Um sechs Uhr baumelt er!"

„Wie Gott will!" sprach Emanuel gefaßt und versuchte aufzustehn. Aber er war zu schwach und die Wache mußte ihn unterstützen. In demselben Augenblicke kamen Astar und Nanga mit einem großen Gefolge in diesen Theil des Gartens, sie nahmen die volle Breite des Weges ein; die Wache mußte den Zug vorüber lassen, Adrian konnte nicht unbemerkt vorüber. Der verurtheilte Seemann hatte kaum einen Blick für die Pracht des bräutlichen Zuges, aber Astar, dessen Auge überall war, erblickte auch den Seemann unfern von sich. Er erschrack sichtlich bei diesem Anblick; das Blut trat ihm in's Gesicht, dann wieder erbleichte er. Er machte sich von Nanga's Arm los und fuhr mit der Hand über die Stirn, als wollte er die Vergangenheit aus ihrem Schlummer wecken. Dann trat er rasch einen Schritt näher, faßte den Seemann am Arm und blickte ihm fest in's Gesicht, und jetzt! — ein Strom von Thränen schoß ihm aus den Augen, ein unartikulirter Schrei entwand sich seiner Brust, und er schloß seine Arme

fest um den so lange verlornen, schmerzlich beweinten und nun wiedergefundenen Freund.

„Was ist's!" rief Emanuel. „Was bedeutet dies? Wer seid Ihr, Herr? Ihr irrt Euch gewiß! Was könnt Ihr von einem armen, zum Tode verurtheilten Manne wollen?"

Aber der Stumme ließ sich nicht irren; er drückte den Freund seiner Kindheit wiederholt und innig an sein Herz, und sah ihn dann mit dem Blicke der treusten Liebe an. Herr van Kraag knirschte mit den Zähnen.

Emanuel ward lebhaft erregt: „Warum redet Ihr nicht? Warum sagt Ihr nicht, was Ihr wollt? Ach, Ihr könnt wohl nicht reden, seid wohl stumm, wie jener Unglückliche .... Ihr nickt mit dem Kopfe? Ihr zeigt auf Euer Herz und auf das meinige? Soll ich denn gar .... Ach, Gott in Deiner Höh'! Ist es wirklich möglich? Sagt mir doch nur ein Wort .... Ja, Ihr könnt nicht reden! — O, mein Jesus! Ist denn dies wirklich .... Herr van Kraag!" — rief Emanuel plötzlich laut und vernehmlich. „Ihr haßt mich, Ihr wollt meinen Tod! Sei es darum! Ich sterbe ohne Groll gegen Euch, gleich in dieser Stunde sterbe ich! Sagt mir nur dies Eine: Ob dies gewiß und wahrhaftig mein verlorner, unglücklicher Edmund ist?"

Adrian van Kraag schwieg, aber Edmund machte

Zeichen über Zeichen und warf sich auf's Neue in die Arme des zitternden Seemannes.

„Nun denn," sprach Emanuel unter Thränen, „so danke ich Dir, mein Herr und Gott, aus dem Grunde meines Herzens, daß Du mir dieses Glück hast zu Theil werden lassen, ehe ich von dem Leben scheide. Laß mich Dich noch einmal ansehen, mein Edmund. Du bist also nicht untergegangen, bist nicht Hungers gestorben, nicht von Seuchen hingerafft. Schilt nicht, mein süßes Kind, daß ich nicht wiedergekommen bin, ich konnte nicht! Ich habe es stets treu mit Dir gemeint. Aber Du hast andere Freunde gefunden, die für Dich sorgten! Gott segne sie! Du gehst in Gold und Seide einher. Das ist für mich ein herrlicher Trost!"

Sie umarmten sich auf's Neue. „Und wer ist das liebliche Kind an Deiner Seite?" fragte Emanuel. „Was willst Du mit dem Zeichen sagen, Edmund? Du fassest ihre Hand und legst sie auf Dein Herz. Was? Verstehe ich Dich recht? Ist dies Engelskind Deine Frau, Edmund? Ja! Ach Gott, Herr van Kraag! Macht, daß meine Henker kommen und mich tödten, sonst sterbe ich vor Freuden."

Adrian van Kraag hatte bereits mehrfache Zeichen der Ungeduld gegeben, und herrschte jetzt der Wache zu: „Fort mit ihm!" Diese legte Hand an, und Edmund stutzte.

„Laß es gut sein, mein Kind!“ sagte Emanuel. „Geh mit Deiner jungen Frau und sei glücklich. Ich preise Gott, daß ich Dich noch gesehen habe. — Laß mich los, Edmund! — Bekümmere Dich nicht um mich! Ich komme bald wieder! Jener Mann kann es Dir sagen, daß ich bald wieder komme!“ Er deutete auf Adrian van Kraag und sah diesen mit einem bittenden Blicke an, aber der Unversöhnliche schlug ein lautes Gelächter auf und rief: „Glaubt ihm nicht! Er ist ein verdammter Pirat und wird gehängt!“

Ein Schrei und Edmund stürzte ohnmächtig zusammen.

„Unmensch!“ rief Emanuel und wandte sich bebend ab; die Wache führte ihn mit sich hinweg. Nanga sank neben dem Geliebten in die Kniee. Eine große Zahl von Gästen umringte den Befehlshaber der Seemacht und versuchte, ihn zur Milde zu bewegen, aber umsonst, jedes Flehenswort glitt an seinem steinernen Herzen machtlos ab.

Da erschien Lord Derwick mit einer Dame am Arm und schritt auf Herrn van Kraag zu. „Entschuldigt mich, mein Herr!“ begann der Lord, „aber ich vernehme so eben Unglaubliches. Am Eingange des Gartens begegnete mir eine Wachtmannschaft, die einen Unglücklichen zum Tode führte; der Gefangene sah auf die Dame,

die an meiner Seite ging, und schrie laut auf. Wir standen still, und auch sie erkannte den Unglücklichen. Wenige Worte reichten hin, um sich zu verständigen, und wir erscheinen nun hier, um Euch zu bitten, Eure Strenge nicht so weit zu treiben."

„Bah!" sagte Herr van Kraag.

„Nein, bei dem allmächtigen Gott! Ihr werdet es nicht!" rief Sara und trat zu dem Seeofficier. „Ihr werdet den Unschuldigen nicht tödten wollen!"

Adrian fuhr bei dem Tone dieser Stimme zusammen; er glaubte einen Ruf von jenseit des Grabes zu hören. Der Hut entfiel ihm, sein Haar sträubte sich und die Augen drangen aus ihren Höhlen: „Ihr seid es nicht!"

„Ich bin es! Bin die Unglückliche, der Ihr Alles raubtet. Wollt Ihr mit dem Morde dieses schuldlosen Mannes auch noch Euer Gewissen beschweren?"

Lord Derwick hatte sich indessen der Gruppe zugewendet, die sich um Edmund bildete, der eben jetzt aus seiner Ohnmacht erwachte. „Mein lieber, junger Freund!" sprach er mit eindringlichem Tone, „bist Du erkräftigt genug, um eine Botschaft von Deiner Mutter zu vernehmen?"

Edmund faßte die Hand des Lords und sah ihn mit einem fragenden Blicke an. „Ja, mein Freund!

Deine Mutter lebt! Sie hat die Kunde Deines Daseins empfangen und wird Dich aufsuchen. Sie wird hierher kommen, zu Dir wird sie kommen, vielleicht morgen, wenn nicht heute noch!"

Edmund stand unbeweglich; er vermochte nicht, die Empfindungen, die sein Herz vielfach bewegten, kund zu thun. Lord Derwick ging zu Sara und sagte: „Ueberzeuge Dich nun, liebe Tochter, ob der Jüngling Astar, den Du aufgesucht hast, dessen Schicksale Dich tief bewegten, Deinem Herzen wirklich so nahe steht, als wir es wähnten. Sei bereit, meine liebe Sara, in diesem Augenblicke die höchste Wonne und den höchsten Schmerz zu empfinden, wie es Gott in seiner unerforschlichen Weisheit und Milde beschlossen hat! Blicke dorthin, Sara!"

Die Dame wandte ihr Gesicht von Adrian van Kraag ab und nach der angegebenen Richtung. Sie erblickte Edmund und ein mächtiges Gefühl bemeisterte sich ihrer Seele:

„Er ist's!" schrie sie laut und breitete dann die Arme aus, um den Wiedergefundenen mit tausend Thränen zu umfangen.

Ein Vorhang fällt vor dieser ergreifenden Scene.

Fünfzehntes Kapitel.

Man hatte sich nach und nach aus dem Garten entfernt. Die Hauptpersonen des kleinen Drama's befanden sich im Innern des Hauses. Sara lag auf einem Divan, zu ihren Füßen saßen Edmund und Nanga, unfern von ihnen stand der alte Rajah und betrachtete die Gruppe mit ernstem Schweigen. Weiter zurück standen Lord Derwick und Adrian van Kraag.

Der Erstere hatte lange und beredt gesprochen, jetzt wandte er sich noch einmal zu dem Admiral und sagte auf die Gruppe deutend: „Vermag auch dieser Anblick nichts über Euch?"

Adrian holte tief Athem. Ein fremdes, ihm bisher unbekanntes Gefühl bemächtigte sich seiner: „Es sei!" sprach er nach einer Pause. „Ich will thun, was Ihr begehrt! Er soll das Leben behalten; er soll frei sein!" Er ging an einen Tisch und warf in großer Hast einige Worte auf das Papier.

„Emanuel ist frei!" rief Lord Derwick. Edmund sprang bei diesen Worten auf und stand dem Lord fragend zur Seite. Adrian trat mit dem Papier zu ihnen: „Hier ist der Befehl zu seiner Loslassung! Aber Ihr müßt eilen, sonst kommt Ihr zu spät!"

„Gleich! Gleich!" sprach Lord Derwick. Edmund

entriß dem zitternden Greise das Papier und deutete durch Zeichen die Frage an, wohin er mit dem Papiere sich wenden solle?"

„Hinab zur Bai! Am Bord des Dreimasters „Oranien!" sagte van Kraag. „Aber, so schnell die Hufen Deines Rosses laufen können, oder es ist zu spät!"

Edmund stürmte hinaus.

Adrian van Kraag wandte sich zu Sara, die noch zu ergriffen war, um thätigen Antheil an den günstigen Vorgängen zu nehmen und ihre Sympathieen nur durch einzelne Worte und Zeichen auszudrücken vermochte:

„Ihr habt gehört, was ich so eben gethan, gegen meine Ueberzeugung gethan. Möge es hinreichend sein, um den trüben Eindruck der Vergangenheit für einen Augenblick zu schwächen. Es ist lange her, Sara, daß wir uns gegenüber gestanden haben."

Es ist schwer zu sagen, welche Empfindungen in Adrian van Kraag in diesem Augenblick die Oberhand gewannen. Es war ein seltsames Gemisch von Trotz, Milde, Zorn, Reue und Bitterkeit über ein unwiederbringlich Verlornes.

Sara sah zu ihm auf: „Ich verzeihe Euch, verzeihe Euch das unendliche Leid, so Ihr mir zugefügt, verzeihe Euch, daß Ihr mir den Sohn von der Seite

gerissen, der meines Herzens Abgott war; denn ich bin zu selig in diesem Augenblicke, wo ich mein Kind wiedergefunden habe, als daß ich selbst gegen Euch noch einen Groll hegen könnte. Ich vergebe Euch, Herr van Kraag! Ewige Vergessenheit decke Alles!"

Herr van Kraag ging. Er folgte den Vielen, denen es nach den unvorhergesehenen Ereignissen in dem Hause des Festes unbehaglich geworden war, und die es in aller Stille verließen. Er ritt auf's Land hinaus und ließ die Botschaft zurück, er würde erst nach einiger Zeit zurückkehren. Er kam endlich, als vielfache Geschäfte dringend seine Anwesenheit forderten; aber er ließ sich wenig öffentlich sehen, nahm keine Besuche an und machte keine. Er wurde stets finsterer und wortkarger, und zog sich nach und nach ganz in sich selbst zurück; doch will man bemerkt haben, daß seine kalte Grausamkeit von jenem Tage an sich milderte und daß er strenger prüfte, ehe er verurtheilte, öfter auch in entscheidenden Augenblicken Gnade vor Recht ergehen ließ. Als er später, aber noch immer in den Jahren männlicher Kraft, von einem der heimtückischen Fieber ergriffen ward, die stets wie höllische Gespenster auf der javanischen Küste auftauchen, und kalt und stille vom Leben schied, geschah es in tiefer Einsamkeit; denn seine Gattin, die niemals die Gefährtin seines Lebens und

seines Herzens, sondern nur eine Staffel zum höhern Ruhme und größern Besitze war, hielt sich fern von dem Herzlosen, der sie um das Glück der Liebe betrogen hatte. —

Edmund warf sich auf eines der bereitstehenden Rosse und stürmte zum Hafen hinab. Er sprang in ein Boot und hielt eine Börse mit Gold in die Höhe. Die Lascaren am Ufer verstanden diesen Wink und flogen herbei, sich zu seinen Diensten bereit erklärend. Das Boot flog durch die Wellen hin, dem Punkte der Rhede zu, wo das Orlogsschiff „Oranien" vor Anker lag.

Auf dem Verdecke desselben wurden furchtbare Vorkehrungen getroffen. Die Marinesoldaten standen unter Gewehr. Auf der Backbordseite der Fockraa befanden sich einige Vortoppmänner, mit einer Vorrichtung beschäftigt, die das Blut in den Adern zu Eis erstarren machte. Die Kadeten und Unterlieutenants gingen schweigend das Mitteldeck auf und ab.

Nach einer Viertelstunde erschien der Capitain mit den beiden Lieutenants und gab Befehl, den Verurtheilten vorzuführen. Bald nachher erschien eine Wache, welche Emanuel zur Gerichtsstätte leitete. Diesem ging der Schiffsprediger zur Seite und versuchte zu trösten und zum Beten aufzufordern:

„Ich danke Euch, lieber Herr," antwortete Emanuel

ernst; „aber ich bin nicht so unglücklich, als Ihr denkt. Ich soll sterben. Nun, ich hätte wohl gerne noch länger gelebt, gerade jetzt, wo Alle wieder beisammen sind, die ich liebe. Aber Gott will es nicht haben, und da ein Seemann alle Stunde bereit sein soll, die große Wanderung anzutreten, so bin ich es auch. Verzeihe es Gott Denen, die Schuld an meinem Tode sind; ich vergebe es ihnen auch. Wenn Ihr mich fragt, weshalb ich so frohen Muthes bin, so sage ich Euch, es ist darum, weil ich schuldlos sterbe. Doch, ehrwürdiger Herr, Ihr versteht das nicht. Weil ich unter Piraten gefunden bin, und ihr Zeichen an der Stirne trage, glaubt Ihr, ich müsse selbst ein Räuber und Mörder sein, und wollt mir noch in diesem letzten Augenblicke ein Bekenntniß abbringen. Wenn etwas mein Gewissen belastete, ich würde es Euch freiwillig sagen, lieber Herr; darum glaubt mir immerhin, daß ich Euch nichts zu bekennen habe. Nehmt Abschied von mir, und wollt Ihr Euch den Dank eines Sterbenden verdienen, so begebt Euch nachher zu den Personen, die ich Euch genannt habe, und bringt ihnen meine letzten Grüße. Zum Lohn dafür wünschte ich Euch, daß Euer Herz und Gewissen dereinst, wenn Eure Stunde gekommen ist, so frei und leicht sein möge, wie jetzt das meinige!"

Ein Offizier erschien und forderte den Gefangenen

auf, sich nach dem Quarterdeck zu begeben, um sein Urtheil verlesen zu hören. Die Vollstrecker desselben standen bereits längs dem Reiling, die Laufleine in der Hand. Der vorderste von ihnen hielt die Schlinge, um sie Emanuel, gleich nach verlesenem Urtheil, überzuwerfen.

Das Urtheil war gesprochen, das zerknickte Stäbchen fiel dem Verurtheilten zu Füßen. Die Wache faßte den Erbleichenden unter die Arme, um ihn nach dem Fockmast zu führen. Am Backbord desselben stand der erste Bootsmannsmaat mit der Schlinge in der Hand. Als Emanuel frei und fesselos, — er hatte sich dies erbeten, — längs dem Reiling hin schritt, blieb er einen Augenblick stehen, warf den Blick zum blauen Himmel empor und sagte vor sich hin: „Es ist doch schön auf der Erde!“ Dann streifte das sich senkende Auge die Matrosen, die, mit der Todesleine in der Hand, den Verurtheilten mitleidig anschauten, und er sagte zu ihnen: „Zieht rasch und fest, damit ich nicht lange leide!“ dann ging er gefaßt weiter.

Edmund stand in dem Boote, das ihn auf die Rhede hinaustrug, hoch aufrecht. Gereizt durch den Klang des Goldes arbeiteten die Lascaren mit der größten Anstrengung, und der Gischt flog vor dem Buge auf, aber das Boot kam nicht rasch genug an den Fallreep des Dreimasters, um die Begnadigung noch zur rechten Zeit

uf das Verdeck gelangen zu laſſen. Edmund konnte lles ſehen, was auf dem Verdecke des Orlogsſchiffes orging; denn man hatte die Schanzkleidung zu beiden eiten weggenommen, damit ſich Jedermann die Execu- ion zum Beiſpiel nehmen könne. Tauſend wirre Ge- anken durchbrauſten ſeinen Kopf, er ſtürzte in die nie und preßte die Hände krampfhaft gegen die Bruſt, ann ſprang er auf und hielt die Schrift des Contre- dmirals hoch empor; umſonſt! Am Bord des Kriegs- chiffes hatte Niemand ein Auge für das Lascarenboot nd deſſen ſtummen Paſſagier. Edmund's Bruſt arbei- ete convulſiviſch; die Empfindungen des Grauens und Schreckens, welche darin auf und ab wogten, ſuchten ergeblich einen Ausweg. Er ſah ſeinen Freund vom Quarterdeck wegführen, ſah, wie er dem verhängniß- ollen Orte immer näher kam. Jetzt ſtand er ſtill und richtete das Wort an ſeine Genoſſen. Ein Strahl der Hoffnung durchblitzte den Nebelflor, den die bittere Schmerzensthräne vor Edmund's Augen zog. Umſonſt gehofft! Emanuel ging weiter, und der Bootsmannsmaat am Fockmaſt richtete ſich auf, um ihn zu empfangen. Noch ein Mal kehrte ein ſchwacher Schein von Hoff- nung zurück. Emanuel ſtand abermals ſtill, ſein Auge ſchweifte über das Waſſer der Bai. Aber der Blick des Verurtheilten war trübe und unſicher, er ſah den ſich

nahenden Befreier nicht, dessen Boot den Schaluppenbaum des Orlogsschiffes streifte, als Emanuel weiter vorschritt.

Da riß sich Edmund mit voller Verzweiflung empor. In diesem entsetzensvollen Augenblick schwieg die Atmosphäre, es schwieg der Mensch; man vernahm das Summen des Käfers, der sich vom Lande auf die Rhede verirrt hatte. Das Auge des Stummen haftete fest auf dem Deck; noch einen Schritt, nur noch einen einzigen, und er ist verloren auf ewig. Da erbarmt sich Gott in der höchsten Noth und entfesselt das Band der Zunge des Retters. Was keine Kunst der Aerzte vermochte, das vermag die Todesangst, und ein gellender Ruf fliegt durch die todtesstille Luft:

„Haltet!"

Bei diesem Rufe, den Jedermann vernimmt, wendet sich Alles nach der Gegend hin, von woher er erscholl. Emanuel zuckte unwillkührlich zusammen. Man sieht das Lascarenboot, das in diesem Augenblick längs dem Fallreep schießt, und gewahrt den Jüngling, der fortwährend winkt und auf ein Papier deutet, das er in der Hand hält. Jetzt legt das Boot an, die Lascaren ergreifen Besitz von der Treppe, sie heben den Jüngling zu sich empor, und er steht auf dem Verdeck. „Haltet!" ruft er noch ein Mal mit fast übermenschlicher Anstren-

ung; er durchbricht die Reihen der Matrosen, eilt ings dem Reiling, stößt mit Heftigkeit den Arm des Bootsmannsmaaten zurück, der sich seinem Freunde nä- ert, umklammert diesen mit beiden Armen und sinkt it krampfhaftem Weinen ohnmächtig zusammen. Aber ine Hand hält das Papier in die Höhe, er hält es o fest, daß der herbeigeeilte diensthuende Officier es hm kaum zu entreißen vermag. Emanuel kniet mit berströmenden Augen neben dem Freund und küßt seine laſſe Stirn.

Bis dahin waren die Matrosen theilnehmende, aber umme Zuschauer; selbst der Roheste unter ihnen wagte s nicht, die Heiligkeit dieses Augenblickes durch einen auten Athemzug zu stören. Aber jetzt war von den Officieren des Kriegsgerichts die Ordre des Contre- Admirals gelesen, vom Quarterdeck her ertönt der Ruf: „Emanuel ist frei!“ und ein durchdringender, ange nachhallender Jubelruf durchbraust die Luft.

Des Bootsmanns Pfeife schrillt. Rasch fliegen die Vortoppmänner hinauf, um die Zeichen der Schande von der Fockraa zu entfernen. Wohl noch nie wurde eine Arbeit am Bord eines Staatsschiffes so schnell verrichtet, als diese; alle Leinen und Blöcke fallen auf das Deck nieder und verschwinden im Kabelgat; mit unaufhörlichem Jubel umringen die Matrosen den Ret-

ter und den Geretteten. Nur mit Anstrengung gelingt es dem Officier, der von dem Präsidenten des Kriegsgerichts gesendet wurde, um Emanuel seine Entlassung zu verkünden, sich durch die dichtgedrängten Reihen Bahn zu brechen.

Emanuel und Edmund brechen auf. Alle weichen zurück, und die Matrosen bilden ein Spalier vom Fockmast zum Fallreep des Backbord. Das Lascarenboot nimmt sie wieder auf, und während sie dem Lande zufliegen, sitzen Beide neben einander; der Eine hat die Hände des Andern gefaßt und sieht ihm in das lächelnde Auge. Aber sie sagen nichts, denn ihre Seligkeit ist zu groß.

In dem Hause des Rajah ist geschäftige Bewegung; Nanga zittert für den geliebten Gatten, Sara für den kaum wiedergefundenen Sohn; der Rajah will sein Kind trösten, der Lord seine Nichte; aber sie vermögen es nicht, ihre eigne Unruhe raubt ihren beschwichtigenden Worten die Ueberzeugung. Boten sind ausgesandt, um die ersehnte Kunde möglichst schnell heimzubringen. Sie kehren zurück und verkünden das gelungene Werk. Ein Ausruf des Entzückens ertönt, und Alle drängen sich dem Ausgange zu, die Heimkehrenden zu empfangen. Aber wer schilderte die hohe Glut des Entzückens, die Alles entflammte, als Edmund, seinem Freunde voranfliegend,

seine Arme ausbreitete und mit dem Ausrufe: „Mutter! liebe Mutter!“ an Sara's hochklopfendes Herz sank.

Die kaum wieder Gefundenen sitzen in trauter Gemeinschaft neben einander und vergessen die Außenwelt mit all' ihrem bunten Treiben. Sie sprechen und hören, Jeder erzählt seine Erlebnisse, seine Schicksale. Begierig haschen sie sich die Worte von den Lippen, und wie lange auch die Erzählung des Einzelnen dauere, er braucht nicht zu fürchten, seine Zuhörer zu ermüden; er kann sich kein aufmerksameres Publikum wünschen. Wenn die Unterhaltung von der einen Seite erschöpft scheint, vernimmt man von der andern Seite her wieder etwas Neues, etwas Interessantes, und als sie am späten Abend sich endlich trennen, geschieht es nur unter der Bedingung, am andern Tage so früh als möglich wieder zusammenzutreffen.

Allmählich haben sich die Freunde beruhigt; die Aufregung verschwindet, und gibt einer klaren, besonnenen Erörterung Raum. Die Vergangenheit ist ihnen aufgeklärt; es ist nichts Fremdes zwischen ihnen; die Gegenwart umgibt sie mit sonnenhellem Glanze; der Blick richtet sich gemeinsam auf die Zukunft.

Der alte Rajah spricht sich unumwunden aus, das Land seiner Väter nicht verlassen zu wollen; er will in derselben Gruft ruhen, wo seine Brüder schlafen.

Nanga liebt ihren Gatten über Alles, ihr jugendliches Gemüth sehnt sich in die Ferne, sie sehnt sich nach den Küsten Europa's und nach dessen Wundern der Civilisation; sie sehnt sich, die Heimat des Geliebten kennen zu lernen. Aber sie liebt auch den Vater mit der innigsten Liebe und weiß, daß die Trennung von ihr ein Todesstoß für den Greis sein würde. Da erscheint Edmund als ein friedlicher Vermittler, und erklärt, Indien nicht verlassen zu wollen, so lange der Vater seines Weibes lebe. Mit dieser Erklärung ist auch Sara's Schicksal bestimmt; denn was könnte sie bewegen, einen Sohn zu verlassen, der ihr erst kürzlich wiedergeschenkt wurde? Lord Derwick findet keinen Beruf, allein die weite Reise durch den unermeßlichen Ocean anzutreten, und Emanuel zieht kein unsichtbares Band nach den fernen Küsten Europa's; Alles, was er liebt, Alles, was ihn liebt, ist unter dem Dache des Rajah versammelt.

Aber kaum sind Alle in Friede und Freude vereinigt, kaum finden sie sich in das neu errungene Glück und genießen es mit klarem Bewußtsein, da tritt ihnen ein neuer Feind entgegen, diesmal der verderblichste, der entsetzensvollste. Die Geisel Batavia's, die nimmer gesättigte Schlange, die sich aus den giftigen Dünsten des Bodens immer neu erzeugt, erhebt sich mit furcht-

barer Wuth: das gelbe Fieber bricht aus und fordert täglich, stündlich seine Opfer.

Vier Wochen sind vergangen, seit der erste Sterbefall kund ward, da hörte der Tod auf, seine furchtbare Hippe zu schwingen, aber Zweitausend sind unter derselben als Opfer gefallen.

Es war keine Familie, die nicht einen oder mehrere ihrer Lieben beklagte.

Das Haus des Rajah war geschlossen.

Sechzehntes Kapitel.

Eine laute, fröhliche Erregung herrschte in der Residenz jenes Fürstenthums, wo die gegenwärtige Erzählung ihren ersten Anfang genommen. Der junge Prinz Heinrich war mündig geworden und hatte die Zügel der Regierung ergriffen. Seine Mutter, die stolze Fürstin Juliane, hatte die Regentschaft feierlich niedergelegt, und diesen Actus, den letzten öffentlichen ihres prunkreichen Lebens, mit all' dem Pomp umgeben, den aufzubieten in ihrer Macht stand. Jetzt war die feierliche Handlung vorüber, die hohen Würdenträger, die fremden Gesandten, welche Zeugen derselben gewesen waren, hatten sich entfernt, nachdem sie noch von der Fürstin

vernommen, sie werde sich nach einem ihr gehörigen Lustschlosse, Julianenruhe, zurückziehen und fortan in stiller Einsamkeit leben.

Mutter und Sohn standen einander gegenüber, um sich die letzten Abschiedsworte zu sagen. Die Dienerschaft der Fürstin harrte bereits im Vorgemach, die Reisewagen standen bepackt im Schloßhofe. Die Fürstin liebte es nicht, sich den Ergießungen des Herzens hinzugeben, die Form war ihr Alles; so hatte sie sich auch von dem einzigen Sohne beurlaubt. Aber als nun Beide allein sich gegenüber standen, siegte das Muttergefühl, und mit Thränen in den Augen warf sie sich in die Arme des Sohnes, ihm mit halb erstickter Stimme ein „Lebewohl!“ zurufend. Heinrich, der seines Vaters Herz und Gemüth besaß, war durch diesen Beweis mütterlicher Zärtlichkeit überrascht und bewegt; er sank zu ihren Füßen nieder und drückte die ihm dargebotene mütterliche Hand an seine Lippen. Aber die so natürliche Regung des Herzens war bei Julianen bereits vorüber, sie hob den Sohn auf, und sagte mit fast strengem Tone:

„Noch eine Frage! Ist es wahr, daß Du nur auf meine Abreise wartest, um jene Frau in Dein Land zu rufen, die einst....“

Sie sprach nicht weiter. Der Fürst hatte sie ver-

ſtanden, und entgegnete raſch: „Ich glaube im Sinne meines Vaters zu handeln, wenn ich den Lebensabend Derjenigen, die durch ihn ſo unſägliches Leid erfuhr, ſoviel in meinen Kräften ſteht, erhelle."

„Kannſt Du Deine Würde ſo ſehr vergeſſen?"

„Meine Würde ſoll hoffentlich darunter nicht leiden, wenn ich ein Werk der Liebe und Barmherzigkeit übe."

„Und Deiner Mutter denkſt Du nicht?"

„Kann es Sie betrüben, theure Mutter, wenn ich dem Unglücke eine Freiſtatt verleihe? Kann es Ihre Ehre beleidigen, wenn ich einer Frau, die meines Vaters Gattin war, für die wenigen Tage, die ſie noch zu leben hat, dasjenige erſtatte, was ſie, nach meiner Anſicht, nie hätte verlieren ſollen? Uebrigens wird ſie Niemanden läſtig ſein. Die Freiſtatt, welche ich ihr bereitet habe, liegt einſam, weitab von allem Verkehr. So wird es auch ihr am liebſten ſein. Das Jagdſchloß Dianenehre am Meer...."

„So habe ich Dir denn nichts weiter zu ſagen!" unterbrach die Mutter den Sohn, und bot ihm gebieteriſch den Arm.

Als der Fürſt in ſeine Gemächer zurückkehrte, trat der dienſtthuende Adjutant ein, und meldete den Hamburger Kaufherrn Johannes Wellenberger. Der Fürſt ging dem Eintretenden einen Schritt entgegen: „Ich

freue mich, Sie zu sehen, Herr Wellenberger. Sie waren meines geliebten Vaters treuer Geschäftsführer, und ich hoffe, Sie werden auch mir, in geeigneten Fällen, Ihren Beistand nicht versagen."

„Eure Durchlaucht können stets auf meine Ergebenheit zählen," sagte der greise Kaufherr. „Stets werde ich mit der gewohnten Reellität und Pünktlichkeit Alles thun, was die Umstände nur irgend gestatten wollen."

„So werde ich nun von Ihnen hören, ob Sie meinen ersten Auftrag empfangen, und für dessen Ausführung sich bereits bemüht haben. Sie hatten von Anfang an, als der Vertraute meines Vaters, diese Angelegenheit besorgt, und deßhalb glaubte ich, daß es Ihnen willkommen sein müsse, sie nach so langer Zeit zu einem erfreulichen Ende zu führen."

„Mit gerührtem Herzen statte ich Euer Durchlaucht meinen innigsten Dank für diesen Beweis Ihrer Gnade ab. Mit tiefer Rührung erkenne ich auch die edle Gesinnung an, welche Hochdieselben für so schätzbare und unglückliche Personen hegen, und wünsche Ihrem hochherzigen Vorhaben das beste Gelingen. Aber für diesen Augenblick muß es mit der Ausführung noch etwas anstehen."

„Warum?"

„Weil Frau Sara Effingham, welchen Namen jene

Dame in England nach ihres Vaters Tode führte, sich gegenwärtig nicht in ihrem Vaterlande befindet. Der größte Kummer der unglücklichen Frau war das unbegreifliche Verschwinden ihres Kindes; dieser Gram nagte fortdauernd an ihrem Herzen. Da ging vor zwei Jahren die Nachricht ein, es habe sich eine Spur des verlornen Kindes gefunden, und zwar in Ostindien. Die Mutter ist dieser Spur gefolgt, ist mit einem Schiffe der Regierung nach Batavia abgesegelt und bis jetzt noch nicht wiedergekehrt."

„So bleibt mir denn für diesen Augenblick nichts zu thun, als den Tag ihrer Rückkehr geduldig abzuwarten," sprach der junge Fürst. „Ich hoffe, Sie werden diese Angelegenheit nicht aus den Augen verlieren!"

„Ew. Durchlaucht können sich fest auf mich verlassen. Ich diene Jedermann gerne und mit Freudigkeit, so viel es meine Mittel und die herrschenden Conjuncturen nur irgend gestatten wollen."

Mit diesen Worten verabschiedete sich der ehrbare Oberalte von St. Nicolai und der diensthuende Adjutant erschien, um Seiner Durchlaucht zu melden, daß der Ministerrath versammelt sei.

Als drei Stunden später der Fürst seine getreuen Räthe entließ und mit seinem Adjutanten unter dem

Schloßportal erschien, um eine Spazierfahrt zu beginnen, empfing ihn der Jubel des Volkes, und Jedermann suchte dem geliebten Landesherrn so nahe als möglich zu kommen. Der Fürst grüßte freundlich nach allen Seiten und gewahrte bald einen Mann in der runden Seemannsjacke, der ein Papier hoch empor hielt, und sich vergeblich durch die Menge einen Weg zu bahnen versuchte.

Ein Lakai, den der Fürst absandte, ehe er seine Spazierfahrt antrat, wollte dem Seemanne die Bittschrift abnehmen, aber dieser zog die Hand zurück und sagte: „Mit Gunst, Herr, dies ist kein Bettelbrief; ich muß dies Papier in die Hände des Fürsten selbst geben, so lautet der Auftrag, den ich empfing. Drei Tage bin ich bereits um diese Stunde hierher gekommen, ohne meinen Zweck zu erreichen; aber ich werde alle Tage wiederkommen, bis es mir gelingt, denn das habe ich an dem Bette einer Sterbenden mit Hand und Mund gelobt."

Der Diener entfernte sich kopfschüttelnd und brachte dem dienstthuenden Kammerherrn die Antwort des seltsamen Gesellen. Der Kammerherr ließ den Matrosen zu sich führen und unterhielt sich einige Zeit mit ihm.

Als der Fürst nach einer Stunde von seiner Fahrt heimkehrte, dämmerte der Abend bereits herein. Der

Kammerherr führte den Matrosen in das Kabinet des Fürsten und entfernte sich schweigend.

„Du hast mich selbst sprechen wollen," redete der Fürst den Seemann an. „Was hast Du mir zu sagen?'

„Gnädigster Herr," sagte der Matrose, „wollet es mir vergeben, wenn ich nicht so spreche, wie es vor Euch geziemend erscheinen mag. Ich bin ein schlichter Mann, der seine Worte nicht zu setzen weiß. Ich habe es fern von hier, in Indien, mit einem feierlichen Handschlage gelobt, diese Papiere nach Europa zu bringen und in keine Hand, als die Eurige, niederzulegen. Diesen Auftrag erfülle ich jetzt, und löse mich so von der freiwillig übernommenen Schuld."

„Meines Vaters Handschrift!"

„Ja, sie ist es! Es sind die Briefe, welche der edle Herr an seine erste Frau schrieb, es sind die unausgeführten Verfügungen, die er zu Gunsten seines ältesten Sohnes Edmund traf. Die edle Frau, deren Leben eine ununterbrochene Kette von Leiden und Trübsal war, hat sich nur mit ihrem letzten Athemzuge davon getrennt."

„Sie ist gestorben?" fragte der Fürst mit innerer Bewegung.

„Ja, gnädiger Herr! Sie ist nicht mehr; sie und ihr Sohn, und Alles, was ihr lieb und theuer war, liegt bei Batavia begraben. Die Pest des gelben Fiebers

hat sie dahingerafft. Ehe sie starb, hat sie Euch aus dem tiefsten Innern ihres Herzens viel tausendfach gesegnet, und diesen Segen, der aus einem Mutterherzen nicht inniger kommen kann, überbringe ich Euch ebenfalls. Mir ist in diesem Augenblicke so wunderbar zu Sinn, daß ich nicht anders glauben kann, als sie stehe im Geiste hier zwischen uns. Ihre letzten Worte waren: „„Gott segne ihn immerdar und schenke ihm das Herz seines Vaters!““

Der Fürst schwieg einige Augenblicke tief ergriffen, dann fragte er: „Und wer seid Ihr?“

„Ein schlichter Seemann, den der Zufall vor vielen Jahren zum Retter Eures Bruders machte, und der von da ab ihm ein treuer Freund und Diener blieb. Von mir ist gar nichts zu sagen, Herr Fürst.“

Aber diese kurze Antwort genügte dem Herrn nicht; er veranlaßte den Seemann, seine Geschichte ausführlich zu erzählen. Es geschah nach wiederholter Aufforderung. Der Seemann verhehlte nichts, auch der geringste Umstand wurde offenbar.

„Das ist Alles,“ schloß er seine Erzählung. „Ich habe Euch erzählt, was ich gethan mein Lebelang; wie ich gelebt, und wie mich Gott wunderbar geführt hat, durch vieles irdische Drangsal. Nur eins habe ich nicht klar machen können, das ist die Liebe und Ehrfurcht,

welche ich zu meiner Herrin und ihrem Sohne hatte, das ist die Großmuth, welche sie mir bewiesen, und die ewig in meinem Herzen leben wird. Gott segne sie dafür und vergelte es ihnen jetzt in seinem himmlischen Freudenreiche."

„Ihr seid ein seltner Mensch! Ich fühle mich tief ergriffen, wenn ich daran denke, was Ihr unter andern Verhältnissen hättet werden müssen."

„O nicht doch, gnädiger Herr!" sprach ablehnend der Seemann. „Ich hätte niemals etwas andres werden können, als ich geworden bin, ein treuer Diener und Freund derjenigen, die mir Gutes erzeigt hätten. Ob dies in der runden Seemannsjacke geschehen ist, oder im Staatskleide, das ist wohl einerlei. Jetzt ist Alles am Ende und ich sehne mich nach Ruhe."

„Das sei fortan meine Sorge!"

„Ich danke tausend Mal für Eure Güte, gnädigster Herr, auch wenn ich sie ausschlagen muß."

„Und weßhalb?"

„Weil ich nichts bedarf, und dem Bedürftigen nichts entziehen will. Man hat mich überreich beschenkt entlassen. Ich brauche den Reichthum nicht, denn ich bin von Kindesbeinen auf an Entbehrungen gewöhnt. Aber es werden auf Erden noch viele bittere Thränen geweint; es kehrt mancher arme Seemann nach langen

Jahren von seiner mühsamen Fahrt mit greisem Kopf und gebrochnem Herzen heim, die will ich aufsuchen und ihnen eine helfende Hand leihen. Dazu will ich den Reichthum anwenden, den ich empfangen habe, das wird unsern Heimgegangenen wohlgefällig sein. Es zieht mich nach dem Orte zurück, den ich wie meine Heimat zu betrachten habe, der mir darum lieb geworden ist, weil ich dort zuerst Euren Bruder sah und ihm das Leben rettete."

„Und könnt Ihr nicht auch hier diesem edlen Triebe Genüge thun?" fragte der Fürst, den Seemann mit steigendem Interesse betrachtend.

„Ich könnte es wohl, aber es wäre doch nicht so. Ich bin fremd in diesem Lande. Meine Heimat ist an der Elbe; dort werde ich zufrieden sein und täglich Gelegenheit haben, an Edmund und seine Mutter zu denken."

„Fern sei es von mir, Eure Freiheit beschränken zu wollen. Geht, wohin Euch das Herz zieht, und denkt, daß Ihr hier einen Freund zurücklaßt, der stets bereit ist, Euch jeden Wunsch zu erfüllen. Was ich Euch zugedacht, halte ich zurück; aber es soll nicht müßig liegen; eine Anstalt will ich gründen zum barmherzigen Seemann, und Euch zu Ehren soll diese Freistatt den Namen Emanuel führen."

„Ja, Herr Fürst! handelt so, wie Ihr sagt; es wird Euch Segen bringen. Die Armen, denen Ihr Brod und Obdach gewährt, werden ihre Hände zu Gott im Gebete für Euch erheben. Aber nennt Euer Haus zum barmherzigen Seemann nicht nach meinem Namen. Mein Name ist geringe und ich sehne mich nicht nach äußerer Weltehre. Und nun lebt wohl, mein gnädigster Herr! Ich gehe mit Segen auf den Lippen und im Herzen von Euch!"

Der Seemann entfernte sich. Der Fürst blieb lange allein. Als sein vertrauter Kammerdiener spät Abends in das Kabinet des Herrn trat, staunte er, diesen mit Thränen in den Augen lesend zu erblicken. Die Lichter waren tief herabgebrannt.

Es waren die Briefe seines Vaters an Sara.